

II. Buchbesprechungen

1. Gesamtdarstellungen

ARNOLD ANGENENDT, »Lasst beides wachsen bis zur Ernte ...«. Toleranz in der Geschichte des Christentums. Münster 2018: Aschendorff. 243 S., ISBN 978-3-402-13246-3, € 17,90.

Von Menschenwürde und Menschenrechten wird heute ganz selbstverständlich gesprochen und dieses Gut nicht selten mit der christlichen Tradition in Verbindung gebracht. Arnold Angenendt spürt der Rechtmäßigkeit dieser Verbindung mit einer kurzen und prägnanten Darstellung der Geschichte der Toleranz im Christentum nach; ausgehend von der Bibel und frühen Kirche bis hinein in die Gegenwart. Dabei wird offensichtlich, wie sowohl Toleranz als auch Intoleranz in der Christentumsgeschichte ihre Spuren hinterlassen haben.

Ausgehend von religionsgeschichtlichen Einblicken in die Rolle des Frevlers bzw. Frevlers (Häretiker, Abtrünniger und Unreiner) wird deutlich gemacht, was das Weizen-Unkraut-Gleichnis (vgl. Mt 13,24–30) an Neuem bereithält: Während selbst noch im Alten Testament keine konsequente Überwindung religiöser Gewalt erfolgt sei, komme es nun allein Gott und nicht Menschen oder Religionsgemeinschaften zu, den Frevler zu bestrafen. So sei es auch nicht Sache des Menschen zu verfluchen, sondern zu segnen; ihm sei auferlegt, beides (Weizen und Unkraut / Gut und Böse) wachsen zu lassen. Die durchgehende Aufarbeitung des hieraus resultierenden zwischenmenschlichen Gewaltverzichts in Religionsdingen ist das selbsterklärte Ziel des Buches.

Im Neuen Testament würde zwar zwischenmenschliche Religionsgewalt verurteilt und Gewaltverzicht nahegelegt, gleichwohl gebe es Wortgewalt. Während sich aber die aggressiven Sprachformen bei Jesus nie gegen Menschen richten würden, fänden sich bei Paulus durchaus Formeln religiöser Verfluchung (vgl. Gal 1,8; 1 Kor 5,4f.; 1 Kor 16,22; 1 Tim 1,20). Ähnlich mehrdeutig fällt der Befund im Blick auf die Frühe Kirche aus: Zwar werde physische Gewalt geächtet, gleichwohl aber seien Glaubensstreitigkeiten oftmals erbarmungslos ausgetragen worden. Auch fänden sich Ansätze von Menschenwürde, so v. a. im Kontext des Gebets für die Christen-Feinde und weniger im Kontext der Gott-ebenbildlichkeit, doch seien diese durch die Sündenlehre verdunkelt worden. Während am Tötungsverbot der Gottesfrevler festgehalten worden sei, habe Augustinus Zwangsmaßnahmen zugelassen, was lange nachgewirkt habe.

Im Frühmittelalter sei es zur Gewaltmission gekommen, motiviert durch den Gottesfrevler auf beiden Seiten. Dagegen habe es im 1. Jahrtausend keine Ketzer-Hinrichtungen gegeben. Erst im 2. Jahrtausend habe ein Ausreißen des Unkrauts eingesetzt. Außerdem sei es zum geistlichen Terror sowie zum Aufleben des Pollutionsgedankens gekommen, welcher für die Kreuzzüge maßgebend geworden sei. Gleichwohl habe das Weizen-Unkraut-Gleichnis weitherhin positiv gewirkt, so etwa im gratianischen Decretum, wo es »eine Art Basso continuo« bildete (S. 97). Eine entscheidende Wende wird im Hochmittelalter ausgemacht: Ketzertötung wird nun erlaubt und sogar von Thomas von Aquin gerechtfertigt, da man glaubte, das Unkraut eindeutig identifizieren zu können. Um dieses im Innern des Menschen ausfindig zu machen, habe sich nun das Inquisitionsverfahren

etabliert. Indes sei die altkirchliche Toleranz selbst im Spätmittelalter, trotz einer intensiven Strafverfolgung von Gotteslästerern, nie gänzlich verschwunden. In der Reformation sei durch die Billigung von Ketzer-Hinrichtungen der Toleranzgedanke zugunsten der Religionsgewalt ins Hintertreffen geraten. Die Großkonfessionen hätten die Toleranzidee und mithin das Verbot des Ausreißens des Unkrauts nicht durchhalten können. »Es war der linke Flügel der Reformation, der die absolute Gewaltlosigkeit in Religionsdingen von neuem einforderte und damit zur modernen Toleranz überleitete.« (S. 128) In der Aufklärung habe die Gewissensfreiheit eine beinahe absolute Stellung eingenommen und mithin der freie Religionsentscheid. Zudem sei die unverlierbare, weil mit der Natur gegebenen Menschwürde herausgestellt und von nicht wenigen Aufklärern das Weizen-Unkraut-Gleichnis bemüht worden.

Während die Päpste im 19. Jahrhundert die Religions- und Gewissensfreiheit gelehrt hätten, seien diese 1848 in Frankfurt grundgelegt worden. Zwar habe sich die altkirchliche Religionsfreiheit als Brücke angeboten, doch sei sie erst von Johannes XXIII. beschritten worden, was schließlich zum Dekret der Religionsfreiheit auf dem Zweiten Vatikanum geführt habe. Mit der Frage nach der Bedeutung der Menschenwürde und Menschenrechte für den freiheitlichen, säkularen Verfassungsstaat enden die Ausführungen, nicht ohne zuvor auf das hinzuweisen, was ohne religiöse Überlieferung fehlen würde. Ein Literatur- und Personenregister runden den Band ab.

Wer nach Spuren der Toleranzidee in der Geschichte des Christentums sucht, wird in dem vorliegenden Band reichlich fündig und nicht selten überrascht, u. a. wie sehr sich das Weizen-Unkraut-Gleichnis als roter Faden entpuppt. Das Buch ist reich an Zitaten, nimmt auf aktuelle Diskussionen Bezug und verzichtet auf langatmige Ausführungen. Die Systematik erschließt sich nicht immer sofort, wohl aber während der Lektüre, die uneingeschränkt lohnt.

Christoph Böttigheimer

JENS HOLGER SCHJØRRING, NORMAN A. HJELM (HRSG.): Geschichte des globalen Christentums. 2. Teil: 19. Jahrhundert (Die Religionen der Menschheit, Bd. 33), Stuttgart: Kohlhammer 2017. 582 S. ISBN: 978-3-17-021932-8. Geb. € 179,00.

Global History ist seit einigen Jahren *der* Megatrend der Geschichtswissenschaften. Während die schon seit langem nicht mehr so »neuere Kulturgeschichte« in der Gefahr steht, sich in Detailstudien zu verlieren, soll die Globalgeschichte die (angeblich immer schon existenten, aber) aus dem Blick geratenen Verbindungen der multiple antiquities, multiple modernities usw. in den Blick nehmen und so die eurozentrische Engführung der westlichen Masternarrative überwinden. Für einige Epochen (Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts; Christopher A. Bayly: Die Geburt der modernen Welt. Eine Globalgeschichte 1780–1914) oder Themenfelder (John Darwin: Der imperiale Traum. Die Globalgeschichte der großen Reiche 1400–2000; Talal Asad: Formations of the Secular. Christianity, Islam, Modernity) ist das bereits erfolgreich demonstriert worden. Welches Thema läge für eine Globalgeschichte nun näher als die Geschichte des Christentums, das sich im Rahmen der europäischen Expansion seit 1820 tatsächlich zur ersten globalen religiösen Formation entwickelte? Die von Schjørring und Hjelm herausgegebenen drei Bände einer »Geschichte des globalen Christentums« wollen diese Lücke schließen. Zu fragen ist allerdings, ob alle Beiträge dem hohen Anspruch gerecht werden und ob sich die Beiträge tatsächlich zu jenem neuen Bild von Christentumsgeschichte zusammenfügen, das das Vorwort (S. 14) verspricht.

Die Einteilung des Gesamtwerks und auch die Gliederung des zweiten Bandes halten am europäischen Narrativ fest: Die Welt des globalen Christentums weiterhin in Frühe Neuzeit, langes 19. Jahrhundert und 20. Jahrhundert zu unterscheiden markiert europäische Zäsuren, entspricht aber kaum der Selbstwahrnehmung der außereuropäischen Kirchen, für die die größten Zäsuren die Ankunft der europäischen Mission, ihre Verbindung mit und ihre schließliche Lösung vom modernen Kolonialismus waren und die sich zu ganz unterschiedlichen Zeitpunkten vollzogen. Auch in der Binnengliederung des Bandes dominiert die europäische Sicht: Ziemlich genau die Hälfte des Bandes (bis S. 268) widmet sich der europäischen Kirchengeschichte, den Rest müssen sich die anderen Kontinente teilen (wobei Australien vergessen wird). Im großen Ganzen wird in allen Beiträgen Kirchengeschichte als Institutionen- und Frömmigkeitsgeschichte geschrieben. Die für Konzepte wie »*entangled history*« schlechthin entscheidenden Querverbindungen zwischen den *Kirchen* werden allenfalls im Modus der Missionsgeschichte wahrgenommen. Überschneidungen mit den Aufnahmekulturen oder konkurrierenden Religionen (Islam, Judentum und Hinduismus) werden genauso stiefmütterlich behandelt wie die gesamte Philosophie-, Kunst- oder Politikgeschichte. Allein der kurze Beitrag von Ulrike Schröder und Frieder Ludwig knüpft an genuin globalgeschichtliche Theoriebildung an und versucht, am Beispiel Südindiens und Westafrikas die außerchristliche Sicht auf das Christentum in den Blick zu nehmen. Leider wirkt der Beitrag streckenweise etwas unfokussiert und kleinteilig und eröffnet so kaum weitergehende Perspektiven.

Dass so kein globalgeschichtliches Konzept von Christentumsgeschichte zustande kommt, liegt auch am sehr unterschiedlichen Niveau der Beiträge. Nicht unproblematisch sind Ausführungen Hugh McLeods (»Einführung in Band II«, »Die Revolutionen und die Kirche: die neue Ära der Moderne«, »Reflexion und Ausblick«), die zusammen allein ca. 140 Seiten des Bandes ausmachen: Seine Darstellung will offenbar eine politische Sozialgeschichte der europäischen Kirchen im 19. Jahrhundert sein, mäandert aber so unverbindlich zwischen Mikro- und Makrogeschichte, dass sich mir ein inhaltlicher Fokus nicht erschließt. Das ist umso bedauerlicher, als eine Darstellung des europäischen Protestantismus in dem Band ganz fehlt.

Ganz im Gegensatz dazu steht Andreas Holzems konzise, souveräne Darstellung des europäischen Katholizismus im 19. Jahrhundert und seiner unterschiedlichen Reaktionsweisen auf Narrative der Modernisierung: Die pointiert postvatikanische (und streckenweise höchst unterhaltsame!) Perspektive des Autors auf den Ultramontanismus macht diesen Beitrag m. E. zu einer der besten kürzeren Darstellungen des Themas überhaupt. Unbedingt lesenswert! Ähnlich souverän stellt Christian Gottlieb die Institutionengeschichte der christlichen Kirchen in Russland zwischen Peter dem Großen und der russischen Revolution dar, wobei man sich eine ebenso klare Einführung auch für die russische Theologie gewünscht hätte. Kevin Ward bietet eine instruktive Sozial- und Kulturgeschichte der europäischen Missionsbewegung, die allerdings eine ganze Reihe Überschneidungspunkte mit seinem eigenen Beitrag zur Geschichte Afrikas aufweist. Mitri Raheb entwirft eine arg knappe Geschichte des Christentums im Nahen Osten, die überdies kaum mehr ist als die Geschichte der protestantischen Missionen. Die Geschichte der orthodoxen Kirchen kommt nur in ihrer Reaktion auf dieselbe in den Blick. Problematisch erscheint hier das Kapitel über den Zionismus: Es bedient die alten Narrative, der Zionismus sei ein (pseudo-)religiöses Projekt der protestantischen Eliten des Westens gewesen mit dem Ziel, »die Palästinenser aus ihrem Land zu vertreiben und palästinensische Stadtregionen zu besetzen, in denen sich dann jüdische Einwanderer niederließen.« (S. 356). Eine solche historische und politische Schlagseite hätte durch eine sorgsamere Redaktion vermieden werden müssen!

Problematisch ist aber vor allem der Beitrag von Margaret Bendroth zur Geschichte des Christentums in Nordamerika. Der Beitrag zeigt eine massive religiöse Schlagseite: Während in der Beschreibung der Erweckungsbewegung das Urteil der Autorin von dem der Quellen kaum noch zu unterscheiden ist und die Grenzen zum erbaulichen Traktat manchmal deutlich überschritten werden (etwa S. 365–369 und S. 391–392), werden andere Kirchen zur Karikatur entstellt, deren »reguläre« oder »offizielle« Geistliche immer wieder versucht hätten, von der Arbeit anderer zu »profitieren«. Bei Bendroth diskutieren Presbyterianer noch im 19. Jahrhundert über »unveränderlich festgelegte Syllogismen des Calvinismus« – S. 392; im Katholizismus spielen »Hausaltäre und örtliche Heiligtümer eine größere Rolle [...] als kirchliche Literatur« – S. 379; Mormonen sind »eine echte Herausforderung für religiöse Toleranz« – S. 383. Dazu kommen eine ganze Reihe Ungenauigkeiten: S. 363 werden Arminianismus und Arianismus verwechselt; S. 388 wird »Rerum Novarum« als »moderne katholische Position für soziale Gerechtigkeit« bezeichnet, während die deutsche Bibelkritik »die Historizität Jesu in Frage« gestellt habe (S. 392), und schließlich wird gar angedeutet, die Säkularisierung könne vielleicht »eher ein wissenschaftliches Konstrukt als eine Interpretation der Wirklichkeit« sein (S. 396).

Demgegenüber bietet Klaus Koschorke Darstellung einen grundsoliden Handbuchartikel zur Geschichte des Christentums in Asien, ebenso wie Kevin Wards Darstellung zu Afrika, für die man sich allerdings mehr und genauere Literaturangaben gewünscht hätte. Überhaupt ist die für fast das ganze Buch geltende Entscheidung ungewöhnlich, ausgerechnet Quellenzitate nicht auszuweisen: das dürfte dem Buch einen Großteil seiner Wirksamkeit für die weitere Forschung nehmen. Deutlich zu knapp fällt Drehers Darstellung zu Lateinamerika aus: Hier werden allgemein politische und institutionengeschichtliche Eckdaten zu einer Höhenkammgeschichte verbunden, die weder frömmigkeits- noch theologiegeschichtliche Perspektiven berücksichtigt.

Konzeptionell bietet der Band eine große Spannweite von magistralen bis hin zu eher problematischen Beiträgen, wobei mit dem Kontinent Australien und dem europäischen Protestantismus erhebliche Lücken zu verzeichnen sind. Der konzeptionelle Mut, sich in einer Reihe, die »Religionen der Menschheit« heißt, von einer klassischen kirchengeschichtlichen Binnenperspektive zu einer übergreifenden religionshistorischen und globalhistorischen Perspektivierung zu wagen, ist für mich jedenfalls nicht zu erkennen. Dazu fehlt zu sehr eine theoretische Fundierung. In der Konsequenz bleiben sehr unterschiedlich qualitätvolle Einzeldarstellungen nebeneinander stehen. So wird man das Buch in die Hand nehmen, wenn man einen kurzen Überblick über die Kirchengeschichte einzelner Kontinente oder Länder im 19. Jahrhundert gewinnen will – aber auf die Globalgeschichte des Christentums müssen wir nach wie vor warten.

Anselm Schubert

HUBERT WOLF: Konklave. Die Geheimnisse der Papstwahl. München: C. H. Beck 2017. 224 S. m. Abb. ISBN 978-3-406-70717-9. Geb. € 19,95.

Am 11. Februar 2013 trug sich etwas zu, was erstmals im Jahre 1294 geschah: Benedikt XVI. kündigte dem Konsistorium seinen Rücktritt vom Papstamt aufgrund schwindender Kräfte bedingt durch sein vorgerücktes Alter an. Spätestens zum Beginn des Konklave am 12. März 2013 versammelten sich die Fernsender sowie die Presse auf dem Petersplatz, bis das Wahlgremium am zweiten Tag durch das Aufsteigen des weißen Rauchs die Entscheidungsfindung signalisierte. Nach der Ankündigung des neuen Papstes

durch den rituellen Satz »Habemus papam« und der Nennung seines Papstnamens Franziskus trat Kardinal Jorge Mario Bergoglio auf die Loggia des Petersdoms und begrüßte die Menge mit einem schlichten »Buonasera«.

Die Papstwahl hat bis heute eine 2000-jährige Geschichte durchlaufen, und der Verlauf der Papsterhebung wurde vor allem durch die Papsterhebungsordnungen des Mittelalters geprägt. Durch die Konstitution »Ubi periculum« des Zweiten Konzils von Lyon 1274 wurde das Konklave als einzig legitimer Papstwahlort festgesetzt. Aufgrund der Verbrennung der Wahlzettel erfährt die Außenwelt nichts über den Wahlverlauf, sodass bis heute von den »Geheimnissen der Papstwahl« zu sprechen ist.

Mit dem Wahlort des Konklave und den Geheimnissen einer jeweiligen Papstwahl beschäftigt sich das Werk von Hubert Wolf. Auf die bildhafte Darstellung der letzten Papstwahl im Jahre 2013 folgt eine auf sechs Kapitel verteilte Beantwortung der Fragen (1) »Wer wählt den Papst?«, (2) »Wer kann überhaupt Papst werden?«, (3) »Wo wird der Papst gewählt?«, (4) »Wie wird der Papst gewählt?«, (5) »Was macht den Papst zum Papst?« und (6) »Wie geheim sind Papstwahlen wirklich?«. Daran anschließend wird die Möglichkeit des Papstrücktrittes thematisiert. Den Abschluss bildet das prägnante Fazit »Die Papstwahlordnung von 2059«. Die jeweiligen Kapitel werden mit epochalen Schlaglichtern zu den einzelnen Fragestellungen eingeleitet und mit den entscheidenden, noch heute gültigen Bestimmungen sowie deren Umsetzung untermauert.

So beginnt das erste Kapitel (S. 23–48) mit den berühmten Worten in Mt 16,18f., mit denen das Papsttum bis heute seinen Primat in der Gesamtkirche begründet. Es folgt eine chronologische Darstellung der ausschlaggebenden Momente in der Geschichte der Papstwahlen, wie das Papstwahldekret 1059, das Konzil von Konstanz 1414–1418 und schließlich die Wahlordnung von 1996. Im nächsten Kapitel (S. 51–61) werden die geschichtsträchtige Leichensynode 897 herausgegriffen, das Translationsverbot diskutiert und schließlich mit den heutigen Bestimmungen über den passiven Wahlkörper die Darlegung abgeschlossen. Erst im dritten Kapitel (S. 65–83) wird die Bestimmung über das Konklave als Wahlort eingehend erläutert. Mit der Adorationswahl des Gian Angelo de' Medici (Pius IV.) 1559 werden im vierten Kapitel (S. 87–113) die drei Wahlmodi *per scrutinium*, *per compromissum* und *per inspirationem* eingeführt, um schließlich herauszustellen, dass der Wahlmodus *per scrutinium* der einzig legitime seit der Reform von 1996 ist. Das fünfte Kapitel (S. 117–151) versucht den Moment herauszuarbeiten, ab dem ein gewählter Papst im Besitz seiner päpstlichen *auctoritas* ist: Bis zur Leichensynode war es die Weihe zum Bischof von Rom, spätestens ab 1059 die Inthronisation und heute ist es, laut Hubert Wolf, die Papstwahl. Schließlich wird im sechsten Kapitel (S. 155–163) die Frage beantwortet, wie geheim die Papstwahl wirklich ist: Erst Papst Johannes Paul II. machte sie zu einer wirklich geheimen Angelegenheit.

Die Herausarbeitung der Geschichte der Papstwahlen von ihren Anfängen bis in die Gegenwart stellt eine Herausforderung dar. Dem Autor gelingt es weitestgehend, die von ihm gestellten Fragen adäquat zu beantworten. Die Darlegung der Papstwahlen des Früh- und Hochmittelalters gerät aufgrund ihrer Komplexität zu kurz, sodass dem Autor an einigen Stellen Fehler unterlaufen. Pippin und seine Söhne bekamen von Papst Stephan II. (752–757) den Titel *Patricius Romanorum* und nicht *Patricius Romanus* verliehen (S. 34). Es war nicht Heinrich III., der das Kardinalskollegium in Rom installierte, sondern die Reformpäpste selbst (S. 36). Als zu weitgehend stellt sich der Vorschlag heraus, das Konsistorium der Kardinäle oder ein Konzil über die Amtsfähigkeit eines Papstes und eine mögliche Absetzung entscheiden zu lassen (S. 180). Dies widerspricht der päpstlichen Nichtjudizierbarkeit. Das visionäre Fazit »Die Papstwahlordnung von 2059«, welches

als Reformvorschlag zu verstehen ist, bildet einen unterhaltsamen Abschluss des Werkes. Obwohl das Werk eher für das breite Publikum bestimmt ist, kann auch die Papsttumforschung Anregungen erhalten.

Sabrina Blank

MANFRED LÜTZ: Der Skandal der Skandale. Die geheime Geschichte des Christentums. Freiburg i. Br. – Basel – Wien: Herder 2018. 286 S. ISBN 978-3-451-37915-4. Geb. € 22,00.

Im Mai 2000 veröffentlichte der Berliner Philosoph Herbert Schnädelbach unter dem Titel »Der Fluch des Christentums« eine wütende Anklage gegen das Christentum (https://www.zeit.de/2000/20/200020.christentum_.xml). Der Artikel enthielt, angefangen vom Missionsbefehl als Toleranzverbot über den Antijudaismus bis zur Leibfeindlichkeit die üblichen Versatzstücke einer Kirchenkritik und stieß auf erheblichen Widerspruch, darunter als bedeutendste Antwort Arnold Angenendts voluminöse historische Studie »Toleranz und Gewalt« (Arnold Angenendt, Toleranz und Gewalt. Das Christentum zwischen Bibel und Schwert, Münster ⁵2012).

Angenendts Buch fand erfreulicherweise viele Leserinnen und Leser, darunter den Arzt und Publizisten Manfred Lütz. Lütz, den man bei aller Vorsicht gegenüber entsprechenden Zuschreibungen als konservativ bezeichnen kann, schreibt vorrangig über theologische und kirchliche Themen für ein breites Leserpublikum, und so ist auch sein neuestes Werk »Der Skandal der Skandale« ausgelegt. Folgt man Lütz, handelt es sich um eine populär gehaltene Kurzfassung von Angenendts Studie. Ob das tatsächlich so ist, wird noch genauer zu diskutieren sein. Grund dafür ist, dass »Falschinformationen über das Christentum« wie die von Schnädelbach breit rezipiert werden und »das Christentum in seinem Kern nachhaltig erschüttert und absolut unglaubwürdig gemacht« haben (beide Zitate S. 9). Der eigentliche Skandal besteht für Lütz allerdings darin, dass besagte »Falschinformationen« weiterhin für bare Münzen genommen werden, trotz der Widerlegung durch Arnold Angenendt und andere Historiker. Lütz leitet daraus den Anspruch seines Buches ab. Es will für einen breiten Leserkreis »der Skandalgeschichte des Christentums vorurteilsfrei mit dem Skalpell der Wissenschaft zu Leibe rücken« (S. 14), und zwar, so der Selbstanspruch, nicht um die Kirche reinzuwaschen. »Es geht also hier nicht um Bekenntnis, sondern um Geschichte [...]« (S. 14).

Inhaltlich ist das Buch im wesentlichen chronologisch aufgebaut. Die meisten der zwölf Kapitel haben ein bestimmtes Thema, wie etwa die Hexenverfolgungen, die Indianermission oder das Verhältnis zum Nationalsozialismus. Andere Kapitel wiederum verbinden über eine bestimmte Zeitphase (z. B. IX. Nach dem Blutbad – Die Kirche im 19. Jahrhundert) unterschiedliche Themen, wie das Unfehlbarkeitsdogma und die Antworten der katholischen Kirche auf die Soziale Frage.

Die Qualität der Kapitel ist unterschiedlich. Vom »Skalpell der Wissenschaft« ist an vielen Stellen wenig zu spüren, auch wenn das Buch schon fast schamanenhaft die Kraft der Wissenschaft beschwört. Es will »Fake News« (S. 9) über den »Faktencheck« (S. 105) entlarven, ohne allerdings deutlich zu machen, dass seine »Fakten« oftmals Deutungen sind, und es auch noch Alternativdeutungen gibt, die sich nicht einfach als Falschinformationen abtun lassen. Im Kapitel über die Beziehung zum Judentum räumt Lütz beispielsweise ein, dass es durchaus Antijudaismus gegeben habe. Dieser sei auch dafür mitverantwortlich gewesen, dass dem »rassistischen Antisemitismus nicht mit der nötigen Entschiedenheit Widerstand geleistet wurde« (S. 231), um anschließend, u. a. mit einem Zitat von Olaf Blaschke, den Abstand zum rassistischen Antisemitismus ausführlich dar-

zustellen. Damit folgt Lütz der Argumentation von Angenendt. Wer aber Angenendt liest, erfährt mit einem weiteren Zitat von Olaf Blaschke (S. 541), dass dieser von der Existenz eines katholischen Antisemitismus ausgeht und die These einer klaren Trennung von katholischem Antijudaismus und rassistischem Antisemitismus gerade nicht vertritt. Es fehlt also, und nicht nur hier, eine sehr wichtige Differenzierung.

Problematisch ist auch der Umgang mit Zahlen und Statistiken, die häufig in vergleichender Absicht eingesetzt werden, ohne dass der wissenschaftliche Erkenntnisgewinn ersichtlich wird. Der Abschnitt über die Aufklärung endet beispielsweise mit einigen Ausführungen über die Opferzahlen der Französischen Revolution. Mit einem Zitat von Michel Vovelle wird im Gefolge von Arnold Angenendt die Zahl an Hinrichtungen, die vom Wohlfahrtsausschuss angeordnet wurde, mit 50.000 angegeben (Lütz, S. 192; Angenendt, S. 69), wobei Angenendt und mit ihm Lütz den Hinweis unterlassen, dass es auch andere deutlich abweichende Schätzungen gibt. Dabei belässt es Lütz aber nicht, sondern zieht einen Vergleich zu den Opferzahlen der Hexenverfolgungen und der spanischen Inquisition: »Das sind in diesen 13 Monaten genauso viele Opfer wie bei allen Hexenverfolgungen in ganz Europa in 400 Jahren zusammen: und zehnmal soviel wie alle Opfer der spanischen Inquisition in 350 Jahren (S. 192).« Der Vergleich und mit ihm die Angabe der Opferzahlen dienen hier keinem historischen Erkenntnisgewinn. Es geht vielmehr darum, bestimmte Verbrechen über die noch größere Abscheulichkeit eines anderen Verbrechens zu relativieren.

Bei allem Verständnis für eingängige und klar verständliche Positionen: An zu vielen Stellen schießt Lütz über das Ziel hinaus. Schwer zu ertragen sind so etwa seine Ausführungen über das »Christentum und den Kindesmissbrauch«. Lütz verquickt hier die sexuelle Revolution der 1960er-Jahre (»Nachdem man erst die Heterosexuellen sexuell befreit hatte, dann die Homosexuellen, standen jetzt die Pädophilen auf der Tagesordnung«, S. 271) mit der deutlichen Zunahme an Priestern, die um eine Laisierung baten (»Progressive Priester bewiesen ihre progressive Aufmüpfigkeit, indem sie sich mehr oder weniger öffentliche Freundinnen – oder Freunde – hielten. Man war eben sexuell aufgeschlossen.«, S. 272) mit einer Zunahme an pädophilen Priestern. Endlich im Thema angekommen verlässt Lütz es schnellstmöglich wieder, um in langen Ausführungen eine »zweite Opfergruppe« (S. 275) zu beklagen, nämlich die Personen, die des sexuellen Missbrauchs zu Unrecht beschuldigt wurden, und mit dem Finger auf andere Gruppen zu zeigen. Dies tut Lütz oft und gerne, indem er ein Zitat einspielt. In diesem Fall schreibt er (leider ohne jeden Beleg), der Vorsitzende der durchaus kirchenkritischen Beratungsstelle »Zartbitter« habe 2012 erklärt, »in der evangelischen Kirche lägen genauso viele Missbrauchsfälle vor wie in der katholischen«. Über die Absurdität der Behauptung angesichts des Forschungsstandes – die aktuelle MHG-Studie zeigt deutlich, dass sich nur Mindestzahlen ermitteln lassen – verliert Lütz kein Wort. Ein Hinweis auf das Phänomen, das aktuell unter dem Stichwort »Klerikalismus« diskutiert, fehlt. Auch der nicht sexuelle Missbrauch durch massive körperliche und psychische Gewaltanwendung in Einrichtungen der Behindertenhilfe und der Kinder- und Jugendfürsorge ist ihm keiner Erwähnung wert.

Abschließend bleibt kritisch anzumerken, dass der Herder-Verlag der Sache keinen Dienst erwiesen hat, indem er eine große schwarze Bombe auf den Schutzumschlag setzen ließ. Diese wirkt genauso deplatziert wie der Untertitel »Die geheime Geschichte des Christentums«. Das Buch erweist damit dem wichtigen Anliegen, den Skandalisierungen der Kirchengeschichte mit Argumenten entgegenzutreten, einen Bärendienst. Angenendts Studie zu lesen, mag etwas länger dauern. Eine Alternative dazu ist »Der Skandal der Skandale« nicht.

Andreas Henkelmann

UWE NIEDERSEN (HRSG.): Reformation in Kirche und Staat. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Berlin: Duncker & Humblot 2018. 405 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-428-15529-3. Geb. € 89,90.

Der unter einem etwas ungeschickt formulierten Titel (von einer Reformation »in«, besser »der« Kirche kann man sprechen, aber was soll »Reformation i[m] Staat« meinen?) erschienene Sammelband vereinigt 33 Aufsätze zu kirchlichen und politischen Dimensionen der Reformation, die sich teilweise auf das Verhältnis von Kirche und Staat konzentrieren. Die Aufsätze basieren überwiegend auf Vorträgen, die in den Jahren 2014–2017 auf Tagungen gehalten wurden, die der kulturhistorische »Förderverein Europa Begegnungen« in Torgau veranstaltete. Der zeitliche Rahmen reicht, wie der Untertitel des Buches korrekt angibt, von einer Ausnahme, einem Rückgriff auf das Mittelalter abgesehen, vom 16. bis in das 20. Jahrhundert. Die meisten Beiträge bieten Bekanntes, wenn auch in durchaus eigenständiger und mitunter origineller Weise. Einige, insbesondere die regional- und ortsgeschichtlich ausgerichteten, leisten aber auch echte Beiträge zur Forschung. Viele der Beiträger – Klaus Berger, Johannes Burkhardt, Reiner Groß, Rolf Decot, Wolf Krötke, Dieter Langewiesche, Wolfgang Reinhard, Eike Wolgast – sind jedoch (schon lange) nicht mehr im aktiven Dienst. Auch der Herausgeber des Bandes, der Hallenser Wissenschaftshistoriker und Privatdozent Uwe Niedersen, ist im Ruhestand und engagiert sich ehrenamtlich in dem erwähnten »Förderverein«.

Während die meisten Autoren nur mit einem Beitrag vertreten sind, präsentieren andere gleich mehrfach, darunter der Historiker Reiner Groß, der das Thema Kirche und Staat landesgeschichtlich für Sachsen in insgesamt vier Beiträgen und durch die Epochen hindurch entfaltet. Zu den Mehrfach-Beiträgern gehört auch die evangelische Theologin Athina Lexutt, die die lutherische Theologie durch die Epochen hindurch begleitet und dabei phantasievoll mit den Metaphern »Kern« und »Kernobst« spielt, aber auch – bei einer Kirchenhistorikerin ungewöhnlich – phasenweise in einen Predigtstil wechselt. Der Wissenschaftsstandort Tübingen ist durch den Historiker Dieter Langewiesche vertreten, der sich dem Verhältnis der Deutschen zu Luther im 19. und 20. Jahrhundert zuwendet, und durch den evangelischen Theologen Reinhold Rieger, der Luthers Freiheitsidee erläutert.

Als Beiträge zur Forschung von nicht nur regional- und lokalgeschichtlicher Relevanz sind die Aufsätze von Matthias Müller über die »Bekenntnis-Architektur« (S. 69) des Schlosses Torgau und Uwe Niedersens über Inschriften im Schloss und für das Schloss geschaffene Bilder anzusehen. Auch weitere Beiträge machen, zu Recht, auf die Bedeutung Torgaus als Ort der Reformation aufmerksam. Torgau war wichtig und empfiehlt sich, auch durch diesen Sammelband, jedem an Geschichte und Reformationsgeschichte Interessierten für einen Besuch.

Lesenswert sind auch Andreas Tackes die Konfessionskultur um 1900 erhellenden Ausführungen über den Berliner Kirchenbau. Katholische und evangelische Bauten unterschieden sich damals, wie er zeigt, auch in den verwendeten Backsteinen, und der Evangelische Bund entfernte damals bei seinen Vortragsveranstaltungen anwesende Katholiken gewaltsam aus dem Saal. Weit vom eigentlichen Thema entfernen sich Josef Ulfkottes Aufsatz über den Turnvater Jahn und Uwe Niedersens den Band abschließende Erörterung über Glaube und Wissen. Klaus Berger, bekannt als evangelischer Neutestamentler in Heidelberg, der nach seinem Dienstende behauptete, in Wirklichkeit immer Katholik gewesen zu sein, zeigt auf durchaus eindrucksvolle Weise, wie sich theologische Zentralgedanken Luthers und der Reformation schon beim mittelalterlichen Zisterziensertheologen Wilhelm von Saint-Thierry finden lassen und polemisiert nebenbei gegen

die moderne historisch-kritische Methode. Auch andere Beiträge sind, sicher dem ursprünglichen Vortragscharakter geschuldet, nicht frei von Polemik. Lexutt wirft der heutigen Theologie vor, sich der Wahrheitsfrage nicht mehr zu stellen und sich schon »zu Zweidrittel« ihr eigenes Grab ausgehoben zu haben (S. 126).

Ungewöhnlich an dem eigentlich schön gestalteten, auch mit vielen Bildern (das sehr ansprechende Gemälde »Die Weihe der Schlosskapelle zu Torgau« von Volker Pohlenz, das alt wirkt, aber erst 2012 geschaffen wurde, ziert den Einband vorne und hinten) und Karten ausgestatteten Band ist, dass die Texte in sehr kleiner Schrift und in Spalten gesetzt wurden. Nicht ungewöhnlich, aber im konkreten Fall auch nicht besonders sinnvoll ist es, außer den Vorträgen der Tagungen auch die Rückfragen und Diskussionen in zusammenfassenden Bearbeitungen zu bieten.

Der Sammelband enthält ein Autorenverzeichnis mit Kontaktadressen, auf Register wurde jedoch verzichtet.

Martin H. Jung

SIGRID HIRBODIAN, TJARK WEGNER (Hrsg.): Tübingen. Aus der Geschichte von Stadt und Universität (landeskundig, Bd. 4). Ostfildern: Jan Thorbecke 2018. 362 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-7995-2073-7. € 25,00.

Im vorliegenden Band hat eine 2016 veranstaltete Vorlesungsreihe des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften im Rahmen des Tübinger *Studium generale* ihren Niederschlag gefunden. In elf Vorträgen sollten »markante Punkte aus der Geschichte von Stadt und Universität exemplarisch« vorgestellt werden (S. 7). Das Ergebnis ist freilich eine Reihe an Umfang und sachlichem Gewicht äußerst unterschiedlicher Teile.

Dem Mittelalter sind vier Beiträge gewidmet: An die Forschungen seines Lehrers Sönke Lorenz anknüpfend diskutiert Oliver Auge kundig und differenziert die Zusammenhänge zwischen den Pfalzgrafen von Tübingen und den Anfängen der Stadt Tübingen, wobei er auch klar auf offene Fragen hinweist (S. 11–30). Aus der Perspektive des Archäologen gibt Sören Frommer, Mitautor am jüngst erschienenen Tübinger Stadtkataster, einen Überblick über die Entstehung der Stadt und ihre Entwicklung bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, der Jürgen Sydows Darstellung von 1974 in vielem korrigiert, aber auch Unsicherheiten bei der Rekonstruktion der frühen Stadtgeschichte nicht verschweigt (S. 31–80). Noch umfänglicher ist der mit 40 Abbildungen besonders reich illustrierte Aufsatz, in dem der Bauforscher Tilmann Marstaller – die neuesten eigenen und fremden Forschungen zusammenfassend – den Wandel der Tübinger Altstadt vom Spätmittelalter bis ins 18. Jahrhundert schildert (S. 81–156). Den Blick auf das Mittelalter abrundend charakterisiert Sigrid Hirbodian Tübingen zwischen 1335 und dem Anfang des 16. Jahrhunderts als landesherrliche Stadt, Amtsstadt und Universitätsstadt (S. 167–175).

Neben der Stadt tritt die Universität freilich stark in den Hintergrund. Regina Keyler, Leiterin des Universitätsarchivs, führt in ihre Anfänge auf originelle Weise ein, indem sie die Dokumente und Sachquellen sowie die wichtigsten handelnden Personen und Orte der Gründung vorstellt, ohne allerdings die Zusammenhänge zu behandeln (S. 177–202). Sehr knapp beschreibt Wolfgang Schöllkopf die Anfänge des Stipendiums, des späteren Evangelischen Stifts (S. 203–212). Die gesamte Geschichte der Universität als Ort der Wissenschaft wird übergangen. Stattdessen stellt Stefan Knödler den Literaturwissenschaftler und Dichter Moritz Rapp (1803–1883) und das in seiner Privatwohnung organisierte studentische Theater vor (mit einer Edition im Anhang) – eine interessante

Entdeckung, die aber aus dem Rahmen des Bandes fällt (S. 213–236). Ein für die Stadt- und Universitätsgeschichte gleichermaßen wichtiges Ereignis behandelt Wilfried Setzler in seinem politischen und sozialen Kontext: die durch den Ausbruch des Vulkans Tambora 1815 ausgelöste Hungerzeit 1816/17 (S. 237–259). Martin Ulmer skizziert die wechselvolle Geschichte der Tübinger Juden (S. 261–282), während Wolfgang Sannwald die schwierige Tübinger Erinnerungsgeschichte nach 1945 in einer differenzierten, auch ins Grundsätzliche vorstoßenden Betrachtung darstellt (S. 282–325). Der Band schließt mit einem Rückblick von Benigna Schönhagen auf Stadt und Universität Tübingen in der Zeit des Nationalsozialismus (S. 327–358).

Man legt das Buch, das dem hochverdienten Historiker, Tübinger Kulturamtsleiter und Förderer des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften Wilfried Setzler zum 75. Geburtstag gewidmet ist (S. 8–10), mit gemischten Gefühlen aus der Hand. Auch der Kenner lernt aus ihm Neues, besonders aus den Überblicken der Spezialisten über die ältere Stadtgeschichte oder aus den Ausführungen über Moritz Rapp. Andere Beiträge fassen Bekanntes kompetent und anregend zusammen. Doch wer sich über die Universität unterrichten will, erfährt wenig über ihre Geschichte und nichts über ihre Leistungen. Er legt den Band mit dem fatalen Eindruck aus der Hand, das einzig Erwähnenswerte sei ihr Versagen gegenüber dem Nationalsozialismus gewesen.

Ulrich Köpf

2. Quellen und Hilfsmittel

LANDESARCHIV BADEN-WÜRTTEMBERG (HRSG.): Barbara Gonzaga: Die Briefe / Le Lettere (1455–1508). Bearb. von Christina Antenhofer, Axel Behne, Daniela Ferrari, Jürgen Herold, Peter Rückert. Übers. von Valentina Nucera. Stuttgart: Kohlhammer 2013. 492 S. ISBN 978-3-17-023381-2. Geb. € 49,00.

Die deutschsprachige Forschung rund um Barbara Gonzaga, Markgrafentochter und Ehefrau Herzog Eberhards I. von Württemberg, hat sich in den vergangenen Jahren spürbar verdichtet und zahlreiche einschlägige Aspekte berührt. Die Familiengeschichte der Gonzaga aus Mantua, ihre Heiratsstrategien und ihre brieflich realisierte Kommunikation stehen im Mittelpunkt der Dissertationen von Ebba Severidts »Familie, Verwandtschaft und Karriere bei den Gonzaga. Struktur und Funktionen von Familie und Verwandtschaft bei den Gonzaga und ihren deutschen Verwandten (1444–1519)« aus dem Jahr 2002 und von Christina Antenhofer »Briefe zwischen Süd und Nord. Die Hochzeit und Ehe von Paula de Gonzaga und Leonhard von Görz im Spiegel der fürstlichen Kommunikation, 1473–1500« aus dem Jahr 2007. Die Magisterarbeit von Gabriel Zeilinger aus dem Jahr 2003 »Die Uracher Hochzeit 1474. Form und Funktion eines höfischen Festes im 15. Jahrhundert« konzentriert sich auf die Hochzeit Barbaras mit dem württembergischen Grafen und späteren Herzog Eberhard im Bart. Der von Peter Rückert bearbeitete und 2011 erschienene Ausstellungskatalog »Von Mantua nach Württemberg. Barbara Gonzaga und ihr Hof« beleuchtet ihr Wirken an den verschiedenen Residenzen, an denen sie im Laufe ihres Lebens sesshaft geworden war. Von 1474 bis 1496, dem Todesjahr ihres Mannes, handelte es sich dabei um Urach, das zuletzt eine genauere Aufarbeitung durch den von Klaus Gereon Beuckers herausgegebenen Sammelband »Stadt, Schloss und Residenz Urach. Neue Forschungen« aus dem Jahr 2014 und durch die von Thomas Braun verantwortete »Geschichte der Stadt Urach« von 2016 erfahren hat. Barbara Gonzaga

steht bei all diesen Publikationen mal mehr und mal weniger stark im Vordergrund, erweist sich aber als Schnittpunkt, an dem sich Dynastiegeschichte, Gendergeschichte, Residenzengeschichte und Stadtgeschichte treffen. In Verbindung mit einer vergleichsweise günstigen Quellenlage wird sie so zu einem faszinierenden Forschungsgegenstand, was nicht zuletzt die vorliegende Publikation in beeindruckender Weise untermauert.

Auf knapp 370 Seiten bieten sich dem Leser als Herzstück des rund 500-seitigen Werkes die originalsprachlichen Editionen von insgesamt 325 Briefen dar (S. 96–464), die Barbara Gonzaga als Absenderin oder Adressatin nennen. Hinzu treten Auszüge aus der zeitgenössischen Korrespondenz zwischen den Gonzaga und dem Haus Württemberg, Berichte von Gesandten und Agenten sowie andere Schreiben, in denen Barbara Erwähnung findet. Der älteste Brief stammt dabei aus dem Jahr 1455 anlässlich der Geburt der Markgrafentochter, der jüngste Brief datiert auf das Jahr 1508 und damit in eine Zeit, als Barbara bereits seit fünf Jahren verstorben war. Diesem an sich schon sehr verdienstvollen Kern der Publikation werden – wie bei jeder guten Edition – auf ca. 80 Seiten einleitende Texte vorangestellt, die das Quellenmaterial angemessen kontextualisieren und auf diese Weise den möglichen Erkenntniswert noch deutlicher zu Tage treten lassen. Da es sich beim Gesamtwerk um das Resultat einer internationalen Zusammenarbeit handelt, sind die drei Beiträge sowohl in deutscher als auch in italienischer Sprache abgedruckt. Im ersten Aufsatz (S. 11–34) geben Daniela Ferrari und Peter Rückert einen Einblick in die Familienverhältnisse der Barbara Gonzaga. Ihre Ausführungen reichen von der »Hofszenen« Andrea Mantegnas im Palazzo Ducale von Mantua über die verschiedenen Eheprojekte bis hin zu Barbaras Umzug an den Uracher Hof und ihren letzten Lebensjahren an ihrem Witwensitz zu Böblingen. Nach dieser kenntnisreichen Einführung der zentralen Person skizzieren Daniela Ferrari, Jürgen Herold, Christina Antenhofer und Peter Rückert die Überlieferung rund um Barbara Gonzaga (S. 35–49), die sich in drei große Blöcke aufspalten lässt: 1. die umfangreiche Korrespondenz im Archivio Gonzaga im Staatsarchiv Mantua, 2. das leider in nur sehr geringem Umfang erhaltene Material im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, was die immense Bedeutung des mantuanischen Briefcorpus zusätzlich unterstreicht, und 3. die Überlieferung im Tiroler Landesarchiv Innsbruck, die 126 Schreiben zwischen den Grafen von Görz und den Gonzaga beinhaltet. Der dritte und letzte Aufsatz von Christina Antenhofer und Jürgen Herold (S. 50–78) widmet sich der quellenkritischen Einordnung der Briefwechsel von Barbara Gonzaga. Er thematisiert Funktionen und Anlässe der zahlreichen Briefe, hinterfragt ihre Einbettung in administrative Kontexte, gibt Hinweise auf Briefsorten und Briefmuster und stellt nicht zuletzt Barbara als Korrespondentin mit ihren Möglichkeiten und Einschränkungen vor. In eleganter Weise führt dieser Aufsatz (wie im Titel angekündigt) zugleich in das spätmittelalterliche Korrespondenzwesen und seine Erkenntnismöglichkeiten ein. Am Ende des Werkes finden sich u. a. ein Personenregister (S. 467–476), ein geographisches Register (S. 477–480) und die Stammtafeln der Gonzaga und des Hauses Württemberg (S. 482f.).

Mit diesem Band steht nicht nur ein weiterer Mosaikstein im Rahmen der zu Beginn geschilderten vielfältigen Forschung rund um die italienische Markgrafentochter und erste württembergische Herzogin Barbara Gonzaga zur Verfügung; vielmehr ist in diesem Werk, das durch seine umfangreiche Briefedition erstmals einen unmittelbaren Zugang zu Barbara bietet, ein zentraler Beitrag von unschätzbarem Wert zu sehen. Die Edition besticht dabei durch die Sorgfalt ihrer Bearbeitung und durch ihre einfache Handhabung, weil jedem Brief ein zweisprachiges und stets informatives Regest vorangestellt wird. Auch die Lektüre der sehr gelungenen Einführungstexte gestaltet sich angenehm, weil die zweisprachigen Texte nicht parallel gesetzt wurden (etwa links deutsch, rechts italienisch, was einen sperrigen Eindruck hinterlassen kann), sondern hintereinander, und

weil Zwischenüberschriften die Navigation durch die Texte erleichtern. Insgesamt zeichnet sich die Publikation durch ihre schöne Gestaltung im bibliophilen Großformat und mit zahlreichen farbigen Abbildungen aus (wie man es von den Publikationen des Hauptstaatsarchivs Stuttgart bereits gewohnt ist). Dieses Buch wird man also immer gerne zur Hand nehmen – sowohl innerhalb der württembergischen Landesgeschichtsforschung als auch darüber hinaus.

Nina Gallion

JÜRGEN MIETHKE (HRSG.): Marsilius von Padua, Der Verteidiger des Friedens. *Defensor Pacis*. Aufgund der Edition von Richard Scholz übersetzt, bearbeitet und kommentiert von Horst Kusch (Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Mittelalters. Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 50). Darmstadt: WBG 2017. 1.339 S. ISBN 978-3-534-74281-3. Hardcover. € 129,00.

Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft hat nach Jahrzehnten das Werk des Marsilius von Padua in einer zweisprachigen Übersetzung zugänglich gemacht. Marsilius wurde vermutlich um 1290 als Sohn der Notarfamilie Mainardini geboren, die in Padua ansässig war. Er hat sich anders als die übrigen Mitglieder seiner Familie dem Studium der »Artes« zugewandt und wurde an der Universität seiner Heimatstadt Schüler von Pietro d'Abano, der zuvor an der Sorbonne in Paris gelehrt hatte. Er hatte Verbindungen zu dem Kreis der Paduaner Frühhumanisten, hat sich aber im Stil seiner Sprache nicht deren humanistisch geprägtem Stil angeschlossen, sondern war beim »scholastischen« Sprachgebrauch geblieben. Um 1308 ist Marsilius nach Paris an die Sorbonne gewechselt, wo er vermutlich um 1310 den Magistertitel erworben hat. Er war dort 1312 als Magister tätig und von Dezember 1312 bis März 1313 Rektor der gesamten *universitas*. In dieser Zeit begann seine Freundschaft mit Johannes von Jandun, die bis zu dessen Ableben 1329 bestehen blieb. Johannes von Jandun hatte ebenfalls bei Pietro d'Abano in Padua studiert. Er hat sich in Paris einem lockeren Kreis um den später zum Kardinal erhobenen Annibaldo de Ceccano, dem damaligen Prior des *Collège de Sorbonne*, angeschlossen. Nach der Erwähnung als Zeuge im Testament seines Lehrers Pietro d'Abano war Marsilius 1315 wieder in Padua, um etwa 1319 neuerlich nach Paris zu gehen, um dort an der *Artes*-Fakultät zu unterrichten. Da er später als Arzt in Paris und München tätig war, dürfte er sich in dieser Zeit an der Medizinischen Fakultät weitergebildet haben. In diesen Jahren hat er in Paris den »*Defensor Pacis*« verfasst, der nach einer Überlieferung am 24. Juni 1324 vollendet wurde. Der Text scheint nach den älteren sog. »französischen« Handschriften (20 Exemplare) gegenüber der jüngeren »deutschen« Gruppe (13 Exemplare) im Freundeskreis des Marsilius gelesen und kopiert worden zu sein. Die spätere Darstellung, dass Johannes von Jandun Mitverfasser des Werkes war, wird von der ausschließlichen Ich-Form des Werkes nicht bestätigt und von der Forschung allgemein abgelehnt. Das Leben des Marsilius ist nach Fertigstellung des Werks unverändert geblieben. Erst am Ende der Vorlesungszeit im Sommer 1326 haben er und Johannes von Jandun plötzlich und sogar unter Hinterlassung von Schulden Paris verlassen. Die Gründe für diese plötzliche Entscheidung lassen sich mit letzter Sicherheit nicht mehr feststellen, doch scheint sich die Inquisition in dieser Zeit mit den beiden Gelehrten noch nicht befasst zu haben. Vielleicht haben sich die beiden Gelehrten mit ihrer Flucht aus Paris an den Münchener Hof Ludwigs des Bayern nach dem Vorbild oberitalienischer Juristen in der Zeit Kaiser Heinrichs VII. einen Karrieresprung erhofft. In diese Richtung könnte die Widmung des »*Defensor Pacis*« in seiner letzten Fassung vom Juni 1324 an Ludwig den Bayern deuten. Ob die Überlieferung

in der »*Chronica*« des Guillaume von Nagis daher richtig ist, dass Ludwig der Bayer die beiden an seinen Hof gelangten Gelehrten bewusst geschützt habe, muss offen gelassen werden. Die Maßnahmen der Kurie gegen Marsilius und Johannes von Jandun, die in der Vorladung Ludwigs des Bayern nach Avignon vom 3. April 1327 öffentlich gemacht wurden, lassen eher darauf schließen, dass man die beiden Gelehrten als ein weiteres Argument benützte, um gegen Ludwig von Bayern vorzugehen. Doch blieben die Maßnahmen in der Folgezeit unvergessen und wurden weiterhin wiederholt. Die gegen die »*Defensor Pacis*« erhobenen Vorwürfe lassen meist erkennen, dass das Werk selbst nicht gelesen war und die Verfasser der Arbeiten eher Aufmerksamkeit erregen wollten als eine echte Auseinandersetzung mit dem Inhalt des Werks. Die beiden Gelehrten haben in den folgenden Jahren auch nach der Verurteilung des Werks durch den Papst eine Rolle am Hof Ludwigs des Bayern gespielt. Sie haben den Herrscher 1328 nach Italien und Rom begleitet. Marsilius hat 1327 in Ludwigs Auftrag in Mailand als »Richter über den dortigen Klerus« gewirkt und war auch 1328 erfolgreich in Rom im kaiserlichen Auftrag gegen das vom Papst verhängte Interdikt tätig. Nach seiner Rückkehr nach München hat Marsilius am Hofe Ludwigs des Bayern keine bedeutende Rolle mehr gespielt. Er hat aber noch über ein Jahrzehnt später in der Scheidungsaffäre der Margarethe Maultasch eine Stellungnahme abgegeben, die darauf hinweist, dass er erst nach deren Höhepunkt 1341, aber vor dem 10. April 1343, verstorben ist, als Papst Clemens VI. von ihm als einem Verstorbenen gesprochen hat. Der »*Defensor Pacis*« ist mit 36 Handschriften und der handschriftlichen Folge der *Editio princeps* (Basel 1522) für einen Text seines Umfangs gut überliefert. In der handschriftlichen Überlieferung wird zwischen der französischen, die auf dem im Juni 1324 abgeschlossenen Werk aufbaut, und der deutschen unterschieden, die auf dem von Marsilius bei seinem Weggang aus Paris mitgenommenen Exemplar aufbaut. Die beiden Überlieferungsstränge unterscheiden sich durch Formulierungen, was darauf hindeutet, dass Marsilius auch nach dem Abschluss des Werks im Juni 1324 an diesem weiter gearbeitet hat. Die Handschriften beweisen das Interesse, das dem Text im Zeitalter der Reformkonzilien geschenkt wurde. Die Forschungen zum Text haben ergeben, dass heute ein verlässlicher Text vorliegt, der dem letzten Stand der Bearbeitung durch Marsilius entspricht. Das Werk stellt bewusst einen »Verteidiger des Friedens« vor, da das menschliche Gemeinwesen nach »Friede und Ruhe« strebt. Marsilius greift auf Aristoteles zurück, ergänzt diesen aber durch die diesem noch unbekannte christliche Heilsgeschichte. Der hier überaus selbstbewusst auftretende Gelehrte geht in seinem Werk in drei Schritten vor. Diese Untergliederungen werden als *Dicciones* (Darlegungen) bezeichnet, mit denen er die Krankheit der Politik seiner Zeit bekämpfen wollte. Die vorliegende Edition führt in diese drei *Dicciones* ausführlich ein, um dann die sprachlichen Vorbemerkungen von Horst Kusch aus der Edition von 1958 zu übernehmen (S. XC–CXXXVIII), wobei dieser eine neuerliche Bestätigung seiner Ergebnisse erhält. Eine umfangreiche Auswahlbibliographie erleichtert die Arbeit mit dem Text und dessen Wirkungsgeschichte. Im Anschluss ist das Werk mit der deutschen Übersetzung auf der jeweils rechten Seite des Bandes abgedruckt. Derselbe schließt mit dem Hinweis auf die Kommentierungen von Richard Scholz, dem Namenregister, den Bibel- und Autorenzitaten sowie einem Wort- und Sachregister. Der stattliche Band erschließt zu einem moderaten Preis das gewichtige Werk. Es ist bedeutsam, dass die Wissenschaftliche Buchgesellschaft in einem Zeitalter des zunehmend bedrohten Weltfriedens die philosophische Arbeit für den Frieden leicht zugänglich gemacht hat.

Immo Eberl

KONRAD GRÜNEMBERG: Von Konstanz nach Jerusalem. Eine Pilgerfahrt zum Heiligen Grab im Jahre 1486. Die Karlsruher Handschrift, eingeleitet, kommentiert und übersetzt von Folker Reichert u. Andrea Denke. Darmstadt: wbg Academic 2015. 240 S. Geb. € 59,95.

Die Pilgerfahrt zum Heiligen Grab in Jerusalem war die beschwerlichste und gleichzeitig angesehenste der *peregrinationes maiores*. Durch die zunehmende Institutionalisierung der Pilgerreise und die besseren Reisebedingungen stiegen die Pilgerzahlen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts massiv an. Die Gruppe der Pilgernden war heterogen. Neben Adeligen und Geistlichen waren es zunehmend Angehörige des wohlhabenden Bürgertums, die die Reise ins Heilige Land auf sich nahmen. Neben dem Nachvollzug des Leidenswegs Christi, dem Erwerb von Ablässen, der Erhöhung des Prestiges oder der Sorge um die eigene *memoria* war es zunehmend die *curiositas*, die Neugierde auf Fremdes und Unbekanntes, die die Reisenden motivierte. Einblick in die Motive der Pilger gewähren die zahlreich verfassten Reisebeschreibungen. Allein zwischen 1450 und 1500 entstanden über 60 deutschsprachige Pilgerberichte.

Auch Konrad Grünemberg, ein Konstanzer Bürger mit »literarischem Ehrgeiz« (S. 29), verfasste neben einer Wappenchronik und seinem eindrucksvollen Wappenbuch kurze Zeit nach seiner Rückkehr aus dem Heiligen Land 1486 einen solchen Bericht in zwei unterschiedlichen Fassungen, die in zwei Autographen überliefert sind: Bei der Gothaer Handschrift (Gotha, Forschungsbibl., Cod. Chart. A 541) handelt es sich um ein überarbeitetes und erweitertes Widmungsexemplar. Text und Illustrationen wurden auf Basis des seit 1486 im Druck zugänglichen Pilgerberichts Bernhard von Breydenbachs ergänzt. Die Zahl der von einem professionellen Maler gestalteten Abbildungen erhöhte sich auf 48. Eine Edition dieser Handschrift wurde von Andrea Denke 2011 als Dissertationsschrift vorgelegt (Konrad Grünembergs Pilgerreise ins Heilige Land 1486. Untersuchung, Edition und Kommentar von Andrea Denke. Stuttgarter historische Forschungen 11, Köln – Weimar – Wien 2011).

Die Karlsruher Handschrift (Karlsruhe, Landesbibl., Cod. St. Peter pap. 32) ist die wohl ursprünglichere Version des Berichts, die 32 Illustrationen sind von Konrad Grünemberg selbst gemalt. Sie diente der Erinnerung des Pilgers selbst sowie der Unterrichtung und Belehrung seines näheren Umfelds. Zugänglich ist diese »originale Fassung von Grünembergs Pilgerbericht« (S. 30) nun durch das eingeleitete, kommentierte und übersetzte Faksimile der Karlsruher Handschrift. Besorgt wurde die Ausgabe von Andrea Denke und Folker Reichert, dem führenden Experten für mittelalterliche Pilgerberichte.

Eingeleitet wird das Faksimile von Reichert, der knapp und konzise Wesentliches über Verlauf und Organisation der Pilgerreise zusammenfasst, den Bericht des »aufmerksamen Beobachters und unterhaltsamen Erzählers« (S. 33) Konrad Grünemberg vorstellt und in den Forschungskontext einordnet (S. 8–43). Die von Denke und Reichert gemeinsam verfasste Analyse und Interpretation der Abbildungen beginnt mit der kodikologischen Beschreibung der Karlsruher Handschrift. Hilfreich sind zahlreiche abgedruckte Illustrationen aus der Gothaer Handschrift, die dem Lesenden den Vergleich beider Versionen maßgeblich erleichtern und Interessantes über die unterschiedliche Ausrichtung der beiden Autographen offenbaren (S. 44–75). Der Kommentar der von Denke besorgten neuhochdeutschen Übersetzung beschränkt sich auf die Erläuterung von Personen, Orten, Daten und schwer verständlichen Begriffen. Die Position der Illustrationen im Text ist durch kleine *thumbnails* angezeigt (S. 77–124). Das Quellen- und Literaturverzeichnis bietet eine aktuelle Auswahl grundlegender Veröffentlichungen der Pilgerberichtsforschung (S. 128–131), das Personen- und Ortsregister

erleichtert die Nutzung der Übersetzung (S. 132–135). Herzstück des Bandes ist das in Zusammenarbeit mit der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe erstellte hochwertig reproduzierte Faksimile (S. 138–239).

Dem von Andrea Denke und Folker Reichert eingeleiteten, kommentierten und übersetzten Faksimile der Karlsruher Handschrift gelingt zweierlei: Es erleichtert der Wissenschaft den Zugang zu einer wichtigen und eindrücklichen Quelle und ermöglicht einen besseren Vergleich mit der Edition der Gothaer Handschrift. Gleichzeitig erschließt die sachkundige Einleitung, die gelungene Übersetzung und die gute Reproduktion die Textsorte der Jerusalempilgerberichte einem breiteren Publikum.

Julian Happes

JOHAN HUIZINGA: Herbst des Mittelalters. Studie über Lebens- und Gedankenformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und den Niederlanden. Paderborn: Wilhelm Fink (Brill) 2018. 504 S. m. Abb. ISBN 978-3-7705-6242-8. Geb. € 69,00.

Nur wenige Bücher von Wissenschaftlern werden in andere Sprachen übersetzt, geschweige denn in nicht weniger als 26 andere Sprachen, und kaum eines wird 100 Jahre nach seinem Erscheinen zum zweiten Mal erneut ins Deutsche übertragen. Huizingas »Herbst des Mittelalters« sind diese Ehren widerfahren – und mit Recht. Das Werk ist ein Klassiker der Kulturgeschichte, und es hat weit über die Fachwelt hinaus großen Einfluss auf das Mittelalterbild ausgeübt. In weitem Überblick über Politik und Gesellschaft, Religion und Frömmigkeit, Kunst und Ästhetik schildert Huizinga Lebenspraxis und Denken der Menschen in Frankreich und den burgundischen Niederlanden des 15. Jahrhunderts, und wie er das macht, vermag er auch heute noch zu fesseln.

Freilich hat man sein Werk kritisiert, und durchaus mit Recht. Seine Darlegungen gründen z. B. auf einer Vielzahl von Quellen, doch handelt es sich sämtlich um historiographische und literarische Werke in französischer Sprache. Außerdem beschreibt der Autor den Zeitraum, den er behandelt, dezidiert als die Endphase einer Epoche, in der das Mittelalterliche schlechthin zu Ende geht und die Neuzeit beginnt. Das entspricht nicht mehr heutigen Auffassungen von historischen Epochen. Doch aufgrund dieses Entwurfs und seiner Durchführung hat der »Herbst des Mittelalters« literarische Qualitäten, wie überhaupt die Faszination von Huizingas Werken nicht nur in der Originalität ihrer Ansätze begründet liegt, sondern auch in der sprachlichen Fassung, die der Autor seinen Einsichten zu geben vermag.

Gerade deswegen war eine neue Übersetzung wünschenswert. Huizinga selbst war mit der ersten Übertragung seines Werks ins Deutsche nicht zufrieden und versuchte persönlich, sie zu verbessern. Trotzdem ist dort manches nicht treffend übersetzt. Hinzu kommt die Neigung der Übersetzerin, Huizingas Text zu archaisieren. Man hat den Eindruck, dass sie Vorstellungen einfließen ließ, die auf Historienmalerei und Mittelalterromantik des 19. Jahrhunderts zurückgehen. Die neue Übersetzung ist frischer, nicht weil sie modernisiert, sondern weil sie schlicht Huizingas Text näherkommt.

Die Nachteile der alten und die Vorzüge der neuen Übertragung zeigt schon ein Blick auf den Untertitel des Werks. Die niederländischen Worte »Studie over levens- en gedachtenvormen« gibt die neue Übersetzung wörtlich und treffend mit »Studie über Lebens- und Gedankenformen« wieder. In der alten Übertragung heißt es hingegen »Studien über Lebens- und Geistesformen«. Das entspricht nicht dem Originaltext, und es ist auch inhaltlich nicht richtig. Erstens handelt es sich definitiv um *eine* Studie, ein Ganzes, einen einzigen, großen Entwurf, auch wenn das Buch in 22 Kapiteln eine Vielzahl unter-

schiedlicher Aspekte abhandelt. Zweitens trifft das Wort »Gedankenformen«, das nüchtern von konkreten Gedanken ausgeht, viel besser Huizingas Denken als der Ausdruck »Geistesformen«, der sich auf einen eher wolkigen »Geist« bezieht.

Dem Beispiel ließen sich weitere hinzufügen. So lautet der Titel des ersten Kapitels »'s Levens felheid«, was sich nicht exakt übersetzen lässt, denn »felheid« muss im Deutschen je nach dem Zusammenhang mit »Schärfe«, »Grellheit«, »Heftigkeit« oder Ähnlichem wiedergegeben werden. Huizinga meint hier, wie er gleich im ersten Satz des Kapitels schreibt, dass die Gefühle der Menschen im späten Mittelalter unmittelbarer und intensiver gewesen seien, wie bei Kindern. Die alte Übersetzung nennt das Kapitel »Die Spannung des Lebens«, was nicht verständlich wird, wenn man dieses Kapitel liest. Die neue Übertragung trifft das niederländische Wort besser: »Die Intensität des Lebens«.

Ein Jahrhundert nach seinem Erscheinen ist nun also Huizingas berühmtes Werk für deutsche Leser in einer entstaubten Fassung zugänglich. Möge es das verdiente Interesse finden.

Malte Prietzel

LOTHAR GRAF ZU DOHNA, RICHARD WETZEL: Staupitz, theologischer Lehrer Luthers. Neue Quellen – bleibende Erkenntnisse. Tübingen: Mohr Siebeck 2018. XII, 392 S. m. Abb. ISBN 978-3-16-156125-2. Geb. € 104,00.

Das vorliegende Buch stammt aus der Feder der Herausgeber der Staupitz-Gesamtausgabe, die in den 1970er- und 80er-Jahren an einem Tübinger Sonderforschungsbereich vorbereitet wurde, jedoch leider ins Stocken geraten ist, sodass nach und nach lediglich ein Teil der Bände publiziert wurde (Bd. 1 und 2 beinhalten lateinische Schriften, Bd. 5 Gutachten und Satzungen). Er besteht aus zwei selbstständigen Teilen, die im Untertitel durch die Formulierung »Neue Quellen – bleibende Erkenntnisse« angezeigt wird.

Der erste Teil (»Neue Quellen«) stellt eine Edition des Häresieverfahrens des als Lutheraner angeklagten Augustinereremiten Stephan Agricola aus der Frühzeit der reformatorischen Bewegung (1522–1524) dar. Er besteht aus einem diesbezüglichen (leider unvollständigen) Aktenkonvolut inklusive einer Stellungnahme (»Consultatio super confessione fratris Stephani Agricolae«) von Staupitz, die dieser in seinen letzten Lebensjahren als Salzburger Benediktinerabt und Teil des fürsterzbischoflichen Rates anzufertigen hatte (S. 1–80), aus einigen Ratsprotokollen und Briefen (S. 81–109) sowie schließlich einer von Agricola selbst verfassten und noch während des Verfahrens publizierten »Antwort« auf die Anklagepunkte (S. 111–122). Dieser Teil erweitert die Staupitz-Gesamtausgabe insofern, als die bereits 2001 in Bd. 5 publizierte Stellungnahme, die isoliert betrachtet bzw. unter Hinzunahme falsch zugeschriebener Prozessdokumente zu problematischen Einschätzungen der Person und des Anliegens von Luthers ehemaligem Lehrer und Beichtvater Staupitz in dessen letzten Lebensjahren führte, erst im Zusammenhang der hier edierten Dokumente angemessen verständlich wird. Denn aus ihnen lassen sich der Ablauf und der Ausgang des Prozesses, die Anklagepunkte und damit die Art und Weise, in der Staupitz – im Gegensatz zu anderen Akteuren des Prozesses – auf diese eingeht oder auch nicht eingeht, rekonstruieren.

Der zweite Teil (»bleibende Erkenntnisse«) versammelt die teilweise einzeln, teilweise gemeinsam verfassten Studien von Lothar Graf zu Dohna und Richard Wetzel zu Staupitz in der Reihenfolge ihrer Entstehung zwischen 1978 und 2016, wobei die meisten Beiträge aus den 1980er-Jahren stammen und für die erneute Veröffentlichung

– wo nötig – aktualisiert wurden. (Alle Änderungen wurden dabei sorgfältig textkritisch kenntlich gemacht.) Sachlich lassen sich die Studien in drei Gruppen fassen: Zwei Beiträge präsentieren und kommentieren die Staupitz-Forschung: bis zum Erscheinen des ersten Bandes der kritischen Gesamtausgabe 1978 (S. 125–137) und ab 1978 bis in die Gegenwart (S. 283–330). Ein zweiter Themenkomplex ist das vieldiskutierte Verhältnis von Staupitz und Luther (S. 176–189; S. 190–203; S. 266–282), wobei der Akzent in aller Regel auf Staupitz' Bedeutung für Luther nicht nur in seelsorglicher, sondern auch in theologischer Hinsicht gelegt wird – entsprechend dem Buchtitel »Staupitz, theologischer Lehrer Luthers«. Drittens wird Staupitz für sich, mit seinen eigenen Anliegen und Texten in den Blick genommen: dessen Vorstellung der Ordens- und Kirchenreform (S. 138–150), dem von ihm eigentümlich akzentuierten Thema der Reue Christi (S. 151–175), seiner Rezeption der heidnischen Antike (S. 204–222) und Augustins (S. 223–265) in dem ungedruckten Erstlingswerk Tübinger Predigten und schließlich kurz das Thema Gesetz und Evangelium (S. 331–334).

Auf zwei der Beiträge sei eigens eingegangen: Im Blick auf die Eigenheit und Besonderheit der Staupitzschen Theologie ist der Aufsatz hervorzuheben, in dem die Autoren »die Reue Christi« von den Salzburger Predigten von 1512 bis über die Nürnberger Predigt- und Lehrstücke von 1517 bis zu den Salzburger Predigten von 1523 als einen sich durchziehenden »Schlüsselbegriff der Buß- und Rechtfertigungs-Auffassung in der Theologie Johann von Staupitz'« (S. 172) plausibel machen konnten. Hier wird der christologisch gegründete, verinnerlichende Grundzug der Theologie von Staupitz deutlich und eine Perspektive auf den Umgang mit den Themen Reue, Buße und Genugtuung gelegt, der sich quer zu den Theologien der sich entwickelnden Konfessionen stellt.

Vorbildliche Fleißarbeit steckt in dem hier erstmalig in deutscher Sprache zugänglichen Artikel »Staupitz Augustinianus. Eine Bestandsaufnahme der Rezeption Augustins in seinen Tübinger Predigten« von Richard Wetzel, der die ohnehin gründliche Edition dieser Predigten (1987) noch einmal traditions-geschichtlich mit Blick auf die Augustinrezeption durch den Augustinereremiten weiterführt und auswertet. Auf breiter Quellenbasis wird der direkte Rückgriff auf Augustin deutlich. Damit wird der einige Zeit verstärkt vorgetragenen These einer spezifischen *Via Gregorii*, die sich ohnehin in der Forschung kaum durchsetzen konnte, weiter das Wasser entzogen. Erheblich gewinnbringender ist der Weg, auch für die Theologen der frühen Wittenberger reformatorischen Bewegung die unmittelbare Augustinrezeption über die Amerbach-Ausgabe seiner Werke zu verfolgen.

Staupitz – das zeigt sich sowohl an seinem Beitrag zu dem Häresieverfahren als auch in den Beiträgen der beiden Autoren Graf zu Dohna und Wetzel – ist eine in mindestens zweierlei Hinsicht spannende Gestalt: Zum einen steht er geradezu paradigmatisch für den Übergang zur Reformation – also im Blick auf Luther und die Reformation, um desentwillen auch ursprünglich das Interesse an Staupitz entsprang. Zum anderen ist er für sich genommen interessant, zumal er lange Zeit (und zum Teil nach wie vor) von den jeweiligen konfessionellen Perspektiven aus in den Blick genommen und vereinnahmt oder abgestoßen wurde. Insofern weist er auf unverwirklichte Potentiale der Geschichte – die möglicherweise in postkonfessionalistischen Zeiten neu von Interesse werden könnten.

Es ist daher überaus erfreulich, dass die substanziellen Beiträge der Herausgeber der Staupitz-Gesamtausgabe gesammelt vorliegen – ihnen ist eine breite Wahrnehmung, Rezeption und Diskussion zu wünschen.

Jonathan Reinert

CHRISTINE MUNDHENK (HRSG.): Melanchthons Briefwechsel, Band T 18: Texte 5011–5343 (bearb. von Matthias dall’Asta, Heidi Hein, Christine Mundhenk). (Melanchthons Briefwechsel). Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog 2018. 628 S. ISBN 978-3-7728-2660-3. Geb. € 298,00.

Vor allem der Umfang der einzelnen Quellenstücke des für die Reformationgeschichte ereignisreichen Jahres 1548 veranlasste die Bearbeiter des 18. Textbandes des Melanchthonbriefwechsels (MBW) dazu, zunächst nur die Stücke vom Januar bis zum Oktober als eigenständigen Band »MBW.T 18« zum Druck zu bringen. Das vorangestellte Vorwort der Herausgeberin gibt kurz darüber Auskunft. Zudem benennt Christine Mundhenk, dass 338 Quellen ediert wurden, von denen 43 erstmals in dieser Form zugänglich gemacht werden. Die meisten Quellenstücke – neben Briefen auch Gutachten – wurden von Melanchthon (M.) verfasst. Ihnen stehen in diesem Zeitraum lediglich 53 Briefe an M. gegenüber. Dieser Umstand zeigt die hohe Verlustrate innerhalb des Briefwechsels.

M. war zwischen Januar und Oktober 1548 durch verschiedene Anliegen sehr gefordert. Unermüdlich empfahl er junge Absolventen der Leucorea für freie Stellen (z. B. MBW 5014, 5016, 5027, 5066, 5091). Beschäftigte ihn noch zu Beginn des Jahres die Wiedereröffnung der Leucorea (MBW 5012 oder 5023), so rückte dieses Thema bald in den Hintergrund. Bereits Ende Januar taucht als beherrschendes Jahresthema das von Kaiser Karl V. geplante Religionsgesetz auf, das unter dem Namen Interim Geschichte machte. In durchschnittlich jedem zweiten Brief von MBW.T 18 kommt der jeweilige Verfasser eines Briefes oder eines Gutachtens auf dieses Thema zu sprechen. Vor allem enthält der Band eine zuverlässige Edition aller Gutachten M.s zum Interim, die seine intensive theologische Auseinandersetzung mit diesem Text unterstreichen. Noch ist der Streit gegen M. in den eigenen Reihen nicht losgebrochen, da fühlt der Praeceptor Germaniae sich schon wegen seiner ablehnenden Haltung zum Interim durch seine Gegner – vor allem den Kaiser und seine theologischen Berater – gehasst. Angesichts des Drucks, durch den der Kaiser die Annahme des Interims erzwingen will, droht unter den Wittenbergern ein Abfall vom Bekenntnis (MBW 5022). Zurecht weist M. darauf hin, dass man sich über weniger wichtige Lehren oder persönliche Befindlichkeiten nicht streiten darf (MBW 5049), sondern nur um die wahre Lehre (MBW 5038). An die Zeiten, in denen noch eine Eintracht in der Lehre unter den Wittenberger Theologen herrschte, erinnern die von M. ausgestellten Zeugnisse für Abgänger von der Leucorea. Der dort gebrauchte Ausdruck *consensus doctriae* oder *consensus catholicae ecclesiae* (z. B. MBW 5052–5055, 5101f., 5111) verdeutlicht das bisherige Verständnis, im Einklang mit der Lehre der Alten Kirchen zu stehen, das aber unter den aktuellen Auseinandersetzungen abhanden zu kommen droht. Die Folgen des Interims lassen sich exemplarisch an den Lebenswegen von Veit Dietrich (MBW 5119, 5212), der beurlaubt wurde, oder Johannes Brenz (MBW 5212 u. ö.), der aus Schwäbisch Hall fliehen musste, ablesen. Dies bewegt M. sehr.

Friedlich saßen im September Joachim Camerarius, Jakob Milichius und Erasmus Reinhold mit M. vor dessen Haus, als ein Bote einen Brief von Hieronymus Baumgartner brachte (MBW 5294). So idyllisch war das Leben 1548 in Wittenberg aber selten. Himmelserscheinungen verhießen nichts Gutes (MBW 5015), so dass man den Eindruck hat, die Natur würde mit der Kirche leiden. Caspar Cruciger, der innerhalb der Wittenberger Theologengruppe als Schreiber eine wichtige Funktion erfüllte (MBW 5018, 5209), war seit September schwer erkrankt. Er arbeitete zwar weiter, aber man rechnete mit seinem baldigen Ableben (MBW 5296f.).

Editorische Glanzlichter des Bandes stellen die Stücke MBW 5139, 5208 und 5343 dar, die wohl in dieser Form in den bisherigen Bänden nicht vorkamen. Bei MBW 5139 handelt es sich um den berühmten Brief M.s an Christoph von Carlowitz, in dem er sich über Luthers Natur äußerte, der er oft nachgegeben habe. Dieser Brief ist in 42 Abschriften überliefert, die im Apparat ausführlich dokumentiert wurden. Die Vielzahl der Abschriften unterstreicht, welche Aufmerksamkeit dieser Brief im 16. Jahrhundert erlangte. Bei MBW 5208 handelt es sich um ein Gutachten zum Interim, das 31 Druckseiten füllt. Bei M.s Gutachten über das Messopfer (MBW 5343) variieren die Überlieferungen so stark, dass die Varianten parallel gedruckt wurden (S. 590–597). Diese Möglichkeit musste bisher nicht herangezogen werden und verdeutlicht das editorische Geschick des Heidelberger Teams.

Wieder stellt ein sorgfältig und zuverlässig gearbeiteter Band des MBW der reformationshistorischen Forschungen in all ihren disziplinspezifischen Ausprägungen reiches Material zur Verfügung. So berichtete der Philologe Sigismund Gelenius in einem Brief an M., dass er täglich das Doppelbild Luthers und M.s ansehen würde (MBW 5266). Solche Fündlein verweisen darauf, dass der MBW eine schier unerschöpfliche Quelle über die Melanchthonforschung hinaus darstellt. Allerdings kann man solche Forschungen nur auf einer zuverlässigen Quellengrundlage durchführen, die die Heidelberger Editoren mit großem Sachverstand aufbereiten. Der vorliegende Band setzt somit den begonnenen Weg fort und stellt die Melanchthonforschung zukünftiger Generationen auf ein quellengesichertes Fundament. War die Edition von M.s Briefwechsel durch Karl Gottlieb Bretschneider zwischen 1834 und 1842 im *Corpus Reformatorum* (Bde. 1–10) eine wissenschaftliche Großtat des 19. Jahrhunderts, so beweist der MBW, dass eine sorgfältige, kritisch gearbeitete Edition für das 21. Jahrhundert durchaus als Langzeitedititionsprojekt notwendig ist, weil nur so eine gründliche Interpretation der Quellen möglich ist.

Stefan Michel

KLAUS HALLER, WILHELM LIEBHART (HRSG.): *Geistliche Spiele der Barockzeit aus Oberbayern (Editio Bavarica IV)*. Regensburg: Pustet 2017. 536 S. m Abb. ISBN 978-3-7917-2857-5. Geb. € 44,00.

Gerade Texte, die nicht dem literarischen ›Höhenkamm‹ zuzurechnen sind, dafür aber im weitesten Sinn kulturelles Leben der Vergangenheit unmittelbar greifbar werden lassen, bekommen oft nicht die Aufmerksamkeit, die ihnen zustünde. Das liegt auch daran, dass verlässliche Editionen literarischer Erzeugnisse der zweiten (oder dritten) Reihe weitgehend fehlen. In diese Lücke stößt der Band, der die Texte von insgesamt acht Theaterstücken aus Oberbayern versammelt, die zwischen 1646/49 und 1759 entstanden sind.

Den Löwenanteil von fünf Spielen steuern das Birgittenkloster und der Markt Altomünster bei, aus Fürstenfeldbruck, Indersdorf und Weyarn stammt je eines. Den Spieltexten je vorgeschaltet ist – nach einer allgemeinen kurzen Einleitung – eine knappe Geschichte des Herkunftsortes, Bemerkungen zur Entstehungsgeschichte und zum Autor, wenn dieser bekannt ist, sowie ggf. weitere Beobachtungen, etwa vergleichend zum parallelen Jesuitentheater, zur Musik oder zur Aufführungspraxis. Ein Literaturverzeichnis und ein Register runden den mit zahlreichen Abbildungen ansprechend gestalteten Band ab. Es ist sehr zu begrüßen, dass diese wichtigen Spiele in einem Band versammelt sind, denn sie bieten einzigartige Einblicke in das wenn schon nicht

volkstümliche, so doch für die Belehrung und auch Belustigung des Volkes bestimmte, »alltägliche« literarisch-religiöse Leben Oberbayerns und *mutatis mutandis* des ganzen katholischen deutschen Sprachraums.

Das erste Stück, *Schauplatz der Tugend* von 1677 aus Altomünster, inszeniert in über 5.400 Versen das Leben der heiligen Birgitta von Schweden, wofür an die 60 Darsteller notwendig gewesen wären. Die Herausgeber können plausibel machen, dass die »bühnentechnischen Anforderungen, die Länge des Stücks und die verhältnismäßig große Zahl von Mitwirkenden« (S. 26) eine tatsächliche Aufführung verhindert haben. Von 1688 bzw. 1694 stammen zwei Translationsspiele, mit denen der Erwerb verschiedener Reliquien von Katakombenheiligen aus Rom gefeiert wurde. Beide Spiele vermitteln, da sie von ihrem Autor, Prior Simon Hörmann (1630–1701), mit umfangreichen Berichten zu den Aufführungen versehen wurden, ein beeindruckendes Bild barocker Schau- und Spielkunst. Das letzte hier edierte Spiel aus dem Kloster Altomünster ist ein 1730 aufgeführtes Alto-Spiel, das das Leben des heiligen Alto vor Augen stellt. Dieses Spiel erlaubt Einblicke in den Produktionsprozess eines solchen Stücks, denn mehrere Szenen sind in der Handschrift ganz oder teilweise gestrichen, andere hinzugefügt, wieder andere wurden umgestellt. Diese Änderungen werden in der Edition alle penibel und ohne unnötige Verkomplizierung durch einen Apparat in den Fußnoten nachgewiesen, gestrichene Stellen jedoch mit abgedruckt. Ebenfalls aus Altomünster, diesmal aus der Gemeinde, stammt ein Passionsspiel von 1753, das auf zwei Vorlagen aus dem 16. bzw. 17. Jahrhundert beruht. Beide Texte sind, wenn sie in Altomünster übernommen wurden, parallel abgedruckt und ermöglichen so einen schnellen Vergleich.

Die beiden Spiele, die nach diesem Altomünster-Block ediert werden, sind keine geistlichen Spiele im engeren Sinne. Das ist einmal ein Huldigungsspiel von 1739 aus dem Zisterzienserkloster Fürstenfeld, das an Kurfürst Karl Albrecht gerichtet ist, und zum anderen ein Singspiel von 1759 aus dem Augustiner-Chorherrenstift Indersdorf, das dessen Propst Gelasius Morhart feiert. Religiöse Motive nehmen in beiden Stücken breiten Raum ein, doch das eigentliche Thema ist in beiden Fällen der Fürstenpreis. Beim letzten Spiel, *Edmundus* von 1646/49 aus dem Augustiner-Chorherrenstift Weyarn, handelt es sich wieder um die Dramatisierung eines Heiligenlebens, in diesem Fall des Erzbischofs von Canterbury, Edmund von Abingdon.

Bei allen Spielen erschließt ein Wort- und Sachkommentar in den Fußnoten den Text, was insofern praktisch ist, als der Benutzer schnell die entsprechenden Erklärungen bei der Hand hat. Die Kommentierung der Stücke ist als gelungen zu bezeichnen: die knappen Anmerkungen sind vorbildlich ausgewogen, schweifen nirgends vom Thema ab und lassen dennoch eine tiefe Kenntnis der Materie durchscheinen. Das gilt in ganz besonderem Maße auch für die kurzen, aber höchst informativen einleitenden Bemerkungen zu den jeweiligen Spielen. Diese zeugen von großem Sachwissen, sind aber niemals detailverliebt, sondern beschränken sich auf Wesentliches und Nützlichendes. Zuweilen wäre ein genaueres Lektorat wünschenswert gewesen, wie etwa auf S. 435: »[Bayern ...] war [...] überschuldet, die Armee vernachlässigt. Im Jahr 1739 konnte niemand vermuten, das [Kurfürst Karl Albrecht ...] Kaiser [...] werden sollte.« Ähnlich S. 437: »läßt«, »Willkommensgruß«.

Es kann nicht genug betont werden, dass sowohl die Literaturwissenschaft als auch die Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte gerade auf Texte wie die hier vorgelegten angewiesen ist, um ein vollständigeres Bild historischer Entwicklungslinien zu erhalten.

Klaus Amann

OLIVER AUGE, MARTIN GÖLLNITZ (HRSG.): Landesgeschichte an der Schule (Landesgeschichte, Bd. 2). Ostfildern: Jan Thorbecke 2018. 245 S. m. Abb. ISBN 978-3-7995-1381-4. Kart. € 37,00.

Der Sammelband »Landesgeschichte an der Schule« in der »Reihe Landesgeschichte« beschäftigt sich in insgesamt 13 Beiträgen von Fachdidaktikern, Fachwissenschaftlern und gymnasialen Lehrkräften mit Landesgeschichte im Schulunterricht. Diese Zusammenarbeit entstand durch eine von der Abteilung für Regionalgeschichte organisierte fachwissenschaftliche Tagung im Jahr 2016 in Kiel. Den Artikeln schließt sich zur Einordnung ein sorgfältig erarbeitetes Sach- und Personenregister sowie eine Autorenübersicht an. Die Autoren einigten sich nicht im Rahmen der Konferenz auf keine feststehende Begrifflichkeit: Landesgeschichte, Regionalgeschichte und geschichtlicher Landeskunde standen in den meisten Fällen – zwar mit Definition – aber dennoch nebeneinander.

Oliver Auge und Martin Göllnitz leiten in den Band ein, indem sie gezielt und übersichtlich auf die Situation des Unterrichtens von Landes- und Regionalgeschichte eingehen und die Verzahnung von Unterricht in der Schule und Lehre an der Universität betonen. Sie stellen einen Rückgang des Interesses an dieser »Spielart schulischer Geschichtsvermittlung« fest, deren Ursachen ihrer Meinung nach in der begrenzten Stundenzahl, aber auch wenig passendem Material begründet liegt. Sie stellt für die Oberstufe am Gymnasium fest, dass diese vollständig ohne regionalgeschichtliche Exkurse auskommen muss, da dies weder Zeit noch Materialien zulassen. Die Stärken von regional- und landesgeschichtlichen Ansätzen in Schule und Universität sehen beide Autoren in der Methoden- und Synthesevielfalt dieser Untergruppierung der Geschichte und fordern einen stärkeren Dialog zwischen Didaktikern, Praktikern und Fachwissenschaftlern, um in Zukunft und auf lange Sicht zu ertragreichen Ergebnissen zu kommen und die Landes- und Regionalgeschichte in Schule und Studium zu einer dauerhaften Größe zu machen.

Im Anschluss legt Stephan Laux Grundlagen für die weiteren Diskussionen um die Landesgeschichte in den Schulen, indem er sich ländervergleichend mit deren Curricula auseinandersetzt. Schon zu Beginn seines Beitrags weist er auf Probleme beim Vergleich hin, die sich in unterschiedlichen Terminologien, Umgang mit Lehrplänen und der divergierenden Kenntnis der curricularen Normen an den Universitäten niederschlagen. Er kann im ausführlichen Vergleich der Bundesländer feststellen, dass die Landesgeschichte in den Curricula zurücktritt und sich von den Schülerinnen und Schülern keine konsistente thematische Komponente als Kompetenz entwickeln lässt, sondern wähl- und austauschbare Einzelgegenstände angeboten werden. Das landesgeschichtlich Spezifische der Bundesländer oder ihr Bezug zueinander ist nicht greifbar. Laux' Meinung nach wird damit das für die deutsche Geschichte spezifisch Föderalistische in den Gemeinschaftskundeunterricht verschoben. Der Autor argumentiert weiter, indem er seiner Analyse Handlungsfelder anschließt: Die Anpassung der Thematik an die Entwicklung der Schülerinnen und Schüler, eine Stärkung der Landesgeschichte in der Zeit der Zeitgeschichte, die Vermittlung landesgeschichtlicher Inhalte an den Universitäten, die Erarbeitung adäquater Lehrmittel und Teilhabe der Landeshistoriker bei der Erarbeitung der Lehrpläne sieht er als wichtige Anknüpfungspunkte.

Die dänische Wissenschaftlerin für Deutsche Geschichte, Medien und Didaktik an der Universität Aarhus, Katja Gorbahn, schließt an Laux' Beitrag eine Studie der dänischen Lehr- und Bildungspläne an. Nach einer kurzen und detailreichen Einführung zum dänischen Schulsystem sowie dem Verständnis der Landesgeschichte folgt eine Übersicht über dänische regionalgeschichtliche Lehrwerke. Anhand dieser zeigt Gorbahn die Funktion

von Regionalgeschichte als regionales, nationales und transnationales Identifikationsangebot auf. Trotz dieser anschaulichen Beispiele zieht Gorbahn das Fazit, dass die Regionalgeschichte im dänischen Geschichtsunterricht vernachlässigbar ist, da die Nation zentraler Bezugspunkt des historischen Deutungsangebotes bleibt.

Burghard Borte nutzt seinen Beitrag, um nach dem Potential des Studiums der Regionalgeschichte zu fragen. Er sieht die Stärke der Landesgeschichte in ihrer Methodenvielfalt, die allerdings im Studium immer wieder an die Lehrinhalte des Faches Geschichte zurückgebunden werden muss. Rolf Schulte arbeitet in seinem Beitrag nach einer ernüchternden Analyse des Interesses der Schülerinnen und Schüler an Landesgeschichte mit dem Konzept der Mental Maps, um ausgehend vom Zugehörigkeitsempfinden der Lerngruppe die vielfältigen Chancen eines regional- und landesgeschichtlichen Unterrichts zu fördern.

Sebastian Barsch und Volker Gaul greifen die Chance der Landesgeschichte im Geschichtsunterricht in Zusammenhang mit forschendem Lernen auf. An einem lokalen Beispiel der Hexenverfolgung zeigen sie anschaulich und detailliert die neue Rolle des Lehrers als Lernbegleiter und fordern die frühe Erkundung der Praxis für Studierende. Detlev Kraack will in seinem Aufsatz sensibilisieren, indem er die Frage stellt, inwiefern den Schülerinnen und Schülern auf ihrem Schulweg Landesgeschichte begegnet. Damit hofft er, das Interesse für Geschichte zu wecken, gegenseitige Hilfe zu initiieren und exemplarisch Betroffenheit für die Fragen aus der Vergangenheit für Heute zu provozieren. Thomas Hill erweitert den Rahmen der praktischen Beiträge um die Frage nach der Förderung eines europäischen Geschichtsbewusstseins. Jörn Rüsens didaktisches Konzept der Entwicklung des europäischen Geschichtsbewusstseins nutzt er, um Beispiele in der Geschichte Schleswig-Holsteins zu finden und zeigt so, dass die Sensibilisierung für Europa auch »von unten« erreicht werden kann. Christoph Kühberger und Martin Nitsche nehmen die Kompetenzorientierung des Geschichtsunterrichts zum Anlass, um anhand allgemeiner Beispiele mit Schülerinnen und Schülern eigene (Geschichts-)Narrationen zu wagen. Dies soll die Lerngruppe dabei unterstützen, die Begrenztheit historischer Darstellungen zu begreifen. Es folgen praxisnahe Beispiele: Die Interaktion zwischen Schule und Archiv erachtet Hans Kerkessel in seinem Beitrag zur jüdischen Landesgeschichte in Mainz für ein vielversprechendes Konzept in Schulen, Gedenkstätten und zur Vor- und Nachbereitung von Gedenkveranstaltungen. Michael Kißener nutzt das Beispiel des industriellen Arbeitgebers Böhringer-Ingelheim, um ein Beispiel für eine lebensnahe Annäherung an das Thema Nation und Nationalsozialismus von 1918 bis 1945 vorzustellen. Silke Urbanski stellt anhand der Problemlage, dass die Geschichte der Stadt Hamburg nur im Sachunterricht in den Grundschulen und im Nationalsozialismus in der 9./10. Klasse eine Rolle spielt, das Projekt einer Webseite vor, die nicht nur Lehrern, sondern auch Schülern ansprechendes und motivierendes Material zur Verfügung stellen soll. Karsten Dölger beschließt den Aufsatzband mit einem Rückblick auf 36 Jahre Praxis mit dem Unterricht der Landesgeschichte. Er betont die Wichtigkeit des Lebensbezugs der Schülerinnen und Schüler zur Identitätsstiftung.

Alles in allem bietet sich dem Leser ein breites Angebot an Ansätzen, die sich in Theorie und Praxis um die Landesgeschichte im Geschichtsunterricht bemühen und deren Mehrwert für die Lerngruppe, den Lehrer und die Erfahrung des Geschichtsbewusstseins zum Ausdruck bringen.

Stefanie Neidhardt

3. *Antike*

HEINRICH SCHLANGE-SCHÖNINGEN: Hieronymus. Eine historische Biographie (Historische Biographie). Darmstadt: Philipp von Zabern 2018. 320 S. m. Abb. ISBN 978-3-8053-5149-2. Geb. € 29,95.

Die historische Biographie des Hieronymus mit mehreren kunstgeschichtlichen Einschüben (S. 23, 88–104, 134–137, 166–172, 212–218, 226–233) ist ein gut lesbares Überblickswerk, das sich vor allem an den allgemein interessierten Leser richtet. Der Autor will ein Persönlichkeitsbild von Hieronymus entwerfen, auch wenn er in seiner Einleitung bereits eingesteht, wie schwierig das sein wird, da Hieronymus »dafür gesorgt hat, dass mancher Abschnitt seiner Biographie im Dunkeln bleibt« (S. 8). Vieles ist überdies von Hieronymus gekonnt inszeniert worden oder nur indirekt erschließbar durch Spiegelung der Lebenswege seiner Begleiterinnen, die Hieronymus überdies selbst erzählt wie in seinem Nachruf auf seine Gefährtin Paula (ep. 108). Daher basiert beispielsweise das fünfte Kapitel »Auf Pilgerfahrt« (S. 173–201) auf einer ausgeschmückten Nacherzählung eben dieses Briefes, um die Reisewege der beiden im Heiligen Land und in Ägypten auf der Suche nach einer neuen eigenen Wirkungsstätte zu schildern. Auch die Darstellung des Klosterlebens in Bethlehem beruht wesentlich auf seinen Beschreibungen des Nonnenklosters der Paula (S. 202–206).

Als Einstieg wählt der Autor jedoch nicht den Beginn, sondern eine entscheidende Phase in der Vita des Hieronymus, die zugleich sein Leitthema, ein monastisch-asketisches Leben zu führen, markiert: die Beerdigung der Senatorentochter Blesilla in Rom im Jahr 384 (»Eine Trauerfeier in Rom«, S. 12–23), die starb, nachdem sie die Askese-Anforderungen des Hieronymus konsequent umgesetzt hatte. Bekanntlich führten die anschließenden Konflikte in Rom dazu, dass Hieronymus die Stadt wieder verließ, nachdem sein Unterstützer, Papst Damasus, im Dezember des Jahres verstorben war. Schlange-Schöninge gelingt es, die Verhältnisse anschaulich zu schildern sowie die radikalen Askese-Anforderungen des Hieronymus vor Augen zu führen, die bei Lichte besehen nicht anders denn als eine religiöse Empfehlung zur Magersucht für christliche Frauen interpretiert werden kann. Eine kritische Reflexion über die besonderen geschlechtsspezifischen Aspekte wäre hier allerdings wünschenswert gewesen: Zwar verweist der Autor auf die zugrundeliegende »negative Anthropologie« (S. 17; 88), doch wie radikal hat Hieronymus selbst Askese betrieben oder anderen Männern empfohlen? Der anschließend von Schlange-Schöninge berichtete berühmte Traum des Hieronymus bezieht sich ja »nur« darauf, dass Hieronymus nicht mehr Cicero lesen möge, nicht, dass er dürr und leichenblass umherschleichen und sich zu Tode hungern solle. Dieselbe Frage stellt sich im Abschnitt zu Hieronymus' christlicher Erziehungslehre (S. 52–55), da es hier um einen Brief (ep. 107) an eine Frau, nämlich Laeta, der Tochter von Paula, geht über die Erziehung ihrer Tochter Paula, der Jüngeren – zudem Hieronymus' Empfehlungen an den (männlichen) Rhetor Magnus (ep. 70, S. 54f.) doch anders ausfallen.

Kap. 2 (S. 24–55) befasst sich sehr ausführlich mit »Kindheit und Jugend«, obwohl gerade hier große Lücken bestehen und vieles ein Rätselraten ist. Erst mit seiner Studienzeit in Rom betritt man etwas sichereren Boden. Es folgt Kap. 3 (S. 56–104: »Im Westen und im Osten des Reiches«) über Hieronymus in Trier (ab 368), seine Zeit in Aquileia (372–375) sowie seine Reise nach Antiochia (S. 59 im Jahr 374, S. 105 im Jahr 375). Etwas willkürlich ist die Abtrennung des vierten Kapitels (S. 105–172: »In den Hauptstädten«), da sich hier Hieronymus noch immer in Antiochia aufhält und bereits in Kap. 3 Hauptstädte die Aufenthaltsorte bildeten. Auf das bereits erwähnte Kapitel 5 folgte der Schlussakkord

in Kap. 6 »Bethlehem« (S. 202–284) mit Abschnitten zum Klosterleben, zur Bibelrevision und -kommentierung, zum Streit um Origenes (relativ ausführlich S. 247–260) und um Pelagius (knapp auf S. 261–263) sowie zu den »Barbareneinfällen« (S. 264–279).

Nur gelegentlich werden Forschungsdiskussionen präsentiert; auch die Endnoten bieten wenig mehr, was der anvisierten Leserschaft geschuldet sein dürfte. Aber ein paar Kontroversen wären sicher dennoch interessant gewesen. Insbesondere das Verhältnis des Hieronymus zum Judentum zusammen mit seinem Bemühen um das Hebräische hätten in einem geschlossenen Kapitel mit Bezug auf den Forschungsdiskurs reflektiert werden können (vgl. S. 82, 131, 219, 222, 225f., 236, 238–245). Daher überrascht es, auf S. 61–66 recht ausführlich die These von Pierre Courcelle präsentiert zu bekommen, um sie dann doch abzulehnen: Der Bericht von Augustinus in *Confessiones* VIII 6, zwei Begleiter des Ponticianus hätten in Trier nach der Lektüre der *Vita Antonii* ein monastisches Leben gewählt, sei also doch nicht mit der Bekehrung des Hieronymus zu einem asketischen Leben zu verbinden. Auf S. 76–79 lehnt Schlange-Schöningh die These von Stefan Rebenich, dass der Aufenthalt des Hieronymus in der Wüste Chalkis eigentlich den ländlichen Besitz des Evagrius meine, ab, obwohl er selbst beschreibt, welche Infrastruktur ihm in Chalkis offenbar zur Verfügung stand (S. 80–83).

Manchmal wären mehr Lesehilfen (z. B. S. 198f.: Bekennerbischof »Isidor« – welcher?; S. 206f.: Debatte des Hieronymus mit Origenisten – welche Quelle liegt zugrunde?) oder Zusammenführungen (vgl. zum Schuledikt Valentinians und Aufenthalt in Trier S. 48f.; 56f.; zu Apollinaris von Laodicea S. 106 und 132f.) notwendig; auch eine chronologische Liste mit Werkübersicht wäre sinnvoll (vorgestellt werden nur die *Vita Pauli* S. 83–88 und ausführlich die *Chronik* auf S. 122–130).

Ob Hieronymus angesichts seines Widerwillens, sich mit dem trinitarischen Problem auseinanderzusetzen, und seines durch Epiphanius von Salamis ausgelösten Kampfes gegen Origenes tatsächlich als »Vermittler in den theologischen Diskussionen zwischen Ost und West« (S. 72) zu beschreiben ist, erscheint fraglich. Er war vielmehr ein radikaler Streiter, der sehr unangenehm werden konnte und um sein Ansehen stets bemüht war, was Schlange-Schöningh von Beginn an und noch einmal gerade in dem letzten Abschnitt des Buches über die Barbareneinfälle und den Kampf der Christen gegen das Heidentum zu Recht deutlich zum Ausdruck bringt.

Uta Heil

CHRISTOF MÜLLER, GUNTRAM FÖRSTER (HRSG.): Augustinus – Christentum – Judentum. Ausgewählte Stationen einer Problemgeschichte. Beiträge des 13. Würzburger Augustinus-Studententages vom 12./13. November 2015 (Cassiciacum 39.13; Res et Signa 13). Würzburg: Echter 2018. 236 S. m. Abb. ISBN 978-3-429-04204-2. Kart. € 30,00.

Augustinus hatte es nur gelegentlich mit Juden zu tun, etwa als ein Jude Licinius sich mit der Bitte um Rechtshilfe an ihn wandte. *Brief 8** der von J. Divjak herausgegebenen Neufunde seiner Briefe berichtet darüber. Dem Bischof von Hippo blieben Herausforderungen erspart, wie sie die blühenden jüdischen Gemeinden in Antiochia für Johannes Chrysostomus bildeten. Dessen harsche acht Predigten gegen die Juden richteten sich allerdings eher an die Christen der Stadt, von denen offensichtlich nicht wenige vom Judentum angezogen wurden. G. Stemberger verweist in seinem Überblick über den Antijudaismus der Kirchenväter vor Augustinus auf diesen Vorbehalt. Methodische Vorsicht, die den Vorwurf des platten Antijudaismus, der den Kirchenvätern immer wieder gemacht wurde, zurechtrückt, ist ein roter Faden, der die Aufsätze des Sammelbandes durchzieht.

Eine Parallele zu Johannes bietet der Evangelist Mt 23,1–7 mit Jesu Vorwürfen gegen Schriftgelehrte und Pharisäer, die sich in »kognitiver Dissonanz« tatsächlich gegen Lehrer in den christlichen Gemeinden richten. M. Ebner weist nach, dass Augustinus in *sermo* 23,1 und *Brief* 208,4 in gleicher Absicht auf den Evangelisten verweist. Ich füge *Brief* 2*,6 Divjak hinzu, wo Augustinus Mt 23 paraphrasiert.

Die mehr als 3.000 Stellen, wo in Augustinus' Schriften von Juden und Judentum die Rede ist, täuschen leicht. Das Thema stand nicht im Mittelpunkt seines Denkens, auch wenn er sich in seinem Traktat *Adversus Iudaeos* und im *Brief* 196 eigens mit ihm beschäftigte. Doch das Thema war für ihn »ein substantiell wichtiger Bestandteil« seiner Theologie, so Th. Raveaux in »Das Judenbild bei Augustinus«, dem Hauptaufsatz des Bandes. Dem Bischof von Hippo lag der grimmige moralisierende Ton Tertullians ebenso fern wie die Unerbittlichkeit des Ambrosius in der Kallinikonaffäre. Seine scheinbar antijüdischen Aussagen müssen in ihrem größeren hermeneutischen Kontext gelesen werden. Es ist vor allem die heilsgeschichtliche Verbindung zwischen Altem und Neuem Testament, bei der die Juden für Augustinus eine gottgewollte Vermittlerrolle spielen. Sie spielen sie unwissentlich, da sie in Jesus nicht den von den Propheten vorhergesagten Sohn Gottes erkennen. Ihre Unkenntnis spricht sie von der verhängnisvollen Anklage frei, Gottesmörder gewesen zu sein. Erst recht ist es absurd, die Anklage auf ihre Nachkommen auszudehnen. Sind die Christen, die den im Alten Testament angekündigten Gottessohn verehren, also nicht die wahren Juden? Augustinus gibt nicht die Hoffnung auf, dass die jüdischen Bewahrer des Alten Testaments einmal den Christen folgen und sich zum Gottessohn bekehren werden. Zwangsmaßnahmen lehnt er ab. Leistet doch selbst ihre Diaspora, in die sie das Alte Testament mitgenommen haben, den Christen einen wichtigen Dienst.

Bei Augustinus bedienten sich in der Folgezeit Verteidiger und Gegner der Juden. Einzelne Stationen seiner Nachgeschichte behandeln die Aufsätze im zweiten Teil des Bandes und werfen dabei Licht auf wichtige Aspekte seines Werkes. Aus Augustinus' *De trinitate* schöpfte Anselm von Canterbury in *Cur deus homo*. Wie weit ihn Odo von Cambrai in seinem Dialog mit dem Juden Leo benutzte, untersucht B. Goebel. Einzelne Päpste des Hochmittelalters traten zwar entschieden für den Schutz der Juden ein. Aber Ch. Cluse verfolgt, wie Innozenz III. mit Einzelzitaten aus Augustinus schrittweise härter über die Nachkommen Kains urteilte. Aufschlussreich sind Cluses Ausführungen zu dem Echo, das Augustinus' Auffassung über die Zeugenschaft der Juden in jüdischen Schriften gefunden hat.

Eine Fortsetzung ist die Aufmerksamkeit, mit der Juden überall die Anfänge von Luthers Reformation beobachteten und dessen 1523 verfasste *Dass Jesus ein geborener Jude sei* begrüßten. Umso härter traf sie Luthers Brutalität, die er 1543 in *Von den Juden und ihren Lügen* empfahl. D. Wendebourg machte für den Wandel neben den gängigen antijüdischen Vorwürfen Luthers Ärger über die jüdische Interpretation des Alten Testaments verantwortlich. Was Luther empfahl, hat der neuzeitliche Antijudaismus oft genug umgesetzt. Ihn skizziert H.H. Henrix, um von ihm die Wende abzusetzen, die das Vaticanum II mit dem Dekret *Nostra aetate* einleitete. Es bestimmt seitdem das Verhältnis der Päpste und der katholischen Kirche zu den Juden, wie Henrix abschließend ausführt.

Vor allem Raveaux betont mehrmals, wie viel Forschung im Einzelnen zum richtigen Verständnis der Aussagen des Augustinus über die Juden noch nötig ist. Auch die Reaktion der Juden auf das Judenbild im Mittelalter ist laut Cluse ein weithin unbestelltes Feld. Der vorliegende Band gibt dazu wichtige Anstöße, ein wertvolles Verdienst.

Klaus Rosen

DANIEL ALBRECHT, KATHARINA WALDNER (HRSG.): »Zu Tisch bei den Heiligen ...« Askese, Nahrung und Individualisierung im spätantiken Mönchtum (Potsdamer altertumswissenschaftliche Beiträge, Bd. 63). Stuttgart: Franz Steiner 2019. 121 S. ISBN 978-3-515-12087-6. Kart. € 36,00.

Mit dem allmählichen Erstarken des Christentums in der Spätantike ergaben sich auf nahezu allen Gebieten des sozialen Lebens neue, wirkmächtige Parameter. Ein solcher Parameter entstand auch auf sozialem Gebiet mit der Abkehr von der aufwendigen Lebensführung als Prestigemarker und der Hinwendung zur Askese oder zumindest Bescheidenheit, wie sie sich bis in die Eliten des Römischen Reiches auswirken sollte (vgl. etwa den Überblick bei H. Taussig, *In the Beginning was the Meal. Social Experimentation and Early Christian Identity*, Minneapolis 2009).

Der am 1.9.2016 vollkommen unerwartet verstorbene Erfurter Althistoriker Veit Rosenberger war einer der hauptsächlichen Protagonisten der Forschung über dieses Thema und wurde vom Tod mitten aus der Arbeit an einem Forschungsprojekt zu Nahrung in spätantiken Askesepraktiken gerissen. Rosenberger hatte sich zeit seines Wissenschaftlerlebens mit dem Zusammenhang von Religion und Gesellschaft befasst, und so widmet sich der hier vorzustellende Sammelband, der als Gedenkschrift für ihn von seinen Kolleginnen und Kollegen verfasst und herausgegeben wurde, der Ernährung im geistigen wie ethischen Kontext der Spätantike.

Den Band eröffnen Geleitworte seitens des Historischen Seminars sowie des Max-Weber-Kollegs für Kultur- und Sozialwissenschaftliche Studien der Universität Erfurt sowie eine Einleitung, in der die Beiträge und insbesondere der Veit Rosenbergers selbst kurz vorgestellt werden. Dieser postum veröffentlichte Beitrag *I pranzi dei santi. Spielräume der Askese der spätantiken Mönche* eröffnet auch den Band als deutschsprachige Zusammenfassung eines gleichnamigen Buches des Verstorbenen. Rosenberger zeigt darin auf, dass es ganz unterschiedliche Askesepraktiken gab, und hebt insbesondere die Rolle der Askese als Mittel zur Herstellung von Individualität und Absage an den *mainstream* der Kirche hervor, was vor dem Hintergrund bereits in der 1. Hälfte des 4. Jahrhunderts einsetzender Versuche zu sehen ist, die Mönchsgemeinschaften zu disziplinieren.

Der Beitrag von R. Aciati *Asceticism between agon and agency* beobachtet im Anschluss an Rosenberger die Tendenz zum Askesewettstreit unter den spätantiken Mönchen (nach P. Sloterdijk »Rekordselbstquäler«). Auf diese Weise konnte Askese *agency* entwickeln, also tief in die sozialen Verhaltens- und Denkweisen eingreifen und diese fortan bestimmen. Auf Rosenbergers Systematik von *agon* und *agency* bauen auch die weiteren Beiträge auf. E. Eidinow betont in »*With masculine and perfect mind*«. *Asceticism and the Articulation of the Female Christian Self* anhand der Vita der heiligen Eremitin Maria von Ägypten – Vorlage für mehrere Topoi in den Viten gerade weiblicher Asketinnen – die grundsätzliche Offenheit der Askese und der damit verbundenen Möglichkeiten zu physischer wie metaphysischer Transformation und Erlösung für alle Menschen. Der Beitrag von J. Bremmer *Ancient Teetotallers. From Homer via the Early Christian Eucharist to Late Antique Monks* spannt einen ungewöhnlich weiten chronologischen Bogen bezüglich des Weinkonsums bzw. der Enthaltensamkeit vom Wein. Letztere blickt – als vor allem Barbaren und griechischen Randgruppen zugeschriebener Topos – auf eine lange Tradition der (teilweise selbstgewählten) Exklusion aus der Gesellschaft zurück. Mönche und Eremiten schrieben diese Tradition fort, oft erweitert um die Abstinenz von Fleisch, Fisch und anderen Lebensmitteln. Bremmer weist aber auch auf allgemeine sittliche Vorstellungen der jüdischen und frühchristlichen Traditionen hin

und vermutet, dass vor allem daher der häufig belegte Verzicht auf Wein selbst in der Eucharistie rührt. Gregor Weber schließlich geht in *Heiligkeit, Teufelszeug und Schlaflosigkeit. Träumende und deutende Mönche in der Spätantike* Träumen und deren Deutung als Bestandteil der Viten von Asketen nach. Anders als in der antiken Tradition standen nun freilich nicht mehr die individuelle Traumerfahrung und deren möglicherweise nutzbringende Ausdeutung im Zentrum, sondern das Bild vom Traum als Ausdruck entweder göttlicher oder dämonischer Präsenzen, denen es zu gehorchen oder zu widerstehen galt. Für Letzteres galt die Askese als wichtiges Mittel, und Asketen konnten durch den Sieg über Derartiges ihre Autorität festigen.

Den sorgfältig und hochwertig produzierten Band schließen ein Nachruf auf Veit Rosenberger von Kai Brodersen sowie eine Liste seiner Publikationen. Als Anhänge folgen noch dankenswerterweise ein Stellenindex der zitierten Quellen sowie ein allgemeiner Index. Gerade Letzteres wird dafür sorgen, dass die Beiträge dieses wertvollen Bandes sowie das gesamte Thema der Askese in der Spätantike auch künftig rezipiert und fortgedacht werden können.

Werner Tietz

MARTINA HARTL: Leichen, Asche und Gebeine. Der frühchristliche Umgang mit dem toten Körper und die Anfänge des Reliquienkults. Regensburg: Schnell & Steiner 2018. 240 S. ISBN 978-3-7954-3258-4. Geb. € 39,95.

Die vorliegende, an der Theologischen Fakultät in Regensburg entstandene Dissertation stellt sich in ihrem Hauptteil der interessanten und sicher noch nicht umfänglich erforschten Leitfrage, »in welchem hohem Maß Reliquien bei der Etablierung und Konsolidierung der christlichen Metropolen Rom, Alexandria, Antiochia, Konstantinopel und Jerusalem eingesetzt wurden« (S. 109). Um diese Frage zu beantworten, trägt die Vf. zahlreiche Quellentexte zusammen, mit deren Hilfe sie die Situation der einzelnen Städte unter dem in der Spätantike stärker werdenden Einfluss des Christentums zu charakterisieren versucht. Im Ergebnis wird sichtbar, dass das frühe Christentum in den genannten Städten auf jeweils andere Voraussetzungen stieß und auf diese erstaunlich flexibel reagierte. So wird gezeigt, welche Konsequenzen es z. B. für Konstantinopel hatte, dass Rom in der Spätantike nicht bereit war, Reliquienteilungen vorzunehmen und Körperteilreliquien abzugeben. Andernorts hingegen, wie in Konstantinopel, war die Dismembration eher die Regel als die Ausnahme. Selbstverständlich kommt in der Untersuchung auch ein anderes Thema ausgiebig zur Sprache, nämlich die Bekämpfung paganer Kulte. Alexandria und Antiochia z. B. fanden dafür jeweils ihren eigenen Weg, um, wie im Falle Alexandrias, ein auch von Christen besuchtes paganes *Isieion* auszuschalten und ein konkurrierendes christliches Heilungszentrum aufzubauen. Das geschah mit Hilfe potenter, auf Heilung spezialisierter Heiliger und deren Reliquien, die in einer neu erbauten Kirche niedergelegt wurden. Interessanterweise hingen die Christen jedoch an den Praktiken im Isis-Heiligtum. Um ihnen den Weg in die christliche Heilstätte zu erleichtern, bekamen sie dort nicht nur kostenlosen Eintritt, es wurde auch ein christliches Pendant der Inkubation praktiziert (S. 138). Vielfach wurden Heiligenrelikte instrumentalisiert, um bestimmte politische Ziele durchzusetzen, wie die Vf. am Beispiel Jerusalems und der Stephanusreliquien deutlich macht.

Hier wie an vielen anderen Stellen zeigen sich die deutlichen Probleme dieser Arbeit. Zu oft vermisst man einen kritischen Umgang mit zitierten Quellen. Die Apostelgeschichte erwähnt außer einer Bestattung nichts über den Verbleib des Stephanuslei-

bes. Auch in frühen Quellen, bei Irenäus, ist von Stephanus nur als erstem christlichem Märtyrer die Rede. Erst im 5. Jahrhundert entsteht eine *Revelatio Sancti Stephani*, die an hagiographischen Topoi, wie zahlreichen Visionen, nicht spart. Die Geschichte klingt schön – zu schön, um wahr zu sein. Nachdem die Grablege wunderbar gefunden war, wurde der Leichnam in die Zionskirche überführt und zugleich eine geringfügige Teilung der Gebeine vorgenommen, so dass fortan Stephanusreliquien in der Welt waren, die in Jerusalem für politische Zwecke instrumentalisiert wurden. Es wird kein kritisches Wort weder zu der Quelle selbst, noch zu den offenkundig erfundenen Reliquien verloren, sondern alles als Tatsachenbericht geschildert. Es wäre interessant gewesen zu erfahren, wie in diesem und den vielen von der Vf. genannten vergleichbaren Fällen mit Hilfe erfundener Heiltümer Tatsachen geschaffen und etabliert wurden. Daran schießt sich die nächste Frage an, nämlich die, warum Christen diese Art von Reliquienpropaganda für bare Münze nahmen. Erklärbar ist das nur aus der antiken Vorgeschichte, die jedoch vollständig ausgeblendet wird. Wie hängen antiker Totenkult und frühchristliche Märtyrerverehrung sowie Märtyrerkult zusammen? Wie mündet Reliquienverehrung in einen Reliquienkult, und ab wann ist wo überhaupt von letzterem zu sprechen? Das alles wird terminologisch nicht klar geschieden und zum Teil auch miteinander vermischt. Leider häufen sich dafür die Beispiele, so auf S. 114, wo von römischer Repräsentationsarchitektur in unmittelbarer Nähe der Märtyrerreliquien die Rede ist; richtig müsste es heißen, der Märtyrergräber, denn die Kirchen wurden über Nekropolen errichtet. Auch auf S. 80/81, wo die Vf. über »Reliquien« spricht, erwähnt der angeführte Quellenbeleg von Chrysostomus jedoch nur die *λείψανα* der Märtyrer, also die Relikte der Märtyrer. Wann wurden die Reste und Relikte (*λείψανα*) von Heiligen tatsächlich zu Reliquien? Wortfelduntersuchungen fehlen, trotz der vielen herangezogenen Quellen. Geschuldet sind viele dieser Unklarheiten dem Hauptproblem der Arbeit: einem fehlenden Forschungsbericht, der eine Sensibilität für Begrifflichkeiten geweckt hätte. Stattdessen werden einzelne »Streiflichter« (S. 39) oder »Schlaglichter« (S. 110) auf die Forschungslage angeboten, deren Auswahl subjektiv und wenig plausibel erscheint. Auf diese Weise fehlt dem Werk nicht nur gedankliche und begriffliche Klarheit, auch wichtige Werke zu ihrem Thema entgehen der Vf., wie z. B. die grundlegenden Arbeiten von Beat Näf (z. B. Städte und ihre Märtyrer. Der Kult der Thebäischen Legion, Fribourg 2011).

Methodisch ebenfalls bedenklich ist der aus der gegenwärtigen Diskussion der *metropolitan studies* entlehnte Metropolenbegriff. Der griechische Begriff der *metropolis* bezeichnet eine Mutterstadt und entstammt antikem Kolonialdenken. Im Sinne von »Hauptstadt« wird *metropolis* in der Antike nicht verwendet. Warum reicht es nicht, von spätantiken Städten zu sprechen? Auch wenn der moderne Begriff einer Metropole mit Einschränkungen (S. 109) übertragbar zu sein scheint, was ist der Gewinn, wenn es z. B. heißt, Rom präsentierte sich »metropolitär« (S. 110)? Hätte »urban« nicht genügt? Das alles ist wenig einsichtig für den Leser. Und warum verfügt das Buch weder über ein Register noch ein Abkürzungsverzeichnis? Nicht einmal auf das gängige theologische Abkürzungsverzeichnis, den »Schwertner«, wird hingewiesen. So interessant das zusammengetragene Material auch ist, so wenig vermag die Arbeit insgesamt zu befriedigen, so dass ein Schatten weniger auf die Autorin als auf Betreuer und Gutachter der Regensburger Dissertation fällt.

Gia Toussaint

PETER BROWN: Der Preis des ewigen Lebens. Das Christentum auf dem Weg ins Mittelalter. Darmstadt: Zabern 2018. 270 S. m. Karte. ISBN 978-3-8053-5150-8. Geb. € 29,95.

Peter Brown wendet sich in diesem bereits 1995 in englischer Sprache erschienenen Buch (»The Ransom of the Soul. Afterlife and Wealth in Early Western Christianity«), dessen Titel man besser exakt so ins Deutsche hätte übersetzen sollen, der Vorstellung zu, Himmel und Erde ließen sich durch Geld verbinden, so dass man durch Geld das Schicksal der Seele im Jenseits beeinflussen könne (S. 7). Brown untersucht hierbei das westliche Christentum im Zeitraum von etwa 250 bis 650 n. Chr. und fasst die Geschichte der christlichen Jenseitsvorstellungen »als Geschichte der von ihnen hervorgerufenen Debatten sowie der gesellschaftlichen und religiösen Spannungen« auf, »die ihnen zum Durchbruch verhalfen« (S. 10).

Ausgangspunkt ist die in fast allen Kulturen der Antike vorhandene Vorstellung, dass die Toten die Lebenden brauchen: Im Christentum versteht man diese Abhängigkeit – wohl seit dem 3. Jahrhundert – als Verknüpfung von Sünde und Fürbitte. Da die Lebenden die »fundamentale Unvollkommenheit« der Toten (die Heiligen ausgenommen) deswegen teilen, weil auch diese sündigten, entstand die Auffassung, dass es möglich sei, mit bestimmten Handlungen – z. B. Fürbittgebet und Feier der Eucharistie – die Wand zwischen der Welt der Lebenden und der Toten zu durchbrechen (S. 35, 37). Neben Fürbitte und Messfeier treten als weitere Mittel Spenden, die auch klein sein können, um einen Schatz im Himmel zu erwerben.

Die Vorstellung, durch das Geben von Geld Vorteile für das jenseitige Leben zu erwerben, ist auch im Judentum anzutreffen: »Das Lösegeld für die Seele eines Mannes ist sein Reichtum« (Spr 13,8) (S. 38). Sie hat bei Juden und Christen einen bedeutenden Stellenwert inne, denn bereits die kleinste Spende erlaubte es, das Wunder der göttlichen Gnade zu veranschaulichen: Die Menschheit ist in ihrem Weiterleben so abhängig von Gott wie ein Armer von den milden Gaben der Reichen (S. 47).

Mit dem Wachsen der christlichen Gemeinden ändern sich der Kontext und die Interpretation des Almosengebens: Während die Fürsorge für die armen Mitchristen im 2. Jahrhundert als Akt der Solidarität eingefordert wurde, spielen in dieser Zeit das intensive Gebet und das Aufrechterhalten des Gemeinschaftsgeistes eine wichtigere Rolle (S. 51). Als im 4. Jahrhundert die christlichen Gemeinden stark wachsen und der Bedarf an Almosen in nie dagewesene Höhen steigt, werden die zahlreichen, neu in die Gemeinden aufgenommenen Bedürftigen als anonym erlebt, so dass das Almosengeben im Laufe der Zeit zu einer Bußübung wird (S. 60), in dessen Folge Gott Sünden vergibt.

Augustinus betont die dauernde Präsenz der Sünde und die Notwendigkeit der ständigen Buße, die ein ständiges Spenden impliziert; die Auseinandersetzung mit Pelagius dürfte das ihre dazu beigetragen haben, das Almosengeben religiös zu motivieren (S. 72–79, 106f., 119f.). Das Almosengeben umfasst drei Arten: Armenpflege, Unterstützung des Klerus und Bau und Unterhalt von Kirchen (S. 107). Ein kontinuierlicher Strom kleiner Spenden bewirkt einerseits, dass die Gebenden sich ihrer Verantwortung bewusst sind, und hilft andererseits, dass die Kirche ihren Pflichten nachkommen kann.

In Gallien ist Salvian von Marseille (ca. 400–475) der wichtigste Verfechter eines Zusammenhangs zwischen Spenden und Jenseitshoffnung: Hier sind es die Mitglieder des lokalen Adels, die nach und nach kirchliche Führungspositionen übernehmen und von denen erwartet wird, dass sie einen großen Teil ihres Vermögens in die Kirche einbringen. Mögliche Strafen im Jenseits werden auf sehr bedrohliche Art und Weise geschildert, was durch die Vermittlung von Vorstellungen der ägyptischen Mönchsliteratur über die Mönche aus Lérins erklärt werden könnte (S. 131–133). Brown hält es jedoch für wahr-

scheinlicher, dass sich im ganzen Mittelmeerraum in Jenseitsvorstellungen ein aus paganen Vorstellungen stammender »Unterstrom der Angst« antreffen lässt. Die Erwähnung der Unterwelt ist im Westen in christlichen Grabinschriften jedoch selten (für Rom s. ICUR VIII 23303, datiert in das 5.–6. Jahrhundert, für Italien s. eine Inschrift in Chieri, G. Menella, G. Coccoluto, *Inscriptiones christianae Italiae* 9, Bari 1995, 5f. Nr. 1, datiert 488). Daher ist es schwierig, angesichts des in frühchristlichen Grabinschriften so häufig erwähnten »Ruhens in Frieden«, d. h. der offensichtlich positiven Aussagen in Hinblick auf das Jenseits und der Seltenheit von Hinweisen auf das Gericht (J. Dresken-Weiland, in: Dies., A. Merkt, A. Angerstorfer, Himmel, Paradies, Schalom. Tod und Jenseits in antiken christlichen und jüdischen Grabinschriften [Regensburg 2012], S. 71–275) dem Jenseits früherer Generationen seinen hellen Charakter abzusprechen. Sind es vielleicht doch die Umstände eines in Gallien zunehmend unsicher und fragil gewordenen Lebens, die sich in dem »Anschwellen des christlichen Angstpegels« (S. 136) Bahn brechen? Die eingangs von Brown geäußerte Auffassung, dass sich einige der entscheidendsten Veränderungen der christlichen Vorstellungswelt nicht durch historische Ereignisse erklären lassen und sich wohl über Jahrhunderte hin entwickelten (S. 12), wird man in Bezug auf die Angst nicht unbedingt zustimmen.

Ein wichtiger und beeindruckend geschilderter Aspekt gilt dem im Laufe der Zeit wachsenden Interesse an der Jenseitsreise einer jeden Seele, die durch Sünden und Verdienste bestimmt wird und die im 7. Jahrhundert voll entfaltet ist (S. 216).

Das Geben von kleineren und größeren Geldspenden ist auch heute noch für das Christentum relevant. Bei dem bewusst essayistischen Zugriff auf das Thema ist klar, dass nicht alle Texte und alle bedeutenden Spender erwähnt werden, s. zum Beispiel zuletzt S. Mratschek, *Geben und Nehmen in den Briefen des Paulinus von Nola. Der himmlische Bankier und der Wohltäter der Armen*, in: *Zwischen Alltagskommunikation und literarischer Identitätsbildung. Studien zur lateinischen Epistolographie in Spätantike und Frühmittelalter*, hrsg. v. G. M. Müller, Stuttgart 2018, 109–129. Vielleicht sollte man daher betonen, dass das Geben als Aspekt der Nächstenliebe fest zur christlichen Lebenspraxis gehört.

Insgesamt bietet der Band ein unterhaltsames und lehrreiches Lesevergnügen über eine im Wandel befindliche Welt, die darin der unseren nicht unähnlich ist.

Jutta Dresken-Weiland

MARCEL WEGENER-RIECKESMANN: *Bischof Gaudiosus, die heilige Restituta und die ecclesia Neapolitana. Zu den Zeugnissen vandalenzeitlicher Exilanten und dem kulturellen nordafrikanischen Einfluss in Neapel sowie zur Entwicklungsgeschichte der örtlichen Bischofskirche zwischen dem 4. und 9. Jahrhundert* (NEA POLIS, Bd. 2). Oberhausen: Athena-Verlag 2019. 516 S. zahlr. Abb. Kart. ISBN: 978-3-7455-1057-7, € 68,00.

Die Dissertation wurde 2017 an der Universität Münster abgeschlossen. Im 5./6. Jahrhundert sind aus dem Vandalenreich in Nordafrika Kleriker und Bürger vertrieben worden. Gründe dafür waren Gegnerschaft zum arianischen Bekenntnis der Vandalen und Enteignungen. Einige dieser Vertriebenen haben in Neapel Aufnahme gefunden, das im frühen 5. Jahrhundert durch Baumaßnahmen mehr und mehr aus dem Schatten Capuas hervortrat. In Neapel werden einige Grabdenkmäler mit diesen Vertriebenen in Verbindung gebracht. An erster Stelle steht Bischof Gaudiosus von Abitina, der nach den Angaben in dem im 10. Jahrhundert entstandenen »*Libellus Miraculorum Sancti Agnelli*« vermutlich in den 40er-Jahren des 5. Jahrhunderts nach Neapel

kam, als dort Nostrianus Bischof war, vermutlich bei der Kirche S. Maria Intercede ein Kloster gründete und im Alter von 70 Jahren 482 verstarb. Beigesetzt wurde er in der Nähe des Bischofs Nostrianus in der nach ihm benannten Katakombe. Dieses Ergebnis samt der Rekonstruktion des Grabes und dessen Inschrift wurde durch umfassende Einzelforschung erreicht, die neben dem Text der Arbeit die Anmerkungen zu einem zweiten Text werden lässt. Gaudiosus scheint in Neapel die Nähe des dorthin gekommenen Metropoliten Quodvultdeus von Karthago gesucht zu haben, der nach Aufstieg ins Bischofsamt in den 30er-Jahren des 5. Jahrhunderts etwa 439/440 verbannt worden zu sein scheint. Quodvultdeus bleibt trotz der ihm zugeordneten Schriften als historische Person schemenhaft, doch scheint er gegen Häretiker agiert zu haben, was seine Vertreibung erklärt. Er starb vermutlich 454 und wurde in der Januarius-Katakombe beigesetzt. Seine Gebeine wurden später mit denen des Gaudiosus in das von diesem gegründete Kloster überführt. Die Arbeit geht auch auf weitere aus dem Vandalenreich und in den Katakomben beigesetzte Vertriebene ein. Mit der Vertreibung des Metropoliten Quodvultdeus wurde in Karthago die der hl. Restituta geweihte Bischofskirche beschlagnahmt.

Die hl. Restituta hat ihr Martyrium anscheinend in Abitina erlitten. Die Überführung ihrer Reliquien und ihre Verbindung zur dortigen Bischofskirche von Neapel rücken im zweiten Teil der Untersuchung in den Mittelpunkt. In der Baugeschichte der heutigen Kathedrale steht seit langem eine »Einkirchthese« einer »Zweikirchthese« gegenüber. Die Analyse der historischen, hagiographischen, epigraphischen und christlich-archäologischen Quellen ergibt, dass seit Anfang des 6. Jahrhunderts zwei eigenständige, durch ein Atrium verbundene Kirchen bestanden haben. Davon ist die eine die vermutlich aus konstantinischer Zeit stammende und heute als Annex des Domes bestehende Basilika. Sie war wohl bereits im ausgehenden 5. Jahrhundert der Märtyrerin Restituta geweiht. Die zweite Basilika wurde nach ihrem Erbauer, Bischof Stephan (499–513/514), Stephanian genannt. Sie diente als Hauptkirche und war dem Salvator geweiht. Sie ist heute vom Dom des späten 13. Jahrhunderts überbaut und daher archäologisch kaum greifbar. Die Arbeit zeigt den Einfluss der aus Nordafrika vertriebenen Kleriker und Laien auf die Kirchengeschichte Neapels. Die beeindruckende Untersuchung des Verfassers ergibt ein schlüssiges Bild der frühmittelalterlichen Vorgänge in der kirchlichen Entwicklung Neapels.

Immo Eberl

4. Mittelalter

CHRISTOPH MAUNTEL, VOLKER LEPPIN (HRSG.): Transformationen Roms in der Vormoderne (Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte, Bd. 27). Basel: Schwabe Verlag 2019. 288 S. m. Abb. ISBN 978-3-17-036097-6. Geb. € 44,00.

Der zu besprechende Band vereint die Beiträge einer 2016 stattgefundenen Tagung des Tübinger Graduiertenkollegs »Religiöses Wissen im vormodernen Europa« zu Zeit- und Wissensräumen. Dabei hat er einen konkreten Raum vor Augen, der, so die Herausgeber C. Mauntel und V. Leppin in ihrer Einleitung, »faszinierend und herausfordernd« zugleich ist (S. 19): die »Ewige Stadt« Rom.

Nach Stephan Günzels einleitenden Bemerkungen »Zur Kulturtheorie des Raums heute« eröffnet Nine Miedemas Beitrag »Jerusalem in Rom. Die Christus-Reliquien in der Ewigen Stadt und der Wandel ihrer Präsentation im Raum Rom« die ersten Fallstu-

dien, die Rom als geographischen Ort thematisieren. Dabei konnte sie anhand überzeugender mittelalterlicher Fallbeispiele aufzeigen, dass Christus-Reliquien und deren Verortung im Stadtraum wesentlich die Wahrnehmung Roms durch die Zeitgenossen prägten und als Teil des römischen Konkurrenzdenkens mit Jerusalem verstanden werden müssen (S. 63f.).

In ihrem Aufsatz »Bau – Ritual – Narrativ. Das Lateranbaptisterium als ›Wissensraum‹« beschäftigt sich Kirsten Lee Bierbaum mit dem Narrativ der Taufe Konstantins, dessen epochenübergreifende Wirkmacht und Persistenz sie in der Verflochtenheit von Narrativ, materiellem Raum und liturgischer Handlung im Lateranbaptisterium vermutet (S. 96). Überzeugend kann sie am Beispiel der Ritterweihe Cola di Rienzos im 14. Jahrhundert zeigen, wie dort selbst »paraliturgische« Rituale funktionieren konnten, da im Ort des Geschehens selber das dafür notwendige Wissen abrufbar war (S. 85f.).

Aus zwei unterschiedlichen Perspektiven betrachten die Beiträge von Constanze Baum »Produktive Risse im Mauerwerk der Geschichte. Roms Ruinen und die Wissenskultur des 18. Jahrhunderts« und Brigitte Sölch »Bild – Architektur – Bewegung. Transfer und motivische Verankerung der Architekturmedaille im Rom des frühen Settecento« die Verarbeitung stadtrömischer Topographie des 18. Jahrhunderts. Baum richtet dabei den Blick auf die Wahrnehmung römischer Ruinenlandschaften in der Literatur und zeigt daran, wie vielschichtig diese thematisiert wurden, von dem Bild des Wissens- und Geschichtsraums (S. 104–111) oder des politischen Symbols hin zur ästhetisch bewunderten »malerischen Ruine« (S. 113–118). Sölchs Beitrag nähert sich dem Thema über visuelle Darstellungen von Kirchenarchitektur auf dem Medium der Medaille an, verstanden sowohl als mobiler Bildträger als auch als Architekturelement. Für beide Formen sei das Element der Bewegung (der potentiellen Bewegung des Mediums oder der Bewegung des die architektonische Raumfolge ablaufenden Betrachters) elementar für den Kommunikationsakt, der durch die paradigmatische Darstellung kirchlicher Architektur die Größe Roms artikulieren solle (S. 145).

Der zweite Abschnitt des Bandes problematisiert Rom als idealen religiösen Raum, was im Beitrag von Marco Stoffella »Geistliche Verbindungen mit Rom und kanonische Regeln in der frühmittelalterlichen Toskana« zurück in das Mittelalter führt. Am Beispiel der auf der Pilgerroute nach Rom führenden toskanischen Stadt Lucca kann er evident machen, dass Lucca seine Verbindung mit dem Papsttum im 8./9. Jahrhundert intensivierte, um daraus politischen Profit zu schlagen und sich regional als wichtige Diözese zu positionieren (165f.). Jan Stellmanns Beitrag »Rom[a]. Eine theoretische Skizze zum Raum der Personifikation« widmet sich dem Gebiet der Stadtpersonifikationen. Diesen spricht er ein eigenes Raummodell zu, welches er am Beispiel der *Roma* als figural und nicht räumlich, d. h. als allegorische Personifikation definiert, die in diesem Modell als Bedingung dem eigentlichen Raum voransteht (S. 187). Den Abschluss dieses Themenkomplexes stellt Lars Ziekes Thematisierung von »Rom als ›neues Jerusalem‹ – Venedig als ›neues Rom‹ in Carpaccios Stephanus-Zyklus« dar. Zieke untersucht anhand von Carpaccios Gemälden die Problematik des im Bild dargestellten Verhältnisses von venezianischer Architektur und Jerusalem symbolisierenden Elementen, die als Teil der Selbstrepräsentation der *Serenissima* als neues Rom, somit zugleich als neues Jerusalem zu deuten seien (S. 208f.).

Den thematischen Abschluss stellt die Frage nach Rom als religiösen Gegen-Raum dar. In einem ersten Ansatz geht dabei Marina Münkler mit ihrem Beitrag »Luthers Rom. Augenzeugenschaft, *Invektivität* und *Konversion*« auf die naheliegende Problematik der beginnenden Reformation ein. Dabei zeigt Münkler schlüssig auf, dass die häufig anzutreffende Verkoppelung von Luthers Rombesuch, seinen Äußerungen über den Nie-

dergang der Stadt und seine Abkehr von der römischen Kirche vielmehr als literarisches Narrativ, denn als biographische Kausalkette zu verstehen sei (S. 240). Die von Münkler beschriebene Instrumentalisierung der eigenen Romerfahrung Luthers erscheint daher als eine Form der literarisierten Augenzeugenschaft, die durch den realen Kern der Romreise stets plausibel erscheint. Mit der Frage »Gibt es eine europäische Dimension des Zweiten Abendmahlstreits?« geht auch Corinna Ehlers auf die Reformation ein. Sie thematisiert dabei die theologisch motivierte Erschaffung politisch-geographischer Wissensräume, die bestimmten Regionen ein geographisch abgegrenztes Primat im Verlauf der Reformation zusprechen sollten. Dabei sei der innerreformatorische zweite Abendmahlstreit zwar von den beteiligten Protagonisten nicht als paneuropäisch verstanden worden, doch in Abgrenzung zum Gegenbild Rom der Versuch erkennbar, gewissen Regionen als Raum der Reformation normative Geltung zuzusprechen (S. 263f.). Den Abschluss des Bandes stellt Florence Brunners Beitrag »Antirömisches Straßburg in Fischarts Polemik« dar, der Rom nochmals als ganz konkretes städtisches Gegenbild Straßburgs problematisiert. In den Schriften Fischarts sei dieser Dualismus zwischen dem glorifizierten Straßburg und dem verachteten Rom zugleich auch ein Zugang zu seiner eigenen reformatorischen Prägung, die entgegen der älteren Forschung als lutherisch und calvinisch geprägt zu verstehen sei (S. 279f.).

Der Band überzeugt durch facettenreiche und vielschichtige Fallstudien, die die zukünftige Forschung in mehrerlei Hinsicht anregen können. Insbesondere sind sie Anstoß zum Nachdenken über raumanalytische Zugriffe und zeigen dabei gekonnt auf, wie ein weites Raumverständnis zu spezifischen Fragestellungen und neuen Denkmustern führen kann. Doch auch die Fokussierung auf die Stadt Rom wird zu weiterer Forschung anregen können. Die spezifische Romforschung kann aus der konsequenten Anwendung verschiedener Raumbegriffe neue Denkansätze zur Erforschung der Ewigen Stadt gewinnen.

Julian Zimmermann

MARIA BORMPOUDAKI U. A. (HRSG.): Europa in Bewegung. Lebenswelten im frühen Mittelalter. Darmstadt: WGB Theiss 2018. 208 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-8062-3828-0. Geb. € 29,95.

Das Begleitbuch zur Ausstellung in Amsterdam, Athen und Bonn ist zweigeteilt, was den eingangs benannten »zentralen Themen – Vielfalt, Glaube, Wissen, Krieg und Identitäten« (S. 10) nicht recht entspricht. Unter »Vielfalt« werden verschiedene Regionen des frühmittelalterlichen Europas nacheinander behandelt – in unerklärter Reihenfolge »nachrömischer Westen«, Frankenreich, Byzanz, Langobardenreich, pannonisches Awarereich, Irland, Skandinavien, slawisches Ost(mittel)europa, Al-Andalus, Sasanidenreich und Ägypten. Mit »Verbindungen« ist der zweite Teil überschrieben, in dem verschiedene Beziehungen thematisiert werden: Byzanz als Erbe Roms, der Mittelmeerraum, die drei monotheistischen Religionen, frühmittelalterliche Kriegführung, Wissen und Wissenschaft sowie »Identität im Wandel«.

Auf beide Teile sind zehn »Reisende« verteilt, deren Reiserouten aus Schriftquellen bekannt geworden sind – im Band nicht in chronologischer Reihenfolge und mit einer erstaunlichen Lücke vom 6. bis 8. Jahrhundert: Kaiserin Helena im frühen 4. Jahrhundert; Martin von Tours als Soldat Christi im 4. Jahrhundert; die Pilgerin Egeria im Heiligen Land der 380er-Jahre; der Geschichtsschreiber Olympiodor von Theben im frühen 5. Jahrhundert; der Elefant Abul Abbas, den Harun al-Raschid 801 Karl d. Gr. geschenkt hatte; Ottar als Seefahrer des 9. Jahrhunderts; Ibn Fadlan als arabischer Diplomat bei

den Rus' in den 920er-Jahren; der jüdische Gelehrte Chasdai ibn Schaprut am Kalifenhof von Córdoba im 10. Jahrhundert; die byzantinische Prinzessin und seit 972 Frau Ottos II., Theophanu; und Erzbischof Sigerich der Ernste von Canterbury am Ende des 10. Jahrhunderts.

»Europa« ist angenehm weit gefasst, indem das Mittelmeer (allerdings ohne auf Nordafrika einzugehen) einschließlich Ägypten und Persien berücksichtigt sind, wengleich andere Regionen wie Britannien oder die Apennin-Halbinsel kaum Erwähnung finden. »Bewegung« wird in zweierlei Hinsicht verstanden. Zum einen deuten die »Reisenden« an, wieviel Mobilität auch das frühe Mittelalter kennzeichnete. Beschrieben ist damit die räumliche bzw. geographische Dimension. Zum anderen geht es um die Veränderungen während eines halben Jahrtausends: vor allem die politischen Wandlungen stehen im Mittelpunkt – wobei »Völker« und »Volksgruppen« nicht wie oft suggeriert Bevölkerungen meinten, sondern Führungsschichten.

Nicht eigens behandelt werden dagegen »Bewegungen« auf anderen Feldern, die aber den Hintergrund für Reisen und Austausch darstellten. Wirtschaftliche Verbindungen und Abhängigkeiten treten ebenso wenig in den Vordergrund wie gesellschaftliche Veränderungen. Sie ließen sich berücksichtigen, wenn man statt politischer Identitäten Regionen zum Ausgangspunkt wählte. Kulturgeschichtliche »Bewegungen« sind insofern präsent, als die ausgestellten archäologischen Funde weitreichende Wechselwirkungen plastisch werden lassen. Sie reflektieren allenfalls mittelbar »Lebenswelten«, die zwischen großer Politik und mobilen Eliten nicht zur Sprache kommen. Ein kurzer Ausblick unterstreicht, dass zwischen dem frühen Mittelalter und der Gegenwart Welten liegen. Präsentation und Verständnis setzen daher heute eine plausible und angemessene Übersetzung voraus.

Als Leser muss und kann man sich aus den Schlaglichtern, die mehr als 30 Beiträge auf knapp 180 Seiten bieten, sein eigenes Bild zusammensetzen. Die »verschiedenen regionalen Identitäten und ihre Entwicklung in Raum und Zeit« in den Mittelpunkt zu rücken (S. 7), projiziert vor allem Europas gegenwärtige Lage zurück. Es fragt sich, ob hier nicht die Wahrnehmung politischer Eliten zu sehr verallgemeinert und die Vielzahl anderer sozialer Identitäten vernachlässigt sind; sie bedeuteten nicht allein »Abgrenzung« nach außen (S. 181), sondern stifteten ebenso Zusammengehörigkeit nach innen.

Sebastian Brather

GERALDINE HENG: *The Invention of Race in the European Middle Ages*. Cambridge: Cambridge University Press 2018. XIII, 493 S. m Abb. ISBN 978-1-108-42278-9. Geb. € 34,99.

Geraldine Hengs Buch über ‚Die Erfindung der Rasse im Mittelalter‘ irritiert und regt zum Nachdenken an, weil das Thema und die Herangehensweise der Autorin provokant sind. Heng, Anglistin an der University of Texas in Austin, untersucht ‚Rasse‘ als Mittel der Stigmatisierung und Hierarchisierung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen (S. 3 und 27, Textbausteine werden mitunter wörtlich wiederholt). Dabei wendet sie sich bewusst von einem modernen, auf Biologie und Ethnizität fußenden Rassebegriff als Leitbild ab und fasst das Phänomen deutlich breiter: »Race is a structural relationship for the articulation and management of human difference, rather than a substantive content« (S. 19). Rasse kann letztlich also durch jedwede soziale, religiöse, politische, ethnische oder körperliche Unterscheidung zustande kommen – und genau auf solche historischen Momente, in denen Rasse konstruiert wird, kommt es Heng an (S. 4).

Das Ziel des Buchs ist mithin ein politisches: Es gehe darum, das moderne Phänomen des Rassismus auch im Mittelalter zu analysieren und diese Epoche dezidiert an denselben Maßstäben zu messen, wie unsere Zeit (S. 21). Nicht von ›Rasse‹ zu sprechen, so begründet Heng, würde die diskriminierenden Gesetze, Praktiken und Institutionen, um die es in ihrem Buch geht, von ihrem Stigma befreien; es würde verhindern, dass wir sie als das benennen, was sie waren, und damit auch ihre volle Bedeutung erfassen (S. 2 und 23).

Nach einem eher theoretisch gehaltenen Einführungskapitel (S. 15–54) geht die Autorin ihr Thema in sechs verschiedenen inhaltlichen Zugängen an, wobei die jeweiligen Kapitel durchaus für sich abgeschlossene Texte sind. In Kapitel zwei (›State/Nation‹, S. 55–109) stehen die Juden vor allem Englands als verfolgte Gruppe im Fokus. Das nächste Fallbeispiel (›War/Empire‹, S. 110–180) thematisiert die von christlichen Autoren etablierte Zusammenfassung aller Muslime als ›Sarazenen‹ und deren zwischen kollektiver Verdammung und individueller Akzeptanz changierender Darstellung. Das vierte Kapitel (›Color‹, S. 181–256) stellt dunkle Hautfarbe als sich standardisierende Darstellungsart von Afrikanern dar, wohingegen die Europäer durch zunehmend heller werdende Hautfarbe gekennzeichnet worden seien. Es folgen zwei Kapitel (World I, S. 257–286; World II, S. 287–416) über transkulturelle Verflechtungen im Spätmittelalter, bei denen die Darstellung des Fremden durch Autoren wie Wilhelm von Rubruk, Marco Polo und Jean de Mandeville im Fokus steht. Das siebte und letzte Kapitel (World III, S. 417–455) nimmt die Roma als Beispiel für eine Gruppe in den Blick, die sich vor allem selbst als eigenständig gesehen und behauptet habe.

Hengs dezidiertes Ziel, mittelalterliche Gruppendiskriminierungen nach modernen Maßstäben zu untersuchen, wird erreicht; der Preis dafür ist jedoch die Gefahr des Anachronismus. An vielen Stellen hat der rezensierende Historiker das Gefühl, dass die Eigenlogik der Quellen sich dem dezidiert postmodernen Zugriff unterordnen muss. Sicher ist es schockierend, wenn Fulcher von Chartres als Chronist der Kreuzzüge Mitleid mit hungernden Tieren zeigt, gegenüber Muslimen aber unbarmherzig ist (S. 119). Seine Benennung als Rassist aber fördert das Verständnis seines Textes nicht. Es stellt sich eher die Frage, was durch die Neudefinition des Rassebegriffs und seine Anwendung auf das Mittelalter gewonnen wird: Wenn letztlich alles ›Rasse‹ sein kann – die Autorin spricht von ›religious race, colonial race, cartographic race, and epidermal race‹ (S. 6), dazu kommen ›Christian race‹ (S. 124), ›military race‹ (S. 147), ›slave race‹ und ›Mongol race‹ (beide S. 258), schließlich ›hybrid race‹ (S. 144) und ›virtual race‹ (S. 317) sowie England als ›racial state‹ (S. 72) –, verschwimmt die Präzision, mit der Phänomene überhaupt erfasst werden können. Auch bleibt mit Blick auf den Titel unklar, wieso angesichts der breiten Definition nun ausgerechnet das Mittelalter die ›Rasse‹ erfunden haben soll: Hengs Ansatz ließe sich problemlos auf jede frühere Epoche übertragen.

Damit ist kein Einspruch gegen Hengs Thema erhoben, sondern eher eine methodische Rückfrage formuliert. Robert Moore hat mit seiner Studie über ›The Formation of a Persecuting Society‹ (1987) letztlich ein vergleichbares Thema behandelt, seine Ergebnisse aber enger im Denken der Zeitgenossen verankert. Heng sind diese Einwände bewusst und sie nimmt sie in Kauf (S. 21) – dies ist wohl das irritierende an ihrem Buch. Wer sich für diskriminierende Praktiken in historischer Perspektive interessiert, wird Hengs Fallbeispiele mit Gewinn lesen. Relevant für weitere Arbeiten über den Begriff der ›Rasse‹ ist zudem die Einleitung. Der dezidiert postmoderne Gesamtansatz aber mag aufgrund seines anachronistischen Charakters nicht recht überzeugen.

Christoph Mauntel

BENJAMIN SCHÖNFELD: Die Urkunden der Gegenpäpste. Zur Normierung der römischen Kanzleigewohnheiten im 11. und beginnenden 12. Jahrhundert (Papsttum im mittelalterlichen Europa, Bd. 7). Köln – Weimar – Wien: Böhlau 2018. 456 S. ISBN 978-3-412-50913-2. Geb. € 70,00.

Die vorliegende Dissertation wurde im Wintersemester 2015/2016 an der Universität München abgeschlossen. Die Forschung hat Gegenpäpste wenig beachtet. Die Arbeit zeigt die Entwicklung der Urkunden der Gegenpäpste in der zweiten Hälfte des 11. und im 12. Jahrhundert, dazu befasst sie sich mit der Leitfrage, ob und wie weit sich aus diesen Urkunden konkurrierender Päpste Rückschlüsse auf Handlungsstrategien zur Erlangung und Behauptung der Legitimation ziehen lassen.

Das Kapitel »Grundlagen« erörtert den Begriff »Gegenpapst«, der zuerst in einer Yorker Chronik für den von Kaiser Heinrich V. ernannten Papst Gregor VIII. (1118–1121) verwandt wurde und auch in spanischen Quellen bei der Darstellung des Schismas zwischen Innocenz II. und Anaklet II. (1130–1138) erscheint. Nach Ende der Auseinandersetzungen wurde der unterlegene »Gegenpapst« meist einem gezielten Vergessen anheimgegeben. Dieser *damnatio memoriae* dürften »in nicht unbedeutendem Ausmaß« Urkunden und andere Schriftzeugnisse des jeweiligen Gegenpapstes zum Opfer gefallen sein. Der Forschungsstand beweist, dass im 19. und 20. Jahrhundert die Darstellung weitgehend aus der Retrospektive betrieben und überwiegend auf den rechtsgeschichtlichen Blickwinkel beschränkt wurde. Die neueste Forschung analysiert die Schismen als ergebnisoffene Auseinandersetzungen. Die Funktion der päpstlichen Urkunden wurde in ihrer Bedeutung zwar erkannt, aber bislang nur ansatzweise untersucht. Die Forschung hat sich dem Urkundenwesen der Päpste erst später zugewandt. Dabei haben die Urkunden der Gegenpäpste bislang eine Randposition eingenommen. Nach der Quellenlage stehen zwischen 1058 und 1180 den 275 Urkunden der Gegenpäpste 21.800 der Amtsinhaber gegenüber, was ein Verhältnis von 1:79 darstellt. Die Analyse der Quellen widmet sich nach einer kurzen Darstellung des wibertinischen Schismas zwischen 1084 und 1100 diplomatischen Beobachtungen an ausgewählten Merkmalen. Zuerst werden äußere Merkmale, wie die Initiale des Papstnamens und die Gestaltung der ersten Zeile, die Verewigungsformel, der Segenswunsch, die *Apprecatio*, der *Scriptumvermerk*, das *Eschatokoll*, die Unterschriften und die Datierung betrachtet, um sich dann mit den inneren Merkmalen zu befassen. Bei den letzteren können in der Zeit des wibertinischen Schismas deutliche Verfestigungstendenzen festgestellt werden. In den feierlichen Privilegien Urbans II. setzte sich ein Formalisierungsprozess durch, der letztlich zu dem Bild der als korrekt angesehenen Papstbulle der Zukunft führte. Im Anschluss an die kurze Zusammenfassung der Ergebnisse werden im Kapitel »Forschungsbasis« die Urkunden der Gegenpäpste von Benedikt X. (1058–1059) bis zu Calixtus III. (1168–1178) chronologisch geordnet, wobei sie mit dem ersten Buchstaben des Papstnamens und einer angefügten Zahl, also z. B. bei Anaklet II. (1130–1138) als »A 1–86« durchgezählt werden. Dazu wird ein Abbildungsverzeichnis der zusätzlich herangezogenen Papsturkunden von Leo IX. (1049–1054) bis zu Coelestin III. (1191–1198) erstellt. Der Band gibt einen aufschlussreichen Überblick über die Entwicklung der römischen Kanzlei der Päpste, die das Bild der Papstbulle in relativ kurzer Zeit für die Zukunft festgelegt hat. Darüber hinaus schafft insbesondere die Zusammenstellung der Urkunden der Gegenpäpste eine gute Ausgangssituation für weitere Forschungen.

Immo Eberl

BORIS GÜBELE: *Deus vult, Deus vult. Der christliche heilige Krieg im Früh- und Hochmittelalter* (Mittelalter-Forschungen, Bd. 54). Ostfildern: Thorbecke 2018. 449 S. ISBN 978-3-7995-4377-4. Hardcover. € 50,00.

Wer Zitate auf Finnisch in die Fußnoten und Quellenpassagen in mittelalterlichem Griechisch ohne Übersetzung in den Haupttext stellt, der setzt den Anspruch gegenüber dem Publikum und die Messlatte für die eigene Gelehrsamkeit hoch an. Boris Gübele hier veröffentlichte Dissertation geht folgerichtig auch einer umfassenden Fragestellung nach, die zu klären, so der Autor, der mediävistischen Forschung bisher »nicht gelungen zu sein scheint«, nämlich »was genau denn nun einen Krieg zu einem ›heiligen Krieg‹ macht« (S. 13). Bewusst oder unbewusst platziert sich Gübele damit zu Füßen von Carl Erdmann und seiner epochalen Arbeit zur Entstehung des Kreuzzugsgedankens. Seit deren Erscheinen im Jahr 1935 ist viel Zeit vergangen und viel zum Thema heiliger Krieg im Mittelalter geschrieben worden. Grund genug also, die Sache nochmals aufzurollen. Gewollt oder ungewollt zeigt die Anlage von Gübeles Studie Grundzüge, die auf Erdmann zurückgehen. Der zeitliche Rahmen entspricht weitgehend dem der Entstehung des Kreuzzugsgedankens, auch wenn Gübele andere Akzente setzt und am Ende in zwei kurzen Exkursen zu Sigebert von Gembloux und Bernhard von Clairvaux seine Fühler ins 12. Jahrhundert ausstreckt. Erdmann fokussierte damals seine Untersuchungen mehrheitlich auf das 11. Jahrhundert, wohingegen Gübele dem Thema heiliger Krieg im frühen Mittelalter und seinen Wurzeln in der Spätantike wesentlich mehr Aufmerksamkeit schenkt.

Gut die Hälfte von Gübeles Studie befasst sich mit den Erscheinungsformen und Konzeptualisierungen von religiös motivierten oder sakralisierten Kriegen in der Spätantike, im frühmittelalterlichen Byzanz und im frühmittelalterlichen Westen bis in die Zeit der Karolinger, Ottonen und Salier. Für Gübele, der die Ausformung des eigentlichen heiligen Kriegs in die Zeit des späten 11. Jahrhunderts legt, sind die frühmittelalterlichen Zeugnisse Vorformen im Rahmen einer klassischen Entwicklungsgeschichte, die Grundlagen schufen und Richtungen wiesen, die erst in der Zeit vor und um den Ersten Kreuzzug zu einer vollendeten Manifestation des heiligen Kriegs führten. Im Gegensatz zu ähnlichen früheren Untersuchungen ortet Gübele einen einschneidenden Einfluss der Byzantiner, speziell der Traditionen zu Herakleios und seinen Kriegen gegen die Perser, denen er »einen äußerst gewichtigen Beitrag zur Entstehung jener Vorstellungen vom heiligen Krieg« (S. 398) zuschreibt, die im Westen zur Ausformulierung der Kreuzzüge führten. In der zweiten Hälfte der Studie befasst sich Gübele dann vor allem mit dem 11. Jahrhundert und den vielfachen Verbindungen von Kirche, Religion und Krieg im Umfeld der Gregorianischen Reform. Den Abschluss dieses Teils bildet eine detaillierte Betrachtung der Konzeptionen des heiligen Kriegs in den Quellen zum Ersten Kreuzzug. Hier wie auch im Rest der Studie stellt Gübele eine meisterliche Kenntnis von Primärquellen und wissenschaftlichen Studien zur Schau, die in ihrer Fülle dem Format der Dissertation zu verdanken ist, aber nicht immer dem stringenten Arrangement und der zielgerichteten Argumentation dient. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn Gübele sein chronologisches Korsett öfter durchbrochen hätte und einzelnen Unterthemen systematisch nachgegangen wäre. Vier Seiten zu Liturgie und Sakralisation des Kriegs im Frühmittelalter sind gar wenig (S. 187–190). Dennoch gelingt es dem Autor, insgesamt eine durch enggeführtes Quellenstudium fundierte und durch die kritische Rezeption der Forschung der letzten knapp einhundert Jahre ergänzte, bewundernswerte Gesamtschau zum Thema heiliger Krieg im Früh- und Hochmittelalter zu präsentieren.

Trotzdem befriedigt Gübeles Studie aus verschiedenen Gründen nicht gänzlich. Zum einen löst er das Versprechen zu klären, was denn genau den heiligen Krieg im Mittelalter ausmachte, nicht wirklich ein. Im Kern übernimmt er von Erdmann und Teilen der neueren Forschung den Grundgedanken, dass der Erste Kreuzzug als Kulminationspunkt einer Entwicklung zu verstehen ist, die den heiligen Krieg als Gottesdienst, oder besser Dienst an Gott, formuliert und diese Vorstellung realisiert, indem der Krieg durch liturgische Handlungen sakralisiert wird und seine Teilnehmer durch den Ablass als heilige Krieger in ein direktes Gnadenverhältnis zu Gott gestellt werden. In Gübeles Worten: »Wenn Krieg zum Gottesdienst, ja zur Eucharistiefeier wird, dann handelt es sich gewiss um einen heiligen Krieg« (S. 393). Das hauptsächliche Problem dieser Definition ist jedoch, dass Gübele den Kernbegriff ›heilig‹ nicht wirklich klärt und somit eine störende Leerstelle in seiner Analyse hinterlässt. Gübele ist sich dieser Problematik durchaus bewusst. Allerdings stellt er die zentrale Frage unverständlicherweise erst im Resümee seiner Arbeit: »Was bedeutet das kleine Wort ›heilig‹ eigentlich?« (S. 388). Und obwohl ihm bewusst ist, dass »der Begriff ›heilig‹ geradezu inflationär gebraucht« (S. 394) wird, besteht er darauf, dem Konzept des heiligen Kriegs einen streng eingegrenzten historischen Ort zuzuschreiben. Letztendlich macht das wenig Sinn, denn genau wie der Begriff ›heilig‹ historisch und kulturell variabel ist, so sind auch die Vorstellungen von sakralem oder heiligem Krieg letztlich nicht absolut, sondern kultur- und diskursabhängig. Ein ideen- und entwicklungsgeschichtlicher Zugriff auf ein angeblich idealtypisches Phänomen heiliger Krieg ist deshalb grundsätzlich problematisch. Zum Verständnis historischer Manifestationen von religiös motivierten bzw. gerechtfertigten Kriegen trägt ein solcher Zugriff jedenfalls nur begrenzt bei.

Zum anderen erfährt die Thematik des christlichen heiligen Kriegs bei Gübele eine seltsame Wertung, die wenig mit dem Mittelalter, aber viel mit der Grundlegung der modernen Mediävistik im Kulturkampf und vielleicht auch mit dem Selbstverständnis des Autors zu tun hat. An mehreren Orten klingt an, dass Gübele die hochmittelalterlichen Manifestationen des heiligen Kriegs als »Umschreibung und Verdrehung der christlichen Botschaft« (S. 184) bewertet, da er der Überzeugung ist, »dass das Christentum seinem Ursprung nach eine Religion ist, die im Grunde Gewalt ablehnt« (S. 27). Dem Autor seien seine persönlichen religiösen Überzeugungen belassen, auch soll hier nicht an den pazifistischen Komponenten der christlichen Philosophie gezweifelt werden. Der mittelalterlichen christlichen Religion ist mit der Vorstellung, dass im Kern der christlichen Botschaft eine rundweg gewaltfreie Philosophie zu orten sei, aber kaum gerecht zu werden. Die mittelalterliche Vorstellung von Christus als Heerführer, der seine Feinde bekämpft, war real und stellte nur für wenige im Mittelalter einen Widerspruch zum barmherzigen Jesus dar. Nächstenliebe und Kriegsdienst waren im Mittelalter nicht a priori Gegensätze. Auch Franz von Assisi ging auf Kreuzzug. Das ist ernst zu nehmen. Der Vorwurf, die (katholische) mittelalterliche Religion habe die Urgedanken des Christentums verraten, schmeckt nach kulturkämpferischem Substrat und gehört nicht in eine ernst zu nehmende, säkulare wissenschaftliche Mediävistik des 21. Jahrhunderts.

Trotz dieser Einwände ist Gübele ausdrücklich dazu zu beglückwünschen, dass er der mitunter etwas verstaubten Debatte zur Frage des heiligen Kriegs im Mittelalter wertvolle neue Impulse gegeben hat. Insbesondere die chronologische Ausweitung der Debatte ins Frühmittelalter und der Miteinbezug von byzantinischen Quellen geben dem Thema eine neue Breite und die notwendige Frische, die den interdisziplinären Diskurs zum Thema in Zukunft zweifelsohne beflügeln werden.

Christoph T. Maier

FRANK REXROTH: Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters (Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung). München: C.H. Beck 2018. 505 S. m. Abb. ISBN 978-3-406-72521-0. Geb. € 29,95.

Der Titel der vorliegenden Studie des Göttinger Historikers lässt aufhorchen, in mehrfacher Hinsicht. Die Verbindung der »Scholastik« mit dem Attribut »fröhlich«, aber auch die Rede von »Wissenschaftsrevolution« mit Blick auf das »Mittelalter«. Dies ist durchaus gewollt. R. möchte durch das »Verfahren des kontrollierten Anachronismus« die Gegenwart und die Vergangenheit in »einen diskursiven Zusammenhang miteinander [...] bringen« und so auch aktuelle Wissenschaftsdebatten bereichern (S. 23, S. 18. u. ö.). R.s Referenzpunkt ist nicht die Scholastik als Ganze, sondern der Zeitraum vom letzten Drittel des 11. Jahrhunderts bis zur Gründung der Universitäten (ca. 1070–1250). Es geht ihm um die »Wiederanfänge der okzidentalen Wissenschaft im ›lateinischen‹ Europa« und hier nicht um eine umfassende Geschichte, sondern um einen »Problemaufriss«, d. h. die »zentralen Denkformen, die Wissenschaft erst ermöglicht haben, und [...] deren] Bedingungen und zugleich sozialen Folgen« (S. 17). Die These lautet, dass »seit den 1070er-Jahren und innerhalb weniger Jahrzehnte eine Form von Wissen entstanden ist, die man überhaupt erst sinnvollerweise als wissenschaftliches Wissen bezeichnen kann« (S. 20). Anschaulich und quellennah entfaltet R. dies in zehn Kapiteln unter den Perspektiven »Wissensordnung«, »Gruppenstruktur« und »Emotionen« (S. 343, 345). Geradezu eine Scharnierfunktion wird Petrus Abaelardus (1079–1142) zugewiesen, dem gleich zwei Kapitel gewidmet sind (Kap. 5f.).

Im Vorangehenden entfaltet R., u. a. die Wiederentdeckung der »Selbstreferentialität« der Wissenschaft (Kap. 1; bes. S. 33–37). Primärzweck sei die Hervorbringung »wissenschaftlicher Ergebnisse« (S. 34). Damit einher gehe die Abkehr von den *septem artes liberales*, hin zur Philosophie im Sinne »einer Weisheitslehre und einer Lehre vom rechten Leben«, deren Leitwissenschaft die Dialektik darstelle (S. 36). Weiterhin werden die verschiedenen Formen von Schulen thematisiert: Kloster- und Kathedralschulen (Kap. 2) sowie freie Schulen (Kap. 3). Gemäß dem triadischen Fokus geht es R. um Wissenschaft an den Schulen und um »Schüler-Lehrer-Intimität«. Zudem wird auf die »Gregorianische Reform« als Nährboden neuer Gemeinschaftsformen hingewiesen und von hier auf die enge Verwandtschaft von Eremitengemeinschaften und den »Gruppen der Dialektikbegeisterten«, die ebenfalls anfänglich nicht in der Stadt verortet waren (S. 111, gegen LeGoff; vgl. auch S. 29). All dies habe zu einer neuen wissenschaftlichen Episteme geführt, deren Maximen neben der Reflexivität auch die Disziplinarität, ein neuer »Zeitindex« – damit zielt R. auf die Neubestimmung des Verhältnisses von »moderni« und »antiqui« – sowie ein neues »Wahrheitsparadigma« darstellen, mit der Konsequenz, dass so auch das Ideal der Treue gegenüber dem Magister transformiert wurde (Kap. 4).

Auf dieser Grundlage wird Abaelard als »Zuspitzung und Radikalisierung« (S. 154) bzw. »Ereignis« und »Katalysator« verstanden (S. 346). R. verbindet mit ihm neue Konzepte von »Einzelwerk« und »Autor«, zugleich habe Abaelard in der »Größenordnung des Oeuvres« gedacht (S. 171). Zudem sei bei ihm eine Relativierung des Wahrheitsanspruches greifbar. In der Konsequenz sei »[a]us der älteren ›intimen‹ Lehrer-Schüler-Beziehung [...] ein Dreiecksverhältnis geworden: Lehrertreue und die Verpflichtung auf die Förderung der Schüler stehen unter dem Wahrheitsvorbehalt [...]« (S. 202).

Was ein Festhalten an der historisch-genetischen Perspektive heißen würde, deutet R. zu Beginn des siebten Kapitels kurz an (S. 216–223), wählt dann aber einen anderen

Zugriff: Statt »Einzelfiguren« wendet er sich dem »von ihnen geschaffenen *Raum*« (S. 222) zu und zeichnet – unter besonderer Berücksichtigung von Paris – den Einzug der Schulen in die Stadt und die damit einhergehende neue Ausrichtung von Wissen nach. Kap. 8 ist unterschiedlichen Diskursen ab der Mitte des 12. Jahrhunderts gewidmet. Neben die »Schule« und das »Kloster« trete ein dritter, von R. als »humanistisch« bezeichneter Diskurs. Auf diese Weise kann er die zu Recht umstrittene Rede von der »Renaissance des 12. Jahrhunderts« (Haskins) differenziert aufgreifen. Kap. 9 verdeutlicht die in diesem Kontext ebenfalls aufgekommene Forderung von »Nützlichkeit« am Beispiel der Juristen. Am Ende steht die kontingente Einigung der verschiedenen Schulen bzw. Disziplinen, die »Emergenz« (S. 320) der Universitäten, was u. a. zu einer »Reinstallation« (ebd.) der *septem artes* geführt und das Ende der fröhlichen Scholastik bedeutet habe (S. 350).

R.s Studie ist grundgelehrt und anregend. Und dennoch: Die »fröhliche Scholastik« mutet dem Kirchenhistoriker irgendwie inhaltsleer an. Nicht wegen der vom Titel her überraschenden zeitlichen Engführung, sondern weil konkrete philosophisch-theologische Themen höchstens am Rande greifbar werden. Dies ist dem gewählten Fokus geschuldet, führt aber auch zu Verzerrungen. Dies gilt insbesondere für die zentrale Gestalt Abaelards.

Quellenbasis stellt v. a. die – sehr positivistisch ausgelegte – *Historia Calamitatum*, der nicht minder berühmte Prolog zu *Sic et non*, aber auch Abschnitte der *Theologia Christiana* wie die *Praefatio* der *Theologia Scholarium* dar. Damit bleiben weite Teile von Abaelards *theologischem* Werk außen vor. Analog fehlen im ansonsten sehr differenzierten Literaturverzeichnis neuere theologische Monographien. Gerade in diesen wird zu Recht Abaelards »Revolutionalität« relativiert und stattdessen die Differenziertheit und Agilität seines Denkens hervorgehoben, so dass es schwierig ist, die *eine* Position als *die* Position Abaelards hervorzuheben.

Konkreter ist das wissenschaftsgeschichtliche Narrativ R.s wie folgt zu hinterfragen: Eine Auseinandersetzung mit der Rolle der *artes* bietet jede Fassung der sog. *Theologien*. In der *Theologia Christiana* findet R. zu Recht den Niederschlag von Abaelards Lebens- und Lehrgemeinschaft des Parakleten am Ardusson, die neben den paganen Philosophen aber auch die alttestamentlichen Prophetensöhne als Rollenmodell hatte. Zu kurz kommt insbesondere, dass Abaelard mit der *Theologie Scholarium* einen veritablen Neuanfang vornimmt. Er trägt hier verstärkt dem Pariser Kontext Rechnung. Gemäß seinem Anliegen, eine *sacrae eruditionis summa quasi divinae scripturae introductio* zu verfassen, betont er nun die Rolle der *artes* für die Darlegung der christlichen Lehre, während er in der Vorgängerfassung noch ein auf den Kirchenvätern und der Heiligen Schrift beruhendes Lehrprogramm entworfen hatte.

Weiterhin wäre aus kirchenhistorischer Perspektive z. B. mit Blick auf die Häresievorfälle an Abaelard zu fragen: Werden diese wirklich adäquat damit beschrieben, dass Wilhelm von Thierry und Bernhard von Clairvaux fürchteten, »dass die im engsten Umkreis von Abaelard geschaffenen neuen Kommunikationsmodi in der Welt bleiben würden« (S. 214)? Zumal vor dem Hintergrund von Abaelards verändertem Wahrheitsanspruch?

Ob diese frühe Scholastik »fröhlicher« als die späteren, universitär verankerten Ausprägungen war, sei dahingestellt. Anregend – evtl. auch für aktuelle wissenschaftspolitische Debatten – ist das spannende 12. Jahrhundert allzumal. Das hat R. eindrücklich und mit neuen Impulsen gezeigt!

Ingo Klitzsch

JOCHEN JOHRENDT: Investiturstreit (Geschichte kompakt). Darmstadt: WBG academic 2018. 168 S. m. Abb. ISBN 978-3-534-15577-4. Kart. € 19,95.

Die Vorgaben der Reihe »Geschichte kompakt« stellen an ihre Autoren hohe Anforderungen: Sie sollen »Ereignisse und Zusammenhänge« ihres Themas »verständlich und auf dem Kenntnisstand der heutigen Forschung« vorstellen. Ihr Werk soll so »ebenso für eine erste Begegnung mit dem Thema wie für eine Prüfungsvorbereitung geeignet« sein. Hierzu steht den Autoren ein sehr begrenzter Raum zur Verfügung.

Für eines der meist behandelten Themen der deutschen Mittelalter-Forschung ist dies eine besondere Herausforderung, zumal in den letzten Jahrzehnten nicht nur mehrere Gesamtdarstellungen aus berufener Feder publiziert, sondern auch Kontroversen ausgetragen und Neubewertungen vorgenommen wurden, die eine präzise Beschreibung des gegenwärtigen Kenntnisstandes erschweren.

Jochen Johrendt ist für die anspruchsvolle Aufgabe durch frühere Arbeiten gut gerüstet. Er sieht den Investiturstreit vorrangig von Rom aus, da er sich unter verschiedenen Fragestellungen vor allem mit den Päpsten dieser Zeit beschäftigt hat. Damit steht ihm gewiss eine der zentralen Perspektiven zur Verfügung. Diese Ausrichtung kommt vor allem den Kapiteln zugute, die die »kirchliche Entwicklung am Vorabend des Investiturstreits« oder das »Papsttum von der Mitte des 11. Jahrhunderts bis zu Gregor VII.« behandeln. Auch der Vergleich mit »Erscheinungen in anderen Ländern« und die Skizzierung der »Ergebnisse und Folgen des Investiturstreits« erweisen Johrendts große Expertise und die Fähigkeit, Entwicklungen überzeugend und klar zu charakterisieren. Hier würde ich lediglich darüber diskutieren wollen, ob, wie Johrendt mit der älteren Forschung akzentuiert, es von gregorianischer Seite gesehen vorrangig um die *libertas ecclesiae* ging (etwa S. 21f.) und das Ergebnis des Investiturstreits eine Trennung von Staat und Kirche bewirkte (etwa S. 22). Aus anderer Perspektive ging es Gregor VII. deutlich stärker um die Frage der Überordnung der geistlichen über die weltliche Gewalt und – daraus resultierend – um die Gehorsamspflicht der Könige gegenüber den Anweisungen des apostolischen Stuhles. Anders und gregorianisch ausgedrückt: um die Frage, »ob die Kirche die Magd oder die Herrin der Könige sei«. Dies war übrigens eine Frage, die keineswegs mit dem Wormser Konkordat von 1122 *ad acta* gelegt, sondern noch lange kontrovers diskutiert wurde.

Nicht immer auf dem Stand der Forschung ist der Verfasser dagegen in den Kapiteln IV, 2 »Die ersten Jahre Heinrichs« und Kapitel V »Konfliktverlauf im Reich«, in denen er die Konflikte des jungen Heinrichs IV. mit den Sachsen und die Verzahnung dieser Konflikte mit der Auseinandersetzung von Heinrich IV. und Gregor VII. behandelt. Hier referiert er im Wesentlichen das traditionelle Handbuchwissen. Dadurch wird nicht deutlich, wie verzahnt trotz ihrer unterschiedlichen Interessen das Vorgehen der Gegner Heinrichs war, die einerseits mit dem Mittel der Schwureinung eine feste Basis des Widerstands gegen den Salier schufen, zudem aber in vielen Verhandlungen mit Anhängern Heinrichs über Untaten und Verbrechen des Königs zu informieren suchten, um einen Weg zu finden, den König abzusetzen. Diese Strategie bezog auch Papst Gregor mit ein, dessen Legaten es denn auch 1076 in Tribur gelang, Heinrich für 1077 auf ein *colloquium* in Augsburg zu verpflichten, wo allein Gregors VII. *consilium vel iudicium* die Frage entscheiden sollte, ob Heinrich noch König bleiben könne. Damit wäre man in völlig neuer Weise Gregors neuen Ansprüchen als Papst gefolgt, der denn auch nach Canossa drei Jahre lang versuchte, ein solches *colloquium* über die Könige Heinrich und Rudolf zustande zu bringen. Selbst unrichtbar, hätte er über einen König gerichtet und so einen Präzedenzfall geschaffen. Die Entwicklung ist in den letzten Jahren kontrovers diskutiert

worden. In der Argumentation Johrendts spielt sie jedoch keine Rolle. Die Lücken sind wohl nicht zuletzt den rigiden Vorgaben zum Umfang des Werkes geschuldet, doch stellen sie einen wesentlichen Aspekt zum Verständnis des komplexen Geschehens dar, das wir unzulänglich mit dem Begriff Investiturstreit zu fassen suchen.

Gerd Althoff

JESSALYNN L. BIRD, DAMIAN J. SMITH (HRSG.): *The Fourth Lateran Council and the Crusade Movement. The Impact of the Council of 1215 on Latin Christendom and the East* (Outremer 7). Turnhout: Brepols 2018. Xii, 340 S. m. Abb. ISBN 978-2-503-58088-3. Geb. € 89,00.

This handsome volume contains fourteen papers delivered at the congress *Concilium Lateranense IV*, Rome, 23–29 November 2015. After a useful introduction, which argues that everything at Lateran IV was somehow tied to crusading, the book is divided into four parts: »Liturgy, Indulgences, and Elections,« »The Albigensian Crusade,« »The Baltic and the Iberian Peninsula,« and »*Ad liberandam*, The (*sic*) East, and Crusaders' Rights.« Richard Allington and Ane L. Bysted open with informative and authoritative papers on the history of crusading piety and crusade indulgences respectively up to and including the council, then Thomas F. Madden closes Part I with a fine revisionist paper arguing that Venice wanted control of the patriarchate of Constantinople to protect the patriarchate of Grado in the aftermath of the Fourth Crusade. Madden touches on Pope Innocent III's difficulties balancing competing agendas, and Martín Alvira continues with this theme in Part II with a meticulous analysis of how the Albigensian Crusade and the struggle between Aragon and France relate to the calling of Lateran IV. Marjolaine Raguin-Barthelmebs' entertaining paper demonstrates that the council was a focal point in the *Chanson de la Croisade albigeoise*, at that section authored by an opponent of the crusade, in which Innocent comes out as well meaning but weak. Marco Meschini also employs the *Chanson*, analyzing historically the two sides of the crusade at the council and Innocent III's reasoning: the barons wanted »honour and land« or death, but Innocent, regretting the past and wishing to forgive the penitent Raymond VI, could not go so far as to restore the southern barons' lands. Damian J. Smith ends Part II with the fascinating story and legend of another penitent at the council, Guillem Ramon de Montcada, who in 1194 brutally murdered the archbishop of Tarragona, only to be reconciled with the Church at Lateran IV, when it was »politically expedient« in the context of the Albigensian Crusade. In Part III, Alan V. Murray argues convincingly that the bishop of Riga Albert of Buxhövdén and the chronicler Henry of Livonia engaged in propaganda to gain papal support for the German mission in Livonia and to emphasize its success. One element in this propaganda was calling Livonia *Terra Matris*, and Torben Kjersgaard Nielsen focuses on the importance of the Virgin Mary in Henry's chronicle, where she almost plays the role of a pagan goddess of war, and in Innocent III's sermons, finding parallels that may even have inspired Henry's account. Ending Part III, Miguel Gomez shifts to Spain where Honorius III renewed crusading efforts with his legate Archbishop Rodrigo of Toledo, explaining why efforts in 1218–1220 failed, although the Christians there now conceived of their war with the local Muslims as a crusade deserving all their »crusading« resources. In Part IV, Thomas W. Smith reasons that in his opening sermon at Lateran IV Innocent read from a prepared text that also circulated as a draft of the eventual Holy Land decree *Ad liberandam*. Smith interprets the modifications between draft and final text as products of consultation at the council, an important conclusion, but

perhaps other scenarios could account for the same phenomena. Next, James J. Todesca covers the rise of counterfeit *millareses*, or square dirhams without contemporary names or dates, minted along European shores of the western Mediterranean in the mid- to late thirteenth century, which allowed silver-rich Europe to purchase North African gold while not violating *Ad liberandam*'s trading restrictions. Jessalynn L. Bird then vividly illustrates the extreme complexity of coordinating the necessary peace, funds, and protection for crusaders during the Fifth Crusade and Frederick II's later efforts, using examples from Frisia, Cologne, Flanders, and Brabant and showing that good legal counsel and enforcement of ecclesiastical penalties were crucial. Jan Vandeburie concludes Part IV and the book by making the case that Jacques de Vitry's *Historia Orientalis* and the »*Liber tertius*« with which it is bound in some of the older manuscripts resulted from Innocent III's call for information and thus constitute precursors to the late-thirteenth and early-fourteenth-century tracts that they also influenced.

All the papers are solid. Aside from some minor slips – e.g., the first footnote and 29 repetitions of »Città del Vaticano, Archivio Segreto Vaticano, Reg. vat. lat.« (*sic*) in footnotes in ch. 13 – the editors are to be congratulated for producing a volume that fully justifies their blurb on the back cover.

Chris Schabel

HARALD DERSCHKA, JÜRGEN KLÖCKLER, THOMAS ZOTZ (HRSG.): Konstanz und der Südwesten des Reiches im hohen und späten Mittelalter. Festschrift für Helmut Maurer zum 80. Geburtstag (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, Bd. 48). Ostfildern: Jan Thorbecke 2017, 248 S., 1 farbige Abb., 30 schwarzweiße Abb., ISBN 978-3-7995-6848-7. Geb. € 28,00.

Die Schüler und Wegbegleiter Helmut Maurers sowie das Stadtarchiv Konstanz, der Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung und die Universität Konstanz haben anlässlich des 80. Geburtstages Helmut Maurers im Mai 2016 eine wissenschaftliche Tagung unter dem Thema des vorliegenden Bandes veranstaltet. Der Band bietet die auf der Tagung gehaltenen Vorträge in der Abfolge des Programms. Die sieben Beiträge werden von dem Aufsatz von Fredy Meyer über die Verehrung Graf Eberhards des Seligen von Nellenburg unter der Frage nach deren historischer Wahrheit oder ihrer Erfindung eingeleitet. Eberhard von Nellenburg wurde nach dieser Untersuchung anscheinend 1078/1079 in der Außenkrypta der Abtei Allerheiligen beigesetzt, aber schon bald in die Klosterkirche umgebettet. Dabei wird die Verehrung durch Quellen des 11. und 12. Jahrhunderts bestätigt, die in den Klöstern Allerheiligen und Rheinau belegt ist und seit 1955 mit der Erwähnung des Sel. Eberhard als Konpatron der Stuttgarter Eberhardsbasilika erweitert wurde. Das von Rudolf Gamper als historische Quelle verworfene Stifterbuch des Klosters Allerheiligen erhält damit eine teilweise Rehabilitierung. Claudia Zey geht auf das Wirken und die Wirkung päpstlicher Legaten im Investiturstreit am Beispiel von Bischof Gebhard III. von Konstanz ein, der 1084–1110 Bischof von Konstanz und 1089–1107 päpstlicher Legat war. Die akribische Untersuchung zeigt, dass Konstanz der Dreh- und Angelpunkt in seinem Wirken war. Nach jahrzehntelanger Unterstützung des Kampfes gegen Heinrich IV. wurde der Legat nach dem Scheitern des Ausgleichs mit Heinrich V. nicht mehr unterstützt. Der Aufsatz ist ein wichtiger Punkt in der Biographie Gebhards. Der Beitrag von Thomas Zotz widmet sich »dem herrschaftlichen Neustart Herzog Konrads von Zähringen im Schatten des Wormser Konkordats«. Dabei ergibt sich, dass die

Verdichtung der zähringischen Herrschaft erst unter seiner Regierung ab 1122 erfolgt ist. Harald Derschka betrachtet den Reichenauer Lehenhof in der Mitte des 15. Jahrhunderts mit rund 80 Vasallen. Er gibt einen Überblick über die adeligen und niederadeligen Vasallen der Abtei Reichenau, die aber in dieser späten Zeit keinen praktischen Nutzen mehr von diesem hatte, weil sie zu unbedeutend war, um ihnen ein Betätigungsfeld zu bieten. Die Abtei Reichenau ordnete sich der habsburgischen Herrschaft unter, was dem Verhältnis der Reichenau zu den Eidgenossen schadete. Der Beitrag ist eine aufschlussreiche Arbeit über die Stellung der Abtei im Spätmittelalter. Gabriela Signori steuert einen Beitrag zu Einsichten aus dem ältesten Konstanzer Baumeisterbüchlein (1452–1470) bei. Sie geht dabei umfassend auf die Bauvorschriften ein, die das Fenster und seine Betrachtung in den Mittelpunkt der Konstanzer Bauvorschriften stellt. Dabei wird der Wechsel vom Schutzgedanken in der Architektur hin zu einer neuartigen Architektur des Wohlbefindens deutlich. Brigitte Hotz widmet sich der Tätigkeit des Konstanzer Stadtschreibers Nikolaus Schulthaiß in einem Prozess in Augsburg, der in einem Kopial- oder Konzeptbuch überliefert ist. Der Band bietet nur eine teilweise Überlieferung des Prozesses, dessen eigentlicher Anlass nicht überliefert ist. Der Prozess wurde von einem Kanoniker des Konstanzer Stephansstiftes gegen drei Mitkanoniker geführt. Begrüßenswert ist die weitere Erschließung des Kopial- oder Konzeptbuches für die Forschung. Insbesondere ist der Beitrag für die geistlichen Beziehungen zwischen Konstanz und Augsburg weiterführend. Stefan Sonderegger geht auf den Austausch über den Bodensee im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit anhand der Perspektiven einer Edition von Missiven der ehemaligen Reichsstadt St. Gallen ein. Diese umfassen allein in St. Gallen rund 30 000 Briefe aus der Zeit von 1400–1800. Der Beitrag erörtert die Themenfelder für die Forschung und bereitet damit die Auswertung eingehend vor. Der Festschriftcharakter des Bandes wird durch die anschließenden Würdigungen der verschiedenen Arbeitsfelder von Helmut Maurer in der Stadt Konstanz durch Jürgen Klöckler, in der Forschung durch Thomas Zotz und als akademischer Lehrer durch Birgit Kata hergestellt und unterstrichen. Im letzten Beitrag begegnet man dem Menschen Helmut Maurer in einnehmender Art und Weise. Der Band schließt mit dem Schriftenverzeichnis Maurers und einer Liste der von ihm betreuten Dissertationen. Der Band ist ein eindrucksvolles Zeugnis für das Wirken Helmut Maurers, dem nach altem Brauch »*Ad multos annos*« zugerufen sei.

Immo Eberl

ANDREAS BIHRER, GERHARD FOUQUET (HRSG.): Bischofsstadt ohne Bischof? Präsenz, Interaktion und Hoforganisation in bischöflichen Städten des Mittelalters (1300–1600) (Residenzenforschung. Neue Folge Stadt und Hof, Bd. 4). Ostfildern: Jan Thorbecke 2017, 396 S., 5 farbige Abb., 2 Karten. ISBN 978-3-7995-4533-4, Geb. € 58,00.

Der Band geht auf die unter demselben Thema stehende Tagung in Kiel vom Jahr 2015 zurück. Er ist nach dem Eröffnungsbeitrag von Andreas Bihrer über die Forschungsfelder und Perspektiven des Themas in die drei Abschnitte »Präsenz«, »Interaktion« und »Hoforganisation« aufgeteilt und schließt mit einer Zusammenfassung. Der erste Abschnitt »Präsenz« umfasst vier Beiträge. Gerrit Jasper Schenk widmet sich der performativen Herstellung öffentlichen Raumes in Städten zwischen Konflikt und Konsens am Beispiel von Straßburg und Worms im ausgehenden Spätmittelalter. Ausgehend von der von Bischof Wilhelm von Hohnstein 1523 angeregten Prozession in Straßburg geht Schenk auf seine Thematik ein. Die Wahrnehmung »Stadt ohne Bischof« ist nach ihm nicht ganz zutreffend, da der Bischof auf vielerlei Weise in der Stadt präsent blieb. Gerald

Schwedler geht am Beispiel der Rathausglocke von Passau auf akustische Raummarkierungen ein. Der Bischof hat den Stadtbewohnern über Jahrhunderte hinweg einen Zugriff auf eigene Glocken verhindert. Neben Passau wurde auch in anderen Bischofsstädten, so in Würzburg und Konstanz, das Ringen um die Rathausglocken gezeigt. Bistumsgeschichtsschreibung und Stadt wird mit den historiographischen Verflechtungen im Norden des spätmittelalterlichen Reiches von Oliver Plessow aufgezeigt, wobei er nach der jahrzehntelangen Suche der Stadtgeschichtsforschung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu Recht darauf hinweist, dass einzelne Passagen aus komplexen Textgebilden herausgegriffen keineswegs Ausdruck eines besonderen städtischen Selbstbewusstseins sein müssen. Die »Vergegenwärtigung von Präsenz« behandelt Martina Stercken am Beispiel des St. Galler Fürstbistums Ulrich Rösch und seiner Residenzen in der »Größeren Chronik der Äbte« von Vadian. Die in Deutsch verfasste Chronik sollte die ab 1525 in St. Gallen eingeführte Reformation rechtfertigen und die neue Einstellung der Bürger stabilisieren. Während St. Gallen die Chance sah, sich von der Herrschaft des Abtes zu lösen, wird die Kleinstadt Will als abtreuer Ort herabgesetzt und die neue Residenz in Rorschach als Provokation eines machtgerigen Abtes gezeigt und damit der »Rorschacher Klosterbruch« sanktioniert. Der zweite Abschnitt »Interaktion« umfasst fünf Beiträge. Sven Rabeler widmet sich den Königen und den Bischofsstädten um 1300 unter der Überschrift »Interaktion, Herrschaft, Konkurrenz«. Umfängen von Darstellungen zu Speyer 1309/1310 wird Worms 1273 in der in den »Annales Wormatienses« geschilderten Interaktionen zwischen König, Bischof und Stadtgemeinde gezeigt. Ein Anhang behandelt die Bischofsstädte als Ausstellungsorte königlicher Urkunden und in den Königsitineraren (1273–1310), die Anzahl der in Bischofsstädten ausgefertigten Urkunden und die königlichen Aufenthalte zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten. Christina Lutter und Elisabeth Gruber wenden sich den österreichischen Herzögen und ihren Bischöfen unter der Überschrift »(K)Ein Bischof für Wien?« zu. Dabei werden die bisherige Forschung untersucht und die von Herzog Rudolf IV. († 1365) begonnenen Grundlagen für die Gründung eines Bistums in Wien dargestellt. Erst unter Kaiser Friedrich III. gelang 1469/1480 die Errichtung des Wiener Bistums, was die Passauer Jurisdiktion über Wien beendete. Besonders hervorzuheben sind die den Beitrag ergänzenden Karten. Der folgende Beitrag von Anja Voshall führt nach Norddeutschland und widmet sich dem Verhältnis zwischen Bischöfen und Stadt Lübeck im Spätmittelalter unter der Überschrift »Persönliche Distanz oder systemischer Dissens«. Während die Bischöfe ihre Residenz nach Eutin verlegten, blieb der Lübecker Dom ihr Beisetzungsort. Sie blieben damit in der Stadt präsent. Michel Pauly befasst sich mit der städtischen Autonomie und der bischöflichen Präsenz unter dem Thema »Bischof, Bürger und Hospital«. Die Hospitäler waren Räume der Caritas und der kirchlich-religiösen Praxis, aber auch politische und wirtschaftliche Räume, in denen sich bischöfliche und kommunale Interessen trafen oder aufeinanderstießen. Sabine Reichert stellt den »Bürger zwischen Bischof und Rat« dar, wobei sie auf die personellen Verflechtungen im spätmittelalterlichen Osnabrück eingeht. Der dritte Abschnitt behandelt mit drei Beiträgen die »Hoforganisation«. Christian Hesse wählte als Beispiel für die »Interaktion zwischen Bischof und Bischofsstadt« das Hochstift Basel etwa im Zeitraum zwischen 1440 und 1520. Obwohl sich Basel immer weiter vom Bischof entfernte, haben beide Seiten in Konflikten eng zusammengearbeitet. Den Bischöfen verblieben Einkünfte in der Stadt. Das Domstift Basel wurde vom stadt- und landsässigen Adel dominiert und stand in einem Spannungsverhältnis zur nichtadeligen städtischen Bürgerschaft. Die bischöflichen Kanzler und Räte hatten keine Verbindung zu den Basler Rats- und Bürgergeschlechtern. Dagegen stammte ein knappes Drittel der 16 Generalvikare und Offiziale zwischen 1440 und 1521 aus der Bischofsstadt. Die perso-

nelle Verflechtung zwischen bischöflichem Hof und Bischofsstadt nahm ab, blieb aber auf sozial tieferem Niveau im Bereich der Diözesanverwaltung bestehen. Thomas Wetzstein behandelt die städtische Autonomie und bischöfliche Jurisdiktion, wobei er die Empirie des Forschungsdogmas zuerst aufzeigt und dann in Einzelheiten hinterfragt. Dabei steht die Entwicklung der geistlichen Gerichtsbarkeit im Mittelpunkt, wobei er die Tätigkeit der geistlichen Gerichte in den Städten Konstanz und Eichstätt näher betrachtet. Gerhard Fouquet stellt die Frage »Jenseits der Kathedralstädte?« und geht im Untertitel auf die Ratio der Haushaltsführung des Speyrer Bischofs Matthias Ramung (1464–1478) ein. Der Bischof war enger Vertrauter des Pfalzgrafen Friedrich I. und seines Bruders Ruprecht, des späteren Erzbischofs von Köln. Der soziale Aufsteiger hat sich überwiegend in seinem Haus in Heidelberg aufgehalten anstatt in seiner Residenz in Udenheim, während er Speyer fast überhaupt nicht aufgesucht hat. Der Beitrag geht umfassend auf die Speyrer Landschreiberrechnungen ein, wobei die adeligen ebenso wie die stadtbürgerlichen Gläubiger in den Jahren 1476–1479 aufgelistet werden. Die bescheidenen Spielräume in der Speyrer Stiftsökonomie haben zu hohen Kreditverpflichtungen geführt. Verbindungen zwischen der stiftischen und städtischen Ökonomie bestanden über das Domkapitel und das anlagensuchende städtische Kapital. Die kurze Bestandsaufnahme »Bischofsstadt ohne Bischof?« von Stephan Selzer schließt den Band. Dieser arbeitet ein umfassendes Bild der Beziehungen zwischen den Bischöfen und den Bischofsstädten heraus, das weit über die bisher vorliegenden Kenntnisse hinausführt. Besonders bedeutsam für weitere Forschungen sind die jedem Beitrag beigegebenen Quellenangaben und Literaturbibliographien. Der Band ist für die Forschung überaus bedeutsam. Der Leser wird durch die Beiträge nicht nur informiert, sondern auch zu eigenen Forschungen angeregt.

Immo Eberl

SIGRID HIRBODIAN, PETER RÜCKERT (HRSG.): Württembergische Städte im späten Mittelalter. Herrschaft, Wirtschaft und Kultur im Vergleich (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, Bd. 26). Ostfildern: Thorbecke 2016. 332 S. mit zahlr. Abb. ISBN 978-3-7995-5527-2. Geb. € 35,00.

In der vorliegenden Publikation finden sich zehn Aufsätze, die auf der Grundlage einer Tagung anlässlich der Erhebung Bietigheims zur Stadt im Jahr 1364 durch Karl IV. auf Bitten der Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg erfolgte. Um es gleich vorwegzunehmen – der Band gibt die auf dieser Tagung gehaltenen Vorträge und damit das dahinter stehende Programm vorzüglich wieder.

Ellen Widder steht mit ihrem nicht nur für diesen Band grundlegenden Beitrag am Beginn der Publikation (S. 11–36). Deutlich wird aber an allen Beiträgen, dass es gewiss nicht ausschließlich um das Stadtjubiläum Bietigheims geht, sondern dieser Aspekt die Basis für Überlegungen und Arbeiten ist, die den Blick erheblich weiten und im Sinne des Buchtitels tatsächlich einen umfassenden Zugang zur Stadtgeschichte im südwestdeutschen Raum ermöglichen. Widder geht es um die Klärung von Begrifflichkeiten wie Stadt und Städtelandschaft und dann um den Überblick über die Forschung zur Stadtgeschichte und zu Städtelandschaften.

Mit dem eigentlichen Anlass, der Stadtgenese im spätmittelalterlichen Württemberg am Beispiel Bietigheims, beschäftigt sich der Beitrag des Stadtarchivars Stefan Benning (S. 145–166). Das Verhältnis der spätmittelalterlichen Stadtpolitik gegenüber der Reichsspitze wie auch seine Funktionalität im Aufbau der Territorien werden in den Beiträgen von Erwin Frauenknecht (S. 167–182) und Peter Rückert über die »Grafen in ihrer Stadt«

(S. 183–206) thematisiert. Volker Trugenberger spürt mit »Vogt, Gericht und Gemeinde« drei wesentlichen Säulen der politisch-sozialen Bauordnung eines Territoriums, konkretisiert an württembergischen Amtsstädten im späten Mittelalter nach (S. 37–60). Hier geht es exemplarisch um die Entwicklung »von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung«, wie es Peter Moraw vor vielen Jahren schon auf den Punkt brachte, und damit die Ausbildung eines Netzes (landes)herrschaftlicher Kristallisationspunkte im Land mit ihrer spezifisch, auch landesherrlich beeinflussten Stadtverfassung. Mit den Aspekten der Bauforschung und der Architektur befassen sich zwei Beiträge aus unterschiedlicher Perspektive. Tilman Marstaller befasste sich mit dem Bürgerhaus und zwar sowohl bezogen auf das individuelle Haus des Bürgers wie auch auf die Häuser, in denen sich das politische Leben der *civitas* abspielte, die Rathäuser im spätmittelalterlichen Württemberg (S. 77–124). Diesem Beitrag stellte Ulrich Knappe seine Ausführungen über »Herrschaftliche Architektur in Städten Württembergs im Spätmittelalter gegenüber« (S. 207–264). Die Beziehungen der Städte zu ihrem Umland aus der Sicht der politischen und rechtshistorischen Perspektive sind in diesem Zusammenhang kein neuer Gegenstand einschlägiger Untersuchungen. Anders verhält es sich allerdings mit Aspekten der Umweltgeschichte. Insofern ist der Beitrag von Manfred Rösch über die Beziehungen von Stadt und Umland im deutschen Südwesten aus dem Blickwinkel von Nahrungserzeugung, -verteilung und -verbrauch (S. 61–76) aus umweltgeschichtlicher Sicht von besonderem Interesse. Aus der Sicht von Archäologie und Archäobotanik geht es um Aspekte von wirtschaftlicher Verflechtung, vor allem Landwirtschaft und Ernährung zwischen Stadt und Umland. Zwei Beiträge beschäftigen sich schließlich mit dem Thema aus kulturgeschichtlicher Sicht. Bildung und Literatur am Beispiel von »Schreiber und Leser in der Stadt« ist der Gegenstand der Ausführungen von Roland Deigendesch (S. 265–296). Mit dem Beitrag von Sigrid Hirbodian über »Geistliche Frauen in württembergischen Städten« wird die religiöse Kultur behandelt (S. 297–315). Es geht um einen Überblick über die Sakraltopographie jenseits der pfarrlichen Grundausrüstung mit der Gründung weiterer Institute, die grundsätzlich, erst recht in puncto Frauengemeinschaften im Laufe des 15. Jahrhunderts entstanden. Die Einbeziehung geistlicher Gemeinschaften in die Stadt brachte anhand einiger Beispiele sowohl im Südwesten wie auch in fränkischen und (alt-) bayerischen Regionen in den letzten Jahren (fast schon Jahrzehnten) einige wertvolle Ergebnisse zu den Aspekten kulturelle Bedeutung im ländlichen Raum, der Sorge der Dorf-, Stadt- oder Landesherrschaft für das Seelenheil der Untertanen ebenso wie der Kontrolle über das Wirtschaftspotential geistlicher Institute, die auch zu vergleichender Lektüre über die einzelnen Territorien hinweg Anlass geben.

Ein Orts- und Personenregister machen diesen gut bebilderten und hervorragenden Überblicksband zu einer Fundgrube für jeden, der an diesem umfassenden Feld der Stadtgeschichte im Südwesten interessiert ist.

Horst Gebringer

STEPHAN SANDER-FAES: Europas habsburgisches Jahrhundert 1450–1550 (Geschichte kompakt). Darmstadt: WBG academic 2018. 160 S. m. Abb. ISBN 978-3-534-27058-3. Kart. € 19,95.

Stephan Sander-Faes beschäftigt sich in dem von der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft publizierten Band der Reihe »Geschichte kompakt« mit Europas »habsburgischem Jahrhundert«, d. h., in etwa dem Zeitraum zwischen 1450 und 1550. Im engeren Sinne fokussiert die Darstellung die Jahre zwischen der Hochzeit des späteren Kaisers Maximilian I.

mit Maria von Burgund (1477) und der Abdankung Kaiser Karls V. (im Reich 1556). Dem Autor geht es in seinem strukturellen Konzept, das er in der umfangreichen Einleitung gründlich darlegt, darum, einer »traditionellen Periodisierung nach Ereignissen, Personen beziehungsweise Jahrhunderten zu entkommen« (S. 11). Vielmehr soll eine transnationale Sicht auf die Ereignisse der Jahrzehnte »um 1500« eingenommen werden, indem der Autor versucht, die unterschiedlichen Forschungstraditionen (Spanische Geschichtsforschung; Kaisertum und Altes Reich; Österreichische Geschichtsforschung), die bisher häufig getrennt betrachtet wurden, zu einer Einheit zusammenzuführen.

Insbesondere den Voraussetzungen für das »habsburgische Jahrhundert« bietet Sander-Faes breiten Raum. Er geht von der These aus, dass die habsburgische Machtfülle, wie sie vor allem in der Person Karls V. sichtbar wird, aus dem »Übergangscharakter« des von Johann Huizinga geprägten Begriffs des »Herbst[s] des Mittelalters« ebenso wie aus der christlich-mediterran geprägten Weltordnung, die durch die Reformationen und überseeischen Entdeckungen erschüttert wurde, sowie glücklichen Umständen, zu denen er in erster Linie die Früchte der habsburgischen Heiratspolitik zählt, erwachsen ist (S. 9). Diese ist es auch, welche in Verbindung mit dem Wahlspruch Kaiser Friedrichs III. (»A. E. I. O. U.«) die thematische Klammer seiner Darstellung bildet.

Dementsprechend beleuchtet Sander-Faes in seinem Band, der mit der Kaiserkrönung Friedrichs III. im Jahr 1452 einsetzt, insbesondere die strategisch ausgerichtete Heiratspolitik Maximilians, die in weiterer Folge nach einer Fülle von zufällig eingetretenen Ereignissen den Erwerb der Kronen Kastiliens und Aragons sowie Böhmens und Ungarns nach sich zog und letztlich in der Alleinherrschaft Karls V. gipfelte. Weitere Schwerpunkte der Darstellung liegen in den mittel- und langfristigen Veränderungen des beleuchteten Zeitraums, darunter den überregionalen Machtkämpfen zwischen den einzelnen Herrscherhäusern, den intellektuellen Umbrüchen (Buchdruck mit beweglichen Lettern, Humanismus und europäische Reformationen) sowie der Phase der »Entdeckungen«, die gewisse Entwicklungen, etwa die Machtfülle unter Karl V., erst ermöglichten. Verbindende Klammer der behandelten Themen bilden jeweils die einzelnen Angehörigen des habsburgischen Herrschergeschlechts bzw. deren Familienverband.

Die Reihe »Geschichte kompakt«, in der die Publikation erschienen ist, wendet sich an »Interessierte, Lehrende und Lernende« und will gemäß dem Vorwort der Herausgeber Kai Brodersen, Martin Kintzinger, Uwe Puschner und Volker Reinhardt »komplexe und komplizierte Inhalte konzentriert, übersichtlich konzipiert und gut lesbar« darstellen (S. 7). In der Tat bietet der Band zwar eine Fülle an Information, ist aber für Studierende ohne Vorkenntnisse mit Sicherheit nicht ganz einfach zu lesen und in den Formulierungen teilweise etwas sperrig bzw. missverständlich (z. B. »Die Hand des polnischen Königs Vladislav III. Jagiello [1424–1444] ablehnend, brachte Elisabeths Hofdame Helene Kottannerin die Stephanskronen nach Komorn und von dort aus in die Krönungsstadt Stuhlweißenburg, wo der zwei Monate alte Ladislaus zum König von Ungarn gekrönt wurde.« [S. 43]). Dem Konzept der Reihe wiederum entspricht der Aufbau der vorliegenden Darstellung mit einer übersichtlichen Gliederung in Kapitel, denen jeweils eine Auswahlbibliographie angeschlossen ist, mit in Kästchen erläuterten Begriffen bzw. Ereignissen, Randglossen etc. und einem kommentierten Literaturverzeichnis im Anhang. Eine gewisse Vorliebe für englischsprachige Titel ist hier erkennbar, doch bietet Sander-Faes im Großen und Ganzen die grundlegende Literatur zum Thema.

Die Qualität des Bandes liegt in der neuen Perspektive auf das »habsburgische Jahrhundert«. Dazu bezieht der Autor die spanische und die österreichische Linie der Habsburger gleichermaßen in seine Darstellung ein und bietet dementsprechend eine Fülle an komprimierter Information. Etwas mehr Sorgfalt bei Daten und Fakten (z. B. Erwerb von

Tirol 1359 anstatt korrekt 1363 [S. 40]; Schlacht bei Sempach 1385 anstatt 1386 [S. 41]; Rudolf I., König ab 1278 anstatt ab 1273 [S. 39]; H. Koller anstatt H. Kohler [S. 46 u. 155]) sowie im Lektorat wäre wünschenswert und sollte im Falle einer Neuauflage Berücksichtigung finden.

Claudia Feller

5. Reformation und Frühe Neuzeit

MARK GREENGRASS: *Das verlorene Paradies. Europa 1517–1648*. Darmstadt: wbg Theiss 2018. 782 S. ISBN 978-3-8062-3661-3. Geb. € 44,00.

Greengrass will europäische Geschichte vom ausgehenden Mittelalter bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in allen, aber auch wirklich allen nur erdenklichen Facetten bieten. Wir erfahren von »Unruhen« an der »Steppengrenze in der Ukraine« (S. 694), besuchen sogar die Kolonien. Wir wandeln durch botanische Gärten, lernen vormoderne Literatur über Vögel und Fische kennen sowie die Vor- oder Frühgeschichte von Science-Fiction (mal »erfand« das »Genre der Science-Fiction« 1638 John Wilkins, mal waren »Berichte aus der Neuen Welt für den damaligen Leser das Äquivalent zur Science-Fiction späterer Zeiten«: S. 244, S. 257). Auch vormoderne Schlafzimmer werden inspiziert, die anatomischen und mentalen Befunde lässt diese Rezension auf sich beruhen.

So etwas wie einen Roten Faden gibt es schon: die Zerfaserung eines romantisierend überhöhten mittelalterlichen »Christentums« im fraglichen Zeitraum; die immer wieder begegnenden Schlüsselwörter lauten »Niedergang«, »Zerfall«, »Zerstörung(swerk)«. Den vernichtenden Hauptstoß führte Luther: »Die Reformation ließ das Christentum kompromittiert zurück. Sein Universalismus war beschädigt, seine Infrastruktur geschwächt« (S. 420). Das kann man schon auch anders sehen – wurden die Bewohner Europas nicht womöglich erst im Wettlauf konkurrierender Konfessionalisierungsanstrengungen flächendeckend und tiefgreifend christianisiert? Bei Greengrass dominieren die Katastrophenszenarien, der »soziale und kulturelle Zusammenhalt in Europa« schwand dahin, »zu schweigen vom bröckelnden geistigen Konsens« (S. 730). Der Kontinent litt unter »all diesen Spaltungen und politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragmentierungen« (S. 727). Dass manche Wirtschaftshistoriker die bunte Vielfalt Europas (und zumal seiner Mitte) für den Wurzelgrund der ökonomischen Stärke »des Westens« halten, erfährt der Leser nicht.

Gewiss bietet Greengrass viele interessante Einzelbeobachtungen und auch so manche treffliche Formulierung: »Der mächtige Drang nach religiöser Reform hätte auch ohne Martin Luther seine Katalysatoren gefunden«, Luther als »Katalysator der Katalysatoren« (S. 346). »Die causa Lutheri ist als »zufällige Revolution« bezeichnet worden, doch war es ein Zufall, der nur darauf wartete, einzutreten« (S. 355). Auch diese Einschätzung ist triftig: »Die Geschichte des Heiligen Römischen Reichs im späten 16. Jahrhundert besteht im Grunde in der Umsetzung des Augsburger Religionsfriedens« (S. 476; freilich hätte es dann auch nicht geschadet, eingehend seine Bestimmungen darzulegen).

Zahlreicher anregender Details unerachtet drängten sich dem Rezensenten zwei kritische Fragen auf. Zunächst einmal: Welchen Leser hatte der Autor vor Augen? Er bietet 780 Seiten ohne Fußnoten oder sonstige Belege. Seinen forschenden Kollegen tut er damit keinen Gefallen; aber welcher Proseminarstudent liest ein so dickes Buch? Zweitens stört den Rezensenten zahlreiche schiefe oder auch einfach falsche Behauptungen dort, wo er sich am besten auskennt, bei der deutschen Geschichte. Kann jenes Augsburger Inte-

rim, das den Protestanten ›Katholizismus light‹ auferlegte, als »erster Schritt hin zur Legalisierung des Luthertums im Reich« gewertet werden (so S. 472)? War es ausgerechnet Karl V. (der doch allenthalben Furcht vor der »viehischen spanischen servitut« weckte) »darum zu tun, die Rechte und Privilegien derjenigen zu respektieren, die lokale Identitäten verkörperten« (S. 27)? »Es gab einige Gegenden [...], wo die Bevölkerungszahl« während des Dreißigjährigen Kriegs »um mehr als 30 Prozent abnahm« (so S. 668)? Höchstwahrscheinlich liegt ja sogar der Durchschnittswert (!) der Verluste fürs ganze Reich über besagten 30 Prozent. Neben problematischen stehen eindeutig falsche Behauptungen: So treffen wir, lang vor Bismarck, einen Deutschen Kaiser an; da votieren Reichsritter am Reichstag, da berief einen solchen Reichstag der Erzbischof von Wien (nämlich Melchior Khlesl) ein; da war Preußen »Teil des Reiches« (S. 336), folgte der Calvinisierung der Pfalz »der faktische Ausschluss ihres Landesherrn aus dem Kurfürstenkollegium« (S. 483); wir besuchen eine »Diözese Ulm« (S. 471) – die Mängelliste ließe sich verlängern. Mag ja sein, dass sich der Autor in Osteuropa, in Frankreich oder erst recht in England besser auskennt. Trotzdem ist fraglich, ob derartige ›Universalgeschichte‹ aus einer Feder die richtige, zukunftsweisende Antwort auf die immer kleinteiligere Parzellierung der Geschichtswissenschaft sein kann.

Axel Gotthard

JOHANNES MEIER: Bis an die Ränder der Welt. Wege des Katholizismus im Zeitalter der Reformation und des Barock. Münster: Aschendorff 2018. 368 S. m. Abb. ISBN 978-3-402-13256-2. Geb. € 29,80.

Johannes Meiers Monographie ist das Werk einer langjährigen intensiven Auseinandersetzung mit der Geschichte des Katholizismus in der Welt. Gegenstand der Arbeit sind die keineswegs geradlinigen Wege, die die katholische Kirche in ihrer Entwicklung zur Weltkirche seit der Frühen Neuzeit genommen hat. Der zeitliche Rahmen der Arbeit erstreckt sich von der Eroberung Konstantinopels im Jahr 1453 bis zur Französischen Revolution 1789. Wie Meier zu Beginn anmerkt, seien eurozentrische Perspektiven auf den Katholizismus schon deshalb »obsolet«, weil heute der größere Teil der katholischen Christen auf der südlichen und ärmeren Hälfte der Welt und nicht etwa in Europa lebe. Daher widmet er sich ganz überwiegend der Geschichte des Katholizismus in Regionen außerhalb Europas. Nach einem kurzen »Auftakt« über die Eroberung Konstantinopels richtet er den Blick auf die im 16. Jahrhundert vornehmlich unter der Führung Portugals bereisten Länder in Afrika, Indien, Japan, China und Südostasien. Der zweite Teil der Arbeit behandelt den Aufbau der katholischen Kirche und der Mission in der Neuen Welt. Hier geht Meier auf die Karibischen Inseln, Mexiko und Mittelamerika, die Anden und den La Plata-Raum und schließlich Brasilien und Neufrankreich ein. Die Arbeit endet mit einem Ausblick auf Ereignisse und Entwicklungen, die Meier als »Vorboten« einer Krise der katholischen Mission im 19. Jahrhundert deutet; nämlich den Beginn protestantischer Missionsunternehmungen, eine zunehmende Kontrolle der Kirche durch den Staat und die Vertreibung und Auflösung der Gesellschaft Jesu. Weitere folgenschwere Einschnitte sieht er in der Französischen Revolution und der Herausbildung unabhängiger Staaten in Amerika.

Jedem Kapitel ist ein kurzer Überblick zur Geschichte der Regionen vor und nach Ankunft der Europäer vorangestellt, womit der Autor die christliche Mission und den Aufbau kirchlicher Institutionen in größere entdeckungs- und kolonialgeschichtliche Kontexte einbettet. Insgesamt lassen sich drei Themen ausmachen, die in nahezu allen Ka-

piteln aufgegriffen werden. Erstens zeigt Meier die zentrale Rolle auf, die den religiösen Orden bei der Verbreitung des Katholizismus in der Welt zukam. Besonders ausführlich behandelt er die Missionsaktivitäten der Gesellschaft Jesu, er geht aber auch auf andere Orden ein, beispielsweise, wenn er die Verteidigung der Rechte von Indigenen durch die Dominikaner behandelt. Meier weist darüber hinaus auf die von der Forschung weniger beachteten Aktivitäten weiblicher Orden hin, wie etwa die der Ursulinen in Neufrankreich. Zweitens betont der Autor mehrfach, dass die Anpassung von europäischen bzw. christlichen Ritualen und Wissensbeständen an lokale Verhältnisse von fundamentaler Bedeutung für eine anhaltende Etablierung des Christentums gewesen sei. So habe z. B. der Jesuit Robert de Nobili seine eigene Herkunft dem indischen Kastensystem angepasst, indem er sich als »Radscha aus Italien« präsentiert habe. Die Jesuiten Matteo Ricci und Michele Ruggieri seien 1583 in buddhistischen Gewändern nach China gekommen, wo sie jedoch bald festgestellt hätten, dass ihnen das Gewand eines konfuzianischen Gelehrten eher Zugang zu den chinesischen Eliten eröffnete. In der Neuen Welt habe man mit der Zeit erkannt, dass die Einführung des Christentums nur durch Kommunikation mit der lokalen Bevölkerung ermöglicht werde, was das Studium indigener Sprachen und die Übersetzung christlicher Begriffe und Texte zur Folge gehabt habe. Hier geht Meier vor allem auf die Bedeutung des III. Provinzialkonzils von Lima 1582/83 und die Schriften José de Acostas ein. Bemerkenswert sind zudem einige Beispiele, in denen lokale Herrscher oder andere indigene Akteure als treibende Kraft auftraten. So erwähnt der Autor z. B. die Initiativen, die von einigen kongolesischen Herrschern ausgingen, um das Land stärker an die römische Kirche zu binden. Drittens fragt Meier immer wieder nach den Hindernissen für die Mission. Hierbei sieht er vor allem in den ökonomischen Interessen europäischer Akteure, etwa im Zusammenhang mit dem Sklavenhandel in Afrika, in der Konkurrenz zwischen verschiedenen Orden und Nationen und in der Ablehnung der jesuitischen Akkommodationsmethode Ursachen für Konflikte, die auch in gewalttätigen Verfolgungen von Christen enden konnten, wie es in Japan oder Vietnam der Fall war.

Mit seiner Arbeit ist es Johannes Meier gelungen, die facettenreichen Erscheinungsformen des frühneuzeitlichen Katholizismus in der Welt verständlich zu beschreiben und einzuordnen. Der ambitionierte räumliche wie zeitliche Rahmen erlaubt es allerdings nicht, die oftmals vielschichtigen Verflechtungen von Mission, Kolonialismus und lokalen Verhältnissen im Detail zu betrachten. Die Arbeit ist daher als eine kenntnisreiche und zudem noch gut lesbare Überblicksdarstellung zu verstehen, die im Schwerpunkt wichtige Forschungsergebnisse zusammenfasst, weniger aber neue Interpretationen liefert. An Schärfe hätte die Arbeit gewonnen, wenn die zum Teil mehrere Seiten umfassenden Quellenzitate stärker quellenkritisch erläutert und interpretiert worden wären. So enthalten die Kapitel zahlreiche spannende Quellenausschnitte, die mit Blick auf transkulturelle Austauschprozesse eingehender analysiert werden könnten. Dennoch steht außer Frage, dass Meiers Monographie für Studien, die nach lokalen Spezifika des Katholizismus in sogenannten *frontier*-Zonen fragen, einen hilfreichen und wichtigen Ausgangspunkt bildet.

Irina Pawlowsky

LOTHAR GRAF ZU DOHNA, RICHARD WETZEL: *Staupitz, theologischer Lehrer Luthers. Neue Quellen – bleibende Erkenntnisse*. Tübingen: Mohr Siebeck 2018. XII, 392 S. m. Abb. ISBN 978-3-16-156125-2. Geb. € 104,00.

Rezension unter 2. *Quellen und Hilfsmittel*

MUDRAK, MARC: *Reformation und alter Glaube. Zugehörigkeiten der Altgläubigen im Alten Reich und in Frankreich (1517–1540)* (Ancien Régime, Aufklärung und Revolution, Bd. 43). Berlin – Boston: De Gruyter 2017. 623 S. m. Abb. ISBN 978-3-11-048962-0. Geb. € 99,95.

Reformation und alter Glaube basiert auf einer Dissertation, die 2015 verteidigt wurde. Die Monographie nimmt die Vorgänge der »religiösen Differenzierung« vor der eigentlichen Konfessionsbildung in den Blick. Dem Autor zufolge hätten diejenigen, die in der Reformation das Aufkommen einer Häresie sahen, immer stärker das Bedürfnis gespürt, ihren eigenen Glauben in Abgrenzung zu den in ihren Augen »neuen« Lehren zu definieren. Mudrak verteidigt die These, die religiöse Differenzierung habe deutlich vor der Konfessionsbildung eingesetzt. Dies sei von der Forschung vernachlässigt worden. Die Geschichtsschreibung habe in den Luther- und Zwingligegnern nur Konservative gesehen, die auf dem Alten beharrten. Dieser Sichtweise möchte der Autor ein »Alternativmodell« entgegenstellen, das er anhand von Fallstudien aus dem Heiligen Römischen Reich und Frankreich entwickelt. Dieses besagt, dass diejenigen, die die Reformation ablehnten, innovativ gewesen seien. Sie hätten situativ gegen einzelne protestantische Praktiken und Theologen Stellung bezogen und damit in Abgrenzung von den »neuen« Lehren und Praktiken eine neue Identität entwickelt: Sie hätten sich nun zunehmend als »Altgläubige« und »gemeine Christen« definiert.

Um diese Thesen zu untermauern, untersucht der Autor sowohl die Ebene der polemischen Schriften (Teil I) als auch diejenige der Praktiken (Teil II). In einem heterogeneren dritten Teil mit dem Titel »Unterschiede und Zugehörigkeiten in Raum und Zeit« widmet Mudrak den politischen Grundbedingungen im Alten Reich, den Konflikten um Sakralräume, den Bußprozessionen in Paris und Rouen, dem sog. Auslaufen im Ulmer Land, den konflikträchtigen Momenten im liturgischen Jahr sowie den kommunalen Bewegungen gegen die Reformation seine Aufmerksamkeit. Die Weite dieses Panoramas bildet einen großen Vorteil der Studie: Der Leser erhält in der Tat einen Überblick über die Differenzierungsprozesse. Die Monographie beruht auf einem breiten Quellenkorpus, der sowohl Altdrucke als auch Rats-, Visitations- und Synodenakten für ganz unterschiedliche Territorien mit einschließt. Der Autor legt einen besonderen Akzent auf die Sicht »von unten« und distanziert sich von der »Top-down-Perspektive« der älteren Forschung zu Konfessionsbildung und Konfessionalisierung.

Die Studie bietet landesgeschichtliche Einblicke, die einen Gewinn für die Forschung darstellen. Die untersuchten Fälle wurden ausgewählt, um ein möglichst facettenreiches Bild entstehen zu lassen: Mit dem Ulmer Gebiet, mit Regensburg, Passau, Ostbayern, Ostwestfalen (Lippe, Ravensberg, Herford, Paderborn), Rouen und Paris werden Territorien untersucht, in denen sich unterschiedliche theologische Spielarten der Reformation verbreiteten und einen ungleichen Erfolg hatten. Der Vergleich ermöglicht es, regionale Besonderheiten herauszuarbeiten. Er zeigt, dass die Definition der Rechtgläubigkeit und der Häresie durch die Gläubigen stets situativ war. So konnte im Ulmer Gebiet, wo sich im Rat das Reformiertentum durchsetzte, ein Anhänger Luthers situativ zu den Altgläubigen gezählt werden, weil er an der Realpräsenz Gottes in der Hostie festhielt, während manch ein Pariser Polemiker den Anhängern des Erasmus von Rotterdam vorwarf, zu den »Lutheranern« zu gehören. Der deutsch-französische Vergleich erweist sich ebenso als fruchtbar: Es wird deutlich, dass der vorkonfessionelle Konflikt in Frankreich viel weniger intensiv auf der Ebene der Publizistik ausgetragen wurde als im Heiligen Römischen Reich, oder auch, dass nur in Frankreich Altgläubige mit großen Bußprozessionen auf das Aufkommen der »Ketzerie« reagierten.

Bei allen Verdiensten des umfangreichen Vergleichs ist die Diskrepanz zwischen den Ergebnissen von Mudraks Studie und dem bisherigen Forschungsstand nicht so groß, wie in der Einleitung behauptet. In der Forschung wurden bereits seit langem die Widerstände gegen die Reformation untersucht. Dass die Umsetzung der Reformation vielerorts abgelehnt wurde und lange gedauert hat, ist wenig überraschend. Auch die Bandbreite der Reaktionen auf die Reformen hat die Geschichtswissenschaft wiederholt in den Blick genommen. Doch da Mudrak sich auf die Differenzierung von christlichen Richtungen konzentriert, geraten diejenigen zeitgenössischen Stimmen tendenziell aus dem Blickfeld, die eben eine solche Differenzierung ablehnten (Thierry Wanegfellens »Ni Rome ni Genève«). In dieser Perspektive finden die nuancierten Stellungnahmen vieler Humanisten keinen nennenswerten Platz.

Die Ergebnisse von Mudraks Studie bestätigen zentrale Ergebnisse der Forschung. Auch in seiner Studie reagieren die Gegner der Reformation auf jede protestantische Innovation, die mit der Hl. Schrift legitimiert wurde, mit einem Verweis auf die Tradition. Da die Innovationen von Ort zu Ort unterschiedlich ausfielen, setzten die »Altgläubigen« ebenso unterschiedliche Akzente. In diesem Modell erscheinen die »Altgläubigen« allerdings wie auch in der älteren Forschung hauptsächlich als Reagierende. Dass die »Altgläubigen« nicht passiv blieben und hinsichtlich der neuen »Bedrohung« improvisierten – zum Beispiel indem sie vom Ikonoklasmus bedrohte Bilder in ihre Häuser brachten oder Bußprozessionen organisierten –, soll nicht in Abrede gestellt werden, doch zeigt dies, dass sie sich in der Defensive befanden und im untersuchten Zeitraum noch wenig religions- und kirchenhistorische Innovationen selbst hervorbrachten.

Eine Schwäche der Monographie ist, dass sie der Religion wenig Aufmerksamkeit widmet. Die Beziehung der »Altgläubigen« zu Gott und anderen himmlischen Figuren kommt nur selten zur Sprache. Die Reaktionen auf die Reformation werden als Zeichen der Herausbildung einer neuen Identität interpretiert, ohne wirklich die Furcht vor einer göttlichen Strafe oder die Hoffnung auf eine himmlische Belohnung für die Verteidigung der in den Augen der »Altgläubigen« wahren Religion zu thematisieren. So wird nicht detailliert analysiert, wie sich die Gläubigen ihre Situation und Zukunft vorstellten.

Die Gliederung der Monographie führt zu zahlreichen Wiederholungen: Dass die »Altgläubigen« beispielsweise Wert auf eine Verteidigung des Marienkults legten, erfährt man in der Analyse der Publizistik, in der der Praktiken und in den Kapiteln zum liturgischen Jahr und zu Räumen. Die Geschichte einer Prozession in Reaktion auf die »Schändung« eines Marienbilds in Paris im Jahr 1528 wird dadurch nicht weniger als viermal erzählt, sogar teilweise mit identischen Quellenzitaten. Der Rückgriff auf unnötig abstrakte Konzepte wirkt auch störend: So ist von den »evangelischen Textkulturen« die Rede, wo einfach evangelische Schriften oder von ihrer »materiellen Präsenz«, wo doch nur ihre Verbreitung gemeint ist.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die Monographie die bisherigen Ergebnisse zur Religionsgeschichte der 1520er- bis 1540er-Jahre eher bestätigt als in Frage stellt. Dennoch bieten die ausgiebigen Quellenstudien, die Fülle der ausgewählten Fälle, die vergleichenden Perspektiven und der Blick sowohl auf die Publizistik als auch auf die Praktiken und mikrohistorischen Streitfälle ein breites Panorama und spannende Ergebnisse im Einzelnen.

Damien Tricoire

MICHAEL MAURER: *Konfessionskulturen. Die Europäer als Protestanten und Katholiken.* Paderborn: Schöningh (Brill) 2019. 415 S. ISBN 978-3-506-78727-9. Geb. € 49,90.

Michael Maurer erklärt dieses Buch einleitend zunächst in wissenschaftlichen Grenzziehungen: Konfessionsfragen seien längst ein Sonderdiskurs geworden, selbst unter aktiven und in der Regel ökumenisch ausgerichteten Christen; ein aktuelles Weltverständnis sei aber »ohne ein vertieftes Wissen über die Spezifik der christlichen Konfessionen« gar nicht möglich. »Konfessionskultur« erläutert er als ein Kompositum: eine Kulturgeschichte, »für die das Ökonomische, Soziale, Politische nicht im Vordergrund steht«; »Konfessionskultur« als Komplementärbegriff zu Nationalkultur, Adelskultur, Standeskultur oder Arbeiterkultur (S. 8). Das sei, durchaus, eine »verschüttete Zugangsweise« (ebd.), jedenfalls für Studierende in Jena, wo Maurer seit 1997/98 Kulturgeschichte lehrt. Das Buch greift auf Vorlesungs- und Seminarmaterialien zurück und ist sicher auch für den Einsatz als Lehrbuch konzeptioniert.

Michael Maurer erklärt sich und dieses Buch auch persönlich: als Kind eines bikonfessionellen Dorfes im Schwarzwald, als katholischer Bildungsaufsteiger, als Schüler und Assistent von Ernst Walter Zeeden und Paul Münch. Die Selbstabgrenzung von Theologie- und Kirchen- als Institutionengeschichte (S. 9) wirkt etwas aus der Zeit gefallen; als ließe sich dort, wo quer durch alle Fakultäten eine anspruchsvolle interdisziplinäre Forschung betrieben wird, das eine vom anderen noch trennen. Maurer hängt sich an die von Thomas Kaufmann erarbeitete Begrifflichkeit »Konfessionskultur« (S. 8), ohne sie aber in ihrer konzeptionellen Struktur und Zielrichtung zu erläutern. Deshalb kann wenige Seiten später zu Alternativbegriffen wie »konfessionelles Zeitalter«, »Konfessionsbildung« oder »Konfessionalisierung« gegriffen werden, ohne dass die langwährenden Debatten über diese Begriffe eine Rolle spielen. Das Konzept »Katholische Reform und Gegenreformation« wird, nach Jahrzehnten der Frühneuzeit-Diskussion, immer noch als geeignet betrachtet, um die Entwicklung der altgläubigen Territorien zu bearbeiten. Die kritischen Debatten um diese Begriffe waren ja nicht nur Wortgeklingel; sie bedeuteten etwas für die Art und Weise, wie man die Reformations- und Nachreformationszeit in ein kulturgeschichtliches (!) Forschungs- und Darstellungskonzept überführte.

Im ersten Teil herrscht ein Bild der Vorreformations- und Reformationszeit vor, wie es in den 1970er- und frühen 1980er-Jahren von Hubert Jedin oder Erwin Iserloh vertreten wurde. Schon von der bahnbrechenden Lutherbiografie Heiko Obermans (1983), erst recht nicht von den Kontroversen um Volker Leppins Lutherdeutung (2006), die den Reformator tief in der Frömmigkeitstheologischen Kultur des 15. und frühen 16. Jahrhunderts verwurzelten, findet sich ein Niederschlag. Gerade wenn man sich, wie Maurer das für sich in Anspruch nimmt, die alltägliche religiöse Praxis vor Augen führen will, sollte man an den Erkenntnissen Berndt Hamms und seines Umfeldes nicht völlig vorbeigegangen sein, schon gar nicht mit ein paar oberflächlichen Konzessionen, dass vorreformatorisch ja auch nicht alles schlecht gewesen sei (17). Darum gibt es auch noch einen »reformatorischen Durchbruch« (19), aber es gibt nirgendwo eine Beschreibung oder Analyse, wie, nur zum Beispiel, eine exemplarische Stadtreformation kulturell (!) funktionierte, wie also die Traditionen und Repräsentationen und Praktiken städtischer Verfassung und Kultur genutzt wurden, um Reformation durchzusetzen oder zu verhindern. Bilderstürme werden erwähnt, aber über ihre hoch aufgeladene Symbolik fällt kein Wort, ebenso wenig über das dezente liturgisch-sakrale »Abrüsten« des anstößig Gewordenen in den Götzenkammern, über Ritualwandel und Bildkonzepte, über die Konstruktion von Deutungshoheit, über Standes- und Rollenverschiebungen, über den reformatorischen Haushalt, kurz: über eine Kulturgeschichte der Reformation eben...

Das setzt sich fort: Die »Entstehung der Konfessionen« ist eine Ansammlung von knappen, an den Ereignissen der (Kirchen)Politikgeschichte entlanggeschriebenen Länderartikeln; die europäische Perspektive hätte erfordert, Netzwerkanalyse, Migrations- und Raumgeschichte zu betreiben und die Mediengeschichte nicht nur zu erwähnen, sondern Medienwandel, Distributionswege und Nutzungsweisen vom Buch bis zum Flugblatt zu beschreiben. Der Verzicht auf die Theologiegeschichte rächt sich immer dann, wenn die Theologie eben nicht intellektuelles ›Gedöns‹ ist, sondern kulturprägend wirkt. Konfessionskultur wird auf diese Weise ein Kuriositätenkabinett, das auf im Osten Deutschlands sozialisierte Studierende tatsächlich so wirken muss wie in der Einleitung beschrieben – Anlass für ›ethnologisch‹ befremdetes Staunen. Konzepte wie »Volksreligiosität«, »Magie« und »Aberglauben« werden benutzt, obwohl es sich dabei um kulturgeschichtlich keineswegs unschuldige Konzepte handelt. Es entsteht für wenig Eingearbeitete der Anschein, als gebe es das wirklich, als sei es so gewesen, als hätten die Diskurse um Magie und *superstitio* sich nicht zwischen 1550 und 1750 tiefgreifend gewandelt, und zwar unter anderem durch die Praxis der Hexenverfolgungen und durch die intellektuelle Kritik der Theologen und Juristen und Mediziner daran (kein Thema der Kulturgeschichte in diesem Buch ...). Katholische Konfessionskultur wird unbesehen mit Barock identifiziert; es gibt keinen Unterschied zwischen Kulturvoraussetzungen der Religiosität in Stadt- und Dorfgemeinden; es gibt keine Generationenkämpfe um religiöse Stile; es gibt keine *gender*-Debatten um die Konnotationen gelebter Religion. Von Peter Herse entlehnt man den vermeintlich ›klassizistischen‹ Katholizismus Frankreichs, ohne dass die dramatischen Kämpfe um die konkurrierenden Anforderungen tridentinisch-borromeischer, jesuitischer, gallikanisch-episkopaler und oratorianisch-weltpriesterlicher Konzepte erwähnt werden. Dass Jansenismus erwähnt wird, hilft noch nicht, seine enorme Bedeutung zu verstehen. Pietismus bekommt zwei Seiten. Und das alles ist definitiv nicht (nur) Theologie- oder Kirchengeschichte, sondern hat seinerzeit die europäischen Öffentlichkeiten aufgewühlt.

»Protestantischer Habitus und katholische Identität« wiederholt die Idee, »daß [!] die Reformation, ob nun absichtlich oder als Nebeneffekt, die Kulturgeschichte der Neuzeit in Richtung Individualismus bestärkt hat.« (S. 114) Wohl ist dem Autor dabei offenbar nicht, weil er gleichzeitig konstatiert: »Das bedeutet keineswegs, eine Fortschrittsgeschichte zu konstruieren mit der Reformation am Anfang.« (ebd.) Aber dann landet man eben doch wieder bei Ernst Troeltsch und bei den Konfessionsstereotypen, die wir längst überwunden glaubten: »Katholisch leben konnte man auch als Analphabet durch den vorgeschriebenen Besuch der Messe und die Benutzung der Sakramente der Kirche; protestantisches Christentum verwirklichte sich dagegen im Wort, in der Schrift.« (S. 119) Es gibt in beiden Konfessionen Bildungsinitiativen, aber das »Bildungsprinzip« wurde zum »Kulturmuster des Protestantismus«: »Mochte sich auch ein katholischer Christ entlastet fühlen durch die Vorgaben aus Rom, durch die doktrinaire Sicherheit seiner Kirche und durch die Teilhabe am Gnadenschatz durch die Sakramente, konnte doch ein protestantischer Christ nicht anders, als sich darum bemühen, eine eigene persönliche Glaubenshaltung zu dem zu entwickeln, was ihm von seiner Kirche vorgeschlagen wurde.« (S. 130f.) Katholische Priester seien aufgefasst worden als »magische Figuren«; der Priesterzölibat verweise auf »archaische Zusammenhänge« (S. 133); das protestantische Pfarrhaus sei gerade »in der deutschen Sozial- und Kulturgeschichte von Legenden umwoben« – aber keine von ihnen wird im Anschluss relativiert. Man ist dann als informierter Leser doch irgendwie fassungslos... Und der Kommentar zur »Problematik des Zölibats heute« (142–144) ist aufrichtig, aber ist das hier der richtige Ort? Spätestens im Abschnitt über »Maria und die Frauen in der Kirche« wird klar, dass hinter aller Kulturgeschichte

eine sehr spezifische ›reformkatholische‹ Agenda am Werk ist (vgl. S. 151–153). Völlig unabhängig davon, ob man dem zustimmt: Gehört das hierher? Disziplin und Arbeitsethos werden wiederum als eine ausschließlich protestantische Haltung bearbeitet (vgl. das Fazit S. 164). Es folgt eine seitenlange Erklärung der Max-Weber-These über den Zusammenhang der protestantischen Ethik mit dem ›Geist‹ des Kapitalismus, an deren Ende knapp erwähnt wird, dass diese Thesen durchaus kritisch diskutiert worden sind. Nur über tatsächliches Wirtschaftsverhalten von Protestanten und Katholiken nach dem derzeitigen Forschungsstand erfährt man nichts. Stattdessen das nächste Stereotyp: »Was bleibt, ist eine letzte, idealtypische Aufgipfelung der Lehre vom ›Konfessionscharakter‹, von einer ›protestantischen Habitusprägung‹, die im Guten wie im Bösen entscheidend dazu beigetragen hat, daß [!] die Europäer zu dem Typus von Mensch geworden sind, der die ganze Erde beherrschte.« (S. 168) Was ist das, fragt sich der Leser? Ist das eine Zusammenfassung der Weber-Debatte? Oder ist das eine *conclusio* des Autors selbst, die er seinen studentischen Hörern und Hörerinnen zu glauben vorschlägt, eine noch heute passable Interpretation mithin? Immer wieder greift die Darstellung ins 19. Jahrhundert aus, ohne zu markieren, welche Zäsur die Französische Revolution und die Säkularisation auch für die Religionskulturen Europas mit sich brachte (die wichtigsten Strukturen und Ereignisse S. 280–288). Dem Grundmuster einer Auffassung von Konfessionsdifferenz aus der frühen Religionssoziologie um 1900, sei es Troeltsch, sei es Weber, folgt der ganze Rest: Armenpolitik, Sonntagskultur, Kirchenräume, Sprache und Literatur, Musik, Bilderkult (›pralle Sinnlichkeit‹ hier, ›neuzeitliche Subjektivität‹ dort; vgl. S. 209). Und es ist dann doch erstaunlich, wie oft auf das rekurriert wird, was Theologen gesagt, und wie wenig davon vorkommt, was Menschen im Alltag getan haben. Das »Zwischenergebnis«: Der Abschnitt »Der konfessionalisierte Mensch« will »etwas Grundlegendes über kulturgeschichtliches Vorgehen« verraten, lässt einen Leser oder eine Leserin jedoch vollkommen orientierungslos, von welchen Konzepten her und mithilfe welcher Kriterien genau gearbeitet wird. »Wir glauben nicht mehr an den Fortschritt« – immerhin das scheint sicher. Wer immer »wir« ist... (S. 230).

»Aufklärung« wird schon in der Überschrift als »Protestantische Kulturhegemonie« gefasst. Es sei bis um 1800 gelungen, die aus der Reformation hervorgegangene Geistigkeit als überlegen zu etablieren. In evangelischen Diskursräumen mit ihrem etablierten Antikatholizismus, für die Maurer zahlreiche Belege anführt, trifft das durchaus zu. Aber alle Forschungen zu den diversen Spielarten dessen, was die Forschung etwas bemüht unter dem Begriff »katholische Aufklärung« zusammenfasst, wird – weg von der erarbeiteten Differenzierung – wieder enggeführt auf die Vorstellung einer »letztendliche[n] Angleichung der katholischen an die protestantische Welt« (S. 280). Das ist nicht nur ein inhaltliches, sondern auch ein methodisches Problem. Es gilt doch zu unterscheiden zwischen dem, was wir *ex post* als Strukturen und Prozesse erheben können, und den Diskursen, die daraus zeitgenössisch Wirkungsmacht auf je unterschiedlichen Ebenen hervorgebracht haben. Denn nur unter der o.g. Bedingung – das ist Diskursmacht über im Unterschied zu konkreten Praktiken von Aufklärung – machte »die katholische Aufklärung [...] schließlich den protestantischen Antikatholizismus obsolet« (ebd.).

»Rekonfessionalisierung und Dekonfessionalisierung« ist wiederum nicht im eigentlichen Sinne kulturgeschichtlich angelegt. Allzusehr landet Maurer von wenigen romantischen Autoren aus wieder bei der Politik. Der Rezeptionsgrund und der fundamentale Unterschied zwischen der Romantik als einer evangelischen Jugendbewegung und dem katholischen Ultramontanismus sind allerdings entscheidend dafür, warum Kulturprotestantismus durchaus romantisch, aber eben auch in einer neuen Variante antikatholisch sein konnte. Und der Ultramontanismus, der im I. Vatikanum an ein relatives

Ziel kam, ist nicht abgeglichen mit den Modernitätspotentialen eben dieses auf den ersten Blick so antimodernen Katholizismus. Und nirgendwo gibt es eine Antwort auf jedwede »warum«-Frage.

Schließlich genügt es, für die Perspektivierungen des 20. Jahrhunderts nur noch Seitenzahlen zu nennen: Italienische Nationalbewegung und Vatikan – Laizismus und radikale Trennung von Kirche und Staat in Frankreich – Irische Befreiungsbewegungen gegen England – die Kirche im Italien Mussolinis und im Spanien Francos: je maximal 3 Seiten. Die Kirchen im »Dritten Reich«: 5 Seiten. Kirchen im Sozialismus: 6 Seiten: Wen informiert das verantwortlich?

In diesem Buch ist vieles an historischen Fakten zutreffend benannt (auch wenn es manchmal ungenau zugeht). Aber was man in diesem Buch alles vermisst, lässt sich auf einen konzeptionellen Nenner bringen. Eine europäische Kulturgeschichte des Religiösen (nur des Christlichen, von Judentum und Islam und ihren Einflüssen auf das Selbstkonzept der Christen ist bis auf wenige Seitenbemerkungen nicht die Rede) von 1500 bis 1968 ist auf 344 Seiten (ohne Apparat) nicht zu schaffen. Ein solcher Versuch muss oberflächlich bleiben. Und schließlich ist im Abgleich zwischen Endnoten und Literaturverzeichnis nicht zu übersehen: letzteres aktualisiert, erstere nicht. Hier wird – weitgehend – eine Oberfläche angeboten, die konzeptionell aus den 1980er-Jahren stammt.

Andreas Holzem

SUSAN RICHTER, ARMIN KOHNLE (HRSG.): Herrschaft und Glaubenswechsel. Die Fürstenreformation im Reich und in Europa in 28 Biographien (Heidelberger Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, Bd. 24). Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2016. 493 S. m. Abb. ISBN 978-3-8253-6656-8. Geb. € 78,00.

Die Reformationszeit gehört zu jenen Epochen, in denen die Wechselwirkungen von Figuren und Strukturen besonders deutlich greifbar sind. Das findet auch im Begriff des Forschungskonzepts »Fürstenreformation« seinen Ausdruck. Für die strukturellen Rahmenbedingungen steht seit langem das mehrbändige Werk »Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500–1650« von Anton Schindling und Walter Ziegler zur Verfügung (7 Bände, Münster 1992–1997). An biographischen Darstellungen einzelner Reformationsfürsten mangelt es zwar nicht, aber ein Kompendium wie das hier nun vorliegende fehlte bisher. Die beiden Herausgeber greifen mit diesem Band Forschungsansätze ihres akademischen Lehrers Eike Wolgast auf, dem zur Erforschung der Reformation im Reich und in Europa wegweisende Forschungen zu verdanken sind, die zudem durch die erfolgreiche Leitung großer Editionsprojekte wie »Deutsche Reichstagsakten. Jüngere Reihe« und »Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts« besonderes Gewicht haben. Dadurch erklärt sich die Widmung dieses Buches anlässlich des 80. Geburtstages von Eike Wolgast, die von den Herausgebern in einer gemeinsamen Einleitung begründet wird (S. 7–12). Damit korrespondiert auch das diesem Buch beigegebene Schriftenverzeichnis Wolgasts für die Jahre 2001 bis 2016 (S. 482–491).

Die inhaltliche Konzeption dieser biographischen Sammlung stellt dann Susan Richter einleitend dar: »Die »Macher« des Wandels – Fürsten als Reformatoren und Reformen« (S. 13–27). Das Konzept der Fürstenreformation wird diskutiert, ohne allerdings die Wurzeln in der Vorreformation anzusprechen, die auch im mitteldeutschen Raum

von Bedeutung waren. Wichtiger ist aber die erweiterte Perspektive, mit der die Verfasserin das fürstliche Handeln verständlich macht, das eben nicht nur religiös motiviert war, sondern auch Ordnungsvorstellungen widerspiegelt. Sie versteht die Reformationsfürsten als »Manager des konfessionell-politischen Wandels«, wobei dem Konzept des »*change management*« ein Drei-Phasen-Modell des Soziologen Karl Lewin zugrunde liegt. Ungeachtet der Frage, welches Erklärungspotenzial ein solches Modell besitzt, sind die Ausführungen der Verfasserin gewiss als ein Plädoyer für die stärkere vergleichende Betrachtung der Reformationsfürsten zu verstehen, deren Gruppencharakter als »neue Fürstengesellschaft« ja nicht nur von ihr betont wird. Gleichwohl sahen frühneuzeitliche Theologen und Geschichtsschreiber, wie sie weiter zeigt, die Fürsten weniger als Gestalter der Reformation, sondern interpretierte ihr Wirken als »Gottesdienst« (S. 25). Die Reformationsfürsten handelten, wie abschließend dargelegt wird, nicht als Individuen, sondern als Angehörige eines Standes oder einer Gruppe, wobei freilich der Konfessionalisierungsprozess als persönliche Gewissensentscheidung die Individualisierung beförderte.

Angeregt und reich belehrt sieht man sich dann mit einem breiten Spektrum von Monarchen der Reformation gegenüber. Dargeboten werden 29 Beiträge über Persönlichkeiten, deren Lebensschwerpunkt überwiegend in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts liegt. Auf zumeist 15 bis 20 Druckseiten werden zunächst 21 Reichsfürsten bzw. -fürstinnen behandelt, und zwar »problemorientiert«, d. h., stets mit Blick auf Intentionen, Handlungen und Praktiken der Reformationsfürsten: Friedrich der Weise von Sachsen, sein Bruder und Nachfolger Johann von Sachsen, Johann Friedrich von Sachsen, Philipp von Hessen, Albrecht von Brandenburg-Ansbach, Ernst von Braunschweig-Lüneburg, Ottheinrich von der Pfalz-Neuburg, Wolfgang von Anhalt und Albrecht von Mansfeld (beide in Parallelbetrachtung), Ulrich von Württemberg, Christoph von Württemberg, Georg III. von Anhalt, Elisabeth von Braunschweig-Calenberg, Heinrich von Sachsen, Moritz von Sachsen, Elisabeth von Sachsen, Joachim II. von Brandenburg, Georg von Brandenburg-Ansbach-Kulmbach, Karl II. von Baden, Friedrich II. von der Pfalz und Friedrich III. von der Pfalz. Weitere acht Lebensbilder behandeln zehn europäische Nachbarn des Reiches: Wilhelm I. von Oranien, Jeanne d'Albret und Heinrich IV. von Navarra (in einem Beitrag), Gustav I. Wasa von Schweden, Christian II. von Dänemark, Norwegen und Schweden und Christian III. von Dänemark und Norwegen (ebenfalls in einem Beitrag), Eduard VI. von England, Elisabeth I. von England, Jakob V. von Schottland und Franz I. von Frankreich. Das Spektrum der Autoren ist breit und reicht von ausgewiesenen Frühneuzeithistorikern bis hin zu Nachwuchswissenschaftlern, die aktuell über die behandelte Person arbeiten.

Die Lebensbilder zielen darauf, stets den »Reformationsfürsten« herauszuarbeiten, wobei Zwischenüberschriften den Zugriff auf spezifische Handlungsfelder und Probleme der Regentschaft erleichtern. Ein auf Vergleichbarkeit zielendes einheitliches Bearbeitungsschema wurde jedoch nicht zugrunde gelegt. Die biographischen Skizzen bieten Einzelnachweise und Hinweise auf ausgewählte Literatur, zudem ein schwarz-weiß reproduziertes Porträtbildnis. Manche Reformationsfürsten sind, wie z. B. der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise, schon mehrfach in Biographien und Lebensbildern behandelt worden, für die Mehrzahl der hier dargestellten Persönlichkeiten gilt dies aber nicht, was schon den Wert dieses Bandes unterstreicht. Bedauerlich ist, dass auf Register der Personen und Orte verzichtet wurde.

Enno Bünz

KLAUS MALETTKE: Richelieu. Ein Leben im Dienste des Königs und Frankreichs. Paderborn: Brill, 2018. 1076 S. m. Abb. ISBN 978-3-506-77735-5. Geb. € 128,00.

Richelieu gehört sicherlich zu den bekanntesten Figuren der französischen Geschichte. Zweifellos prägte er Frankreich nicht nur innenpolitisch und gesellschaftlich, vor allem durch die Forcierung der absoluten Monarchie und ihrer (nicht zuletzt auf Klientelsystemen basierenden) sozialen sowie administrativen Implementierung. Auch außenpolitisch war Richelieus Wirken für Frankreichs – und Europas – Zukunft wegweisend. Wenngleich der Kardinal durchaus auch die Potentiale kolonialer Expansion nicht aus dem Blick verlor und seine kontinentale Politik gegenüber dem dominanten Haus Habsburg eher auf Konzeptionen kollektiver Sicherheit denn auf Territorialerwerb basierte, legte er die Grundlagen dafür, dass im 17. Jahrhundert das Pentagon des mittelalterlichen französischen Königreiches durch das neuzeitliche Hexagon ersetzt wurde. Der herausragenden Rolle und europäischen Bedeutung Richelieus entspricht die Beachtung, die deutschsprachige Historiker und Biographen seinem Leben und Wirken im 19. und 20. Jahrhundert schenkten.

Allerdings ist das Bild Richelieus in der Nachwelt auch durch Mythenbildungen und literarische Transformationen geprägt, die zwar ihrerseits eine für das Geschichtsverständnis durchaus aufschlussreiche Dimension des Themas »Richelieu« bilden, den Zugang zu den zeitgenössischen Denkkategorien und Leitvorstellungen des Kardinals aber erschweren. Umso bedauerlicher ist es, dass in jüngerer Zeit kein deutscher Historiker von Rang eine einschlägige Biographie vorlegte und Geschichtsstudierende dazu verleitet wurden, etwa zur Richelieu-Biographie des Journalisten Uwe Schultz zu greifen, der selbst keine genaue Vorstellung von den Leitkategorien sowie den politischen und theologischen Konzeptionen des Kardinals besitzt.

Daher ist es sehr zu begrüßen, dass nun mit Klaus Malettke ein ausgewiesener Fachmann für die französische Geschichte des 17. Jahrhunderts eine umfassende, die jüngeren Forschungsergebnisse integrierende und die spezifischen Leitkategorien des Staatsmannes und Theologen (wie Konfession, Dynastie und Staatsräson) fokussierende Biographie vorlegt. Ein besonderes Verständnis für die leitenden Prinzipien Richelieus zu entwickeln, setzt allerdings ein tiefes Eintauchen in die französische und europäische Geschichte im Zeitalter der französischen Religionskriege und des Dreißigjährigen Krieges voraus. Diesem Anspruch Rechnung tragend, geht Malettkes Biographie passagenweise weit über eine Biographie ihres Protagonisten hinaus. Durchaus in enger Beziehung zu seinem Thema, bietet der Verfasser seiner Leserschaft zugleich eine Grundlagenvorlesung über Frankreich in der europäischen Geschichte des ausgehenden 16. und frühen 17. Jahrhunderts, von den Grundzügen der französischen Demographie bis hin zu den außenpolitischen Konstellationen des behandelten Zeitalters. Es ist sehr zu hoffen, dass der Verfasser auf der weiten Wegstrecke der Lektüre seines 1076 Seiten umfassenden Werkes nicht einen Teil seiner Leserschaft verliert, denn das Buch dürfte für die Fachwelt ebenso wie für Studierende und interessierte Laien sehr gewinnbringend sein.

In zehn Kapiteln vermittelt ein ausgewiesener Kenner der Materie unter breiter Berücksichtigung der Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte sachlich fundierte Informationen und tiefgehende Einsichten in das Leben und Wirken einer der bedeutendsten Persönlichkeiten der französischen und europäischen Geschichte. Dabei setzt der Verfasser zwar insbesondere im Bereich der Außenpolitik mit der Entwicklung von Konzeptionen kollektiver Sicherheit individuelle Schwerpunkte, legt aber insgesamt ein ausgewogenes und vielfältige Aspekte von der Finanzgeschichte bis zur Kunst- und Wissenschaftsförderung umspannendes Tableau vor. Vielfach werden Widersprüche und Un-

genauigkeiten früherer Darstellungen zu Richelieu herausgearbeitet. Einzig das Thema der Mythenbildung und ihrer Mechanismen kommt in diesem (mit dem Tode und Nachlass des Protagonisten endenden) Buch zu kurz.

Guido Braun

DOMINIK GERD SIEBER: Der konfessionelle Gottesacker. Katholische und protestantische Sepulkralkultur in den oberschwäbischen Reichsstädten der Frühen Neuzeit (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Bd. 214). Stuttgart: Kohlhammer 2018. LXXV, 474 S. m. Abb. ISBN 978-3-17-033575-2. Geb. € 47,00.

In der jüngeren Vergangenheit ist das Interesse der Kultur- und auch der Kunstwissenschaften an der Geschichte der Friedhöfe und ihrer Gestaltung bemerkenswert gestiegen. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei den historischen Umbrüchen im Friedhofswesen, und die Zeit der Reformation gehört gewiss dazu. So ist die nun in gedruckter Form vorliegende, im September 2014 von der Philosophischen Fakultät der Eberhard Karls Universität in Tübingen angenommene Dissertation von Dominik Gerd Sieber nicht die erste Arbeit zu diesem Thema, aber eine, die deutlich macht, dass die mit den Umbrüchen am Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts einhergehende Neuformierung der Friedhöfe regional sehr differenziert betrachtet werden muss. Damit tritt er in die Fußstapfen von Anja Tietz, die sich ausgehend von ihrer Monographie zum Stadtgottesacker in Halle 2004 acht Jahre später mit den Friedhöfen dieser Epoche in Mitteldeutschland befasst hatte. Sieber konzentriert sich nun auf die Friedhöfe in den oberschwäbischen Reichsstädten. War bereits von Tietz der viel zitierte Friedhof vom Campo-Santo-Typ als reformatorische Errungenschaft in Frage gestellt worden, so konnte Sieber mit Hilfe von schriftlichen und bildlichen Quellen deutlich machen, dass der sog. Campo-Santo-Friedhof als rechtwinklig angelegte, von Galerien und Grufthäusern umstandene Bestattungsanlage konfessionsübergreifend von Katholiken wie von Protestanten gewählt worden war. Ebenso konnte er den bereits von Barbara Happe angedeuteten Sachverhalt vertiefen, dass die Auslagerung der Friedhöfe vor die Tore der Gemeinwesen bereits in vorreformatorischer Zeit begann. Weder die außerörtliche Anlage der Friedhöfe noch der Campo-Santo-Typus dürfen weiterhin als reformatorische Errungenschaft angesehen werden.

Verantwortlich für die Auslagerung der Friedhöfe sind, so Sieber (S. 134ff.), die bauliche Verdichtung in den Städten, die medizinisch-hygienischen Einwände gegen innerstädtische Bestattungen sowie der Versuch der städtischen Obrigkeiten, alle relevanten Bereiche des öffentlichen Lebens an sich zu ziehen. Die neue Art der Friedhofsgestaltung sei dagegen auf die architektonischen Gestaltungselemente der Renaissance zurückzuführen. Der Campo-Santo-Typ dürfe deshalb nicht auf Mitteldeutschland beschränkt bleiben, auch die oberschwäbischen Friedhöfe gehören zu dieser Art. Dabei blickt Sieber durchaus über seinen oberschwäbischen Raum hinaus, bspw. nach Tirol, Salzburg oder Oberösterreich. Dort seien dieselben Phänomene zu beobachten. Der Rezensent möchte anfügen, dass unter diesem Gesichtspunkt auch die unterfränkischen Friedhöfe des 16. Jahrhunderts zu betrachten wären.

Obwohl nun der Campo-Santo-Typ als konfessionsübergreifendes Friedhofsmodell verstanden werden muss, kann Sieber konfessionelle Unterschiede in der Möblierung der Friedhöfe nachweisen. Während für den katholischen Friedhof Friedhofskirche, Beinhaus, Hochkreuz und Totenleuchte konstitutiv, weil für das Seelenheil der Verstorbenen

notwendig, sind, verzichtet der reformatorische Friedhof auf diese Elemente, weil das Seelenheil nicht mehr darauf angewiesen war. Ist der Friedhof im reformatorischen Sinn nun das »Schlafhaus« der Toten, wie es bspw. auf dem Friedhofsportal im oberösterreichischen Steyr explizit formuliert wird, wird die neue theologische Auffassung vom Tod erkennbar. Anscheinend fehlen auf den oberschwäbischen Friedhöfen die für Mitteldeutschland und Unterfranken typischen Friedhofskanzeln als Ausdruck der protestantischen Verkündigungsabsicht auf den Friedhöfen. Das mag auf den Einfluss der nahen reformierten Schweiz zurückzuführen sein, den Sieber auch dafür verantwortlich macht, dass die Protestanten auf Grabkreuze verzichteten und stattdessen Grabsteine oder Stelen verwenden.

Ohnehin habe sich in Oberschwaben in den Jahrzehnten zwischen 1520 und 1540 reformierter Einfluss derart ausgewirkt, dass es auch hier zur Räumung und Einebnung von Friedhöfen kam. Dass in der Schweiz so rigoros vorgegangen wurde, ist durchaus bekannt, doch sei auf eine Forschungslücke aufmerksam gemacht. Es fehlen Untersuchungen, wie man sich dann reformierte Friedhöfe vorzustellen habe. Das war allerdings nicht Siebers Anliegen.

Insgesamt betrachtet ist die Arbeit von Dominik Sieber ein weiterer wertvoller Schritt zum besseren Verständnis der Umbrüche und Neugestaltung von Friedhöfen kurz vor und nach der Reformation. Ob sich sein Wunsch allerdings durchsetzt, den viel zitierten Campo-Santo-Begriff ausschließlich für solche Friedhöfe zu verwenden, die entsprechende, vom Campo Santo Teutonico in Rom abgeleitete Privilegien erhalten haben, ist eher fraglich. Es handelt sich um eine Begrifflichkeit, die im 19. Jahrhundert geprägt wurde, aber im Sprachgebrauch genau diesen Friedhofstyp bezeichnet, der in der Zeitenwende um 1500 entwickelt wurde.

Reiner Sörries

DAGMAR FREIST: Glaube – Liebe – Zwietracht. Religiös-konfessionell gemischte Ehen in der Frühen Neuzeit (Bibliothek altes Reich, Bd. 14), Berlin – Boston: De Gruyter Oldenbourg 2017. XII, 504 S. ISBN: 978-3-486-74969-4. Geb. € 79,95.

Als Ernst-, Grenz- und Bewährungsfall des Zusammenlebens von Menschen verschiedener christlicher Bekenntnisse, auch unterschiedlicher Religionen haben »religiös-konfessionell gemischte Ehen« (diesen »analytischen Begriff« bevorzugt die Autorin in bewusster Abgrenzung von demjenigen der »konfessionsverschiedenen« bzw. der »konfessionell gemischten« Ehen, vgl. S. 7f.) schon oft das Interesse der kirchen- und konfessionsgeschichtlichen Forschung gefunden, meist wurden sie aber in thematisch weiter gefassten Abhandlungen als ein Aspekt unter vielen abgehandelt. Es fehlte bisher eine umfassende Darstellung, die diesen Komplex allein in den Fokus rückt, ihn aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet und in den Zusammenhang mit Bedingungen, Praktiken und Grenzen interkonfessioneller Koexistenz darstellt. Dieser Aufgabe hat sich die Autorin in der vorliegenden Untersuchung, der Druckfassung ihrer Habilitationsschrift an der Universität Osnabrück, unterzogen.

Die Arbeit ist übersichtlich in fünf chronologisch und im Sinne einer zunehmenden Verrechtlichung angeordnete Kapitel gegliedert:

Das erste Kapitel zeichnet nach, wie – ausgehend von universitären Rechtsgutachten und »*consilia*« – mit Hilfe des kirchlichen und weltlichen Rechts auf Probleme und Konflikte eingegangen wurde, die aus dem neu aufgetretenen Phänomen der Mischehen entstanden. Sie ergaben sich insbesondere hinsichtlich der religiösen Kindererziehung,

der Konversion und – damit zusammenhängend – des Alters der Religionsmündigkeit der Kinder sowie der Religions- und Gewissensfreiheit. Das Bestreben nach einer territorial einheitlichen Regelung führte zu einem Nebeneinander unterschiedlicher Rechtslagen.

Im Mittelpunkt des zweiten Kapitels steht die »Analyse der konfessionellen und religiösen Selbstverortung der Bevölkerung« (S. 146). In Auseinandersetzung mit der bisherigen Konfessionalisierungsforschung konstatiert die Autorin ein Spannungsverhältnis zwischen der seitens der Obrigkeiten angestrebten konfessionellen Vereinheitlichung auf der einen und einer subjektiv als wandelbar empfundenen Konfessionszugehörigkeit auf der anderen Seite.

Im dritten Kapitel wird der Umgang mit Mischehen im Kontext konfessioneller Pluralität anhand dreier Fallbeispiele verdeutlicht und verglichen. Das Hochstift Osnabrück, das von katholischen Bischöfen und evangelischen welfischen Fürsten in Alternation gemäß dem Westfälischen Frieden und der »*Capitulatio perpetua*« von 1650 regiert wurde, und die Kurpfalz, in der es aufgrund einer durchgreifenden Rekatholisierung nach dem Konfessionswechsel im Herrscherhaus von 1685 zum Zusammenleben von Reformierten, Katholiken und Lutheranern kam, waren beide konfessionell heterogene Territorien. Gleichwohl kontrastiert das Gefühl der Rechtssicherheit aufgrund von Parität und Gewissensfreiheit in Osnabrück mit einer unruhigen Entwicklung – bis hin zu Zwangskonversionen von Kindern – in der durch Migration und Konfessionswechsel destabilisierten Einwohnerschaft der Kurpfalz. Kursachsen war demgegenüber ein konfessionell weitgehend homogenes Territorium, geprägt durch eine frühe Konfessionalisierung und eine streng lutherische Orthodoxie. Dennoch lassen sich auch hier konfessionell-religiös gemischte Ehen nachweisen, was einerseits von einem pragmatischen Miteinander von Angehörigen verschiedener Konfessionen zeugt, andererseits auf das auch hier vorhandene, sich vor allem an Konversionen und der religiösen Kindererziehung entzündende Konfliktpotenzial hinweist.

Das vierte Kapitel, in Abwandlung der Dreieheit christlicher Tugenden (Glaube – Liebe – Hoffnung) wie das Gesamtwerk mit »Glaube – Liebe – Zwietracht« betitelt, rückt das Haus als soziale Formation – mit dem christlichen Hausstand als Leitbild – in den Mittelpunkt. Durch unterschiedliche religiöse Praktiken und dadurch resultierende eheliche Konflikte werden die traditionelle Rollenverteilung zwischen Mann und Frau (»*patria potestas*«) und damit auch der Hausfrieden gestört.

Im fünften Kapitel werden die auf Reichsebene – insbesondere vor den höchsten Reichsgerichten, dem Reichskammergericht und Reichshofrat, aber auch auf dem Reichstag und im »*Corpus Evangelicorum*« – vor dem Hintergrund der Bestimmungen des Westfälischen Friedens zur Gewissensfreiheit und freien Religionsausübung ausgetragenen Konflikte in den Blick genommen. Anhand überzeugend ausgewählter Einzelfälle werden Probleme und Lösungsmöglichkeiten bei der religiösen Erziehung von Kindern aus Mischehen und die Grenzen väterlicher Gewalt aufgezeigt.

Das sehr ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 461–498) spricht zudem für die Gründlichkeit und umfassende Sichtweise der Autorin, und gerade bei der sehr vielschichtigen Thematik ist es begrüßenswert, dass neben dem Namen- (S. 502–504) auch ein Sachregister (S. 499–502) erstellt wurde.

Mischehen wurden spätestens seit dem frühen 17. Jahrhundert in der Familie, im Staat und in den Kirchen als Störfall empfunden, dennoch kamen sie häufig vor. Dieses Dilemma und die sich an der Frage der »väterlichen Gewalt«, den Rechten der Mutter und der Rechtsgültigkeit von Eheverträgen entzündenden Konflikte zwangen immer wieder zu unterschiedlichen Lösungen. Sie in ihrer ganzen Bandbreite an treffend gewählten Beispielen aufzuzeigen, ist der Autorin überzeugend gelungen. Mit der vorliegenden, in der

neuen, innovativen Ansätzen verpflichteten Reihe »Bibliothek altes Reich« erschienenen Untersuchung hat sie ein in der Forschung schon lange gehegtes Desiderat erfüllt: So umfassend und grundsätzlich wurde dieser Themenkomplex bisher noch nie abgehandelt. Zu loben ist an der überaus material- und perspektivenreichen Arbeit die sehr quellennahe Vorgehensweise der Autorin, hervorzuheben auch eine eigenständige Wortwahl mit prägnanten Neuschöpfungen. Es wird aber auch hier ein grundsätzliches Problem frühneuzeitlicher Konfessionsgeschichtsschreibung deutlich: Bei den herangezogenen Quellen dominieren bei weitem Zeugnisse aus dem »obrigkeitlichen« juristisch-administrativen Bereich, die eine spezifische Begrifflichkeit aufweisen und ein – meist ins Negative – verzerrtes Bild der Wirklichkeit interkonfessioneller Lebenswelten ergeben können. Die aus diesen Quellen gewonnenen Ergebnisse müssten mit das subjektive Empfinden betroffener Personen spiegelnden aussagekräftigen Zeugnissen wie Autobiographien oder Verhörprotokollen konfrontiert werden, die freilich nur in sehr begrenztem Umfang zur Verfügung stehen. Diese grundsätzlichen quellenkritischen Überlegungen mindern den Wert der vorliegenden Arbeit aber in keiner Weise. Sie zeigt am Mikrokosmos der Familie die Möglichkeiten friedlicher religiös-konfessioneller Koexistenz, aber auch die Grenzen bei der Wahrheitsfrage und der Anerkennung der anderen Konfession eindringlich auf.

Paul Warmbrunn

CHRISTINE ABSMEIER, MATTHIAS ASCHE, MÁRTA FATA, ANNEMARIE RÖDER, ANTON SCHINDLING (HRSG.): Religiös motivierte Migrationen zwischen dem östlichen Europa und dem deutschen Südwesten vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen, Bd. 219), Stuttgart: W. Kohlhammer 2018. XIV, 334 S. m. Abb., ISBN 978-3-17-034385-6. Geb. € 34,00.

Der vorliegende Sammelband geht aus einer Tagung am »Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg« aus dem Kontext der zahlreichen Aktivitäten rund um das Reformationsjubiläum hervor. Die Reformation zog eine erhebliche Mobilisierung der Bevölkerung nach sich, wobei Formulierungen wie »Glaubensflucht«, »Konfessionsmigration« oder auch »religiös motivierte Migrationen« in den letzten Jahren mit einem Fragezeichen versehen worden sind. Nicht immer lassen sich Wohnortveränderungen von Angehörigen religiöser Minderheiten zwingend mit religiösen Motiven in Verbindung bringen, selbst dann nicht, wenn in der kollektiven Erinnerung solche Zusammenhänge konstruiert wurden (Fata S. 117f.). Insgesamt sind diese Wanderungen vielfach Thema der historischen Forschung gewesen, lange Zeit vornehmlich von Nachkommen der Migranten und Migrantinnen betrieben, inzwischen aber auch Gegenstand einer kritischen Geschichtswissenschaft. Im Vergleich zu den westeuropäischen Migrationsströmen sind die Migrationsbeziehungen zwischen Mittel- und Osteuropa weniger präsent. Dieser Bevölkerungsaustausch zwischen dem deutschen Südwesten und dem östlichen Europa steht daher im Mittelpunkt des vorliegenden Bandes.

Nach einem einführenden Beitrag von Mark Häberlein, der die Migrationen aus dem deutschen Südwesten sowohl nach Osteuropa als auch nach Amerika zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert in den Blick nimmt, beschäftigt sich ein erster Teil des Buches mit der Immigration nach Südwestdeutschland, das im Wesentlichen den schwäbischen Raum sowie Baden, die Schweiz und das Elsass abdeckt. Die slowenischen und kroatischen Immigranten untersucht der Beitrag von France Martin Dolinar, der vor allem die engen theologischen Beziehungen betont. Thematisiert werden die ungarischen

›Exulanten‹ in der sogenannten »Trauerdekade« (Jan-Andrea Bernhard), der Umgang mit den aus dem Erzstift Salzburg eingewanderten Protestanten (Eberhard Fritz) sowie die jüdische Einwanderung (Carsten Kohlmann). Deutlich wird einerseits die Heterogenität von Wanderungsursachen, andererseits aber auch die potentielle Konflikthaftigkeit der Ansiedlung.

Diese Aspekte werden auch im zweiten Teil mit Blick auf die Auswanderung aus dem deutschen Südwesten angesprochen. So betrachtet Astrid von Schlachta die aus dem südwestdeutschen Raum nach Mähren ausgewanderten Hutterer und die Integrations-schwierigkeiten in Mähren. Mit den evangelischen Auswanderern, die sich in Ungarn niederließen, befasst sich der Beitrag von Márta Fata. Den Behörden und auch den Grundherren in Ungarn ging es einerseits um eine möglichst rasche Besiedlung, weniger um konfessionelle Fragen, andererseits versuchten die Habsburger sehr wohl, die angestrebte Monokonfessionalität auch durchzusetzen, so dass protestantische Siedler unter erheblichen Konformitätsdruck gerieten. Den Ansiedlungsvorgängen im Rahmen des Retablis-sment in Preußisch-Litauen widmet sich der Beitrag von Matthias Asche, der neben der gut erforschten Salzburger Kolonisation auch die bislang wenig beachteten Migrationen aus der Schweiz und aus dem Süden und Südwesten des Reiches betrachtet. Asche betont dabei den konfessionellen Charakter der Ansiedlung. Die Frage nach den religiösen Aspekten stellt auch Dietmar Neutatz mit Blick auf Kolonisten, die sich zwischen 1763 und 1830 im Russischen Reich niederließen. Während Neutatz bei seinem Versuch, die Bedeutung des religiösen Faktors insbesondere bei ›Separatisten‹ und ›Chiliasten‹ zu ergründen, eher die Schwierigkeiten herausstellt, legt sich Annemarie Röder mit Blick auf die württembergischen Pietisten im Kaukasus fest und betont die millenarischen und chiliastischen Züge der Migration.

Der dritte Teil widmet sich osteuropäischen Studenten an südwestdeutschen und schweizerischen Universitäten. Dabei stehen ungarische Studenten in Straßburg (András Szabó) ebenso im Fokus wie protestantische Eliten Polen-Litauens (Kęstutis Daugirdas). Einen weiten chronologischen Bogen spannt Sabine Holtz in ihrem Beitrag zu Professoren und Studenten aus dem östlichen Europa in Tübingen.

Ein differenzierender Schlussbeitrag von Otfried Czaika zeigt insbesondere auch die Perspektiven für künftige Arbeiten auf. Dabei ist besonders auf die notwendige vergleichende Betrachtung hinzuweisen, etwa in Bezug auf die Zielräume von Migranten. Czaika weist zudem auf die Bedeutung von »religiösen Sehnsuchtsorten« hin, die sich etwa in der Rede vom ›Neuen Jerusalem‹ ausdrückten. Solche Fragestellungen verweisen in der Tat auf durchaus noch vorhandene Desiderate in Bezug auf eine kulturhistorisch ausge-richtete Konzeptualisierung der Migrationsforschung.

Waren nun im Kontext der hier besprochenen Migrationen vom 16. bis ins 19. Jahr-hundert konfessionelle Motive und Leitlinien entscheidend? Die Antwort bleibt letztlich unklar. Der Band macht deutlich, dass sowohl für die Wandernden als auch für die an-siedelnden Behörden ein Bündel an Motiven anzunehmen ist, doch damit ist eigentlich nichts Neues gesagt. Vielleicht muss noch deutlicher werden, dass die Frage eigentlich falsch gestellt ist. Vielleicht war es aber auch einfach Aufgabe der Tagung und des Ban-des, populäre Vorstellungen von den »konfessionellen Migrationen« der Frühen Neuzeit aufzubrechen und auf die Komplexität der Zusammenhänge, auf die Vielfalt des Migra-tionsgeschehens und seiner Ursachen hinzuweisen. Einer solchen Zielsetzung wird der Band zweifellos gerecht.

Ulrich Niggemann

PIUS ONYEMECHI ADIELE: *The Popes, the Catholic Church and the Transatlantic Enslavement of Black Africans 1418–1839* (Sklaverei – Knechtschaft – Zwangsarbeit, Bd. 16). Hildesheim – Zürich – New York: Georg Olms Verlag, 2017. 589 S. ISBN 978-3-487-15597-5. Kart. € 98,00.

Der transatlantische Sklavenhandel ist seit Langem Gegenstand gedächtnispolitischer Debatten um das Erbe europäischer Expansion beiderseits des Atlantiks. Versuche, auch die wissenschaftliche Aufarbeitung dafür in Beschlag zu nehmen, bleiben nicht aus (vgl., wenn auch mit irrigen Schlussfolgerungen, Egon Flaig: Memorialgesetze und historisches Unrecht. Wie Gedächtnispolitik die historische Wissenschaft bedroht, in: *Historische Zeitschrift* 302.2 [2016], S. 297–339). Und tatsächlich fällt es schwer, angesichts des millionenfachen Leids, das insbesondere Menschen aus Afrika durch Verschleppung, Miss-handlung und generationenübergreifende Ausbeutung erfahren haben, Distanz zu wahren. Nur umso dringender aber scheint es Sklavereiforschern geboten, ihre Standpunkte zu reflektieren und Voreinstellungen zu hinterfragen – damit eben nicht Sachlichkeit und Relativierung miteinander verwechselt werden.

Um es vorwegzunehmen: Pius Adiele verweigert solche Differenzierungen. Sein Buch, basierend auf einer Tübinger Dissertation aus dem Jahr 2014, soll das Thema des transatlantischen Sklavenhandels aus kirchengeschichtlicher Perspektive angehen. Erklärtes Ziel ist eine Verhältnisbestimmung des Papsttums und der Römischen Kirche – ausdauernd unscharf als »Catholic Church« bezeichnet – gegenüber der Versklavung von Schwarzafrikanern *à la longue durée*, vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert.

Das Buch gliedert sich in vier Hauptteile: Der erste gibt einen Überblick über Kulturen der Sklaverei, insbesondere *im* bzw. in ihrer Wirkung *auf den* subsaharischen Raum (S. 25–107). Der zweite Teil rekapituliert Rechtfertigungen der Sklavenpraxis, zum einen im christlich-theologischen Zugriff, zum anderen in rassistischer Auslegung (S. 108–212). Der dritte Teil illustriert Positionen des Papsttums zur Sklaverei anhand einer Auswahl apostolischer Schreiben des 15. bis 19. Jahrhunderts (S. 213–421). Schließlich richtet sich im vierten Teil der Blick auf Unterstützung und Kritik des atlantischen Sklavenhandels im Rahmen portugiesischer Missionsbemühungen in Westafrika (S. 422–466). Die übliche Einfassung durch Einleitung (S. 1–24) und Fazit (S. 467–481) ergänzen eine deutschsprachige Zusammenfassung der Ergebnisse (S. 482–494), ein Anhang mit Transkriptionen zentraler Quellen der Arbeit (S. 495–547) sowie ein Namens- und Ortsregister (S. 577–589).

Die Anlage entspricht also dem methodischen Vorsatz (S. 15), das Kernthema, die Rolle der Papstkirche im »vormodernen« Sklavereidiskurs, aus Verlautbarungen und Handlungen historisch-kritisch, das heißt, in den Kontexten und als geschichtliche Praxis zu erschließen. Das könnte anknüpfen an jüngere, kulturwissenschaftlich orientierte Zugänge zur Sklavereigeschichte im Allgemeinen und des Mittelmeerraums im Besonderen (Überblicke bieten Michael Zeuske: *Handbuch Geschichte der Sklaverei. Eine Globalgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 2., überarb. u. erw. Aufl., Berlin 2019 sowie Stefan Hanß und Juliane Schiel (Hrsg.): *Mediterranean Slavery Revisited – Neue Perspektiven auf mediterrane Sklaverei (500–1800)*, Zürich 2014). Diese Ansätze aber ignoriert der Autor, wo er sie nicht als Einwand gegen die strikte Unterscheidung von europäischen Tätern und afrikanischen Opfern verwirft (z. B. S. 13).

Stattdessen bietet die Studie eine sehr klassische Ideengeschichte. Das bedingen zwei Voreinstellungen: Die erste schlägt sich in selektiver Quellenlektüre nieder. Das Problem besteht dabei nicht in der Zahl der Texte, sondern in der nur oberflächlich diskursgeschichtlichen Lesart. Daher bleiben die historischen Umstände, unter denen die vorrangig

ausgewerteten päpstlichen Bullen entstanden, eher blass, ihre Rezeption – sofern darunter mehr verstanden werden soll als Thematisierungen der Sklaverei innerhalb derselben Textsorte – nachgerade unsichtbar. Semantische Entwicklungen sind ebenso ausgeblendet wie der institutionelle Wandel des Papsttums, für das eine unwidersprochen zentralistische Autorität innerhalb der Kirche behauptet wird (z. B. S. 179f.).

Die zweite Voreinstellung des Buches offenbart seine Stoßrichtung: »Agitating issue« (1) findet der Autor in der Apologie des Papsttums als traditioneller Instanz der Sklavereikritik, wie sie namentlich 1996 in Joel Panzers »The Popes and Slavery« formuliert wurde. Dieser Deutung zu widersprechen, ist legitim und sicher notwendig; doch geschieht das hier über weite Strecken am selben Material und ebenso eindimensional wie in der Vorlage. Die Argumentation ergänzen Begleitthemen – wie die portugiesische Kolonialpolitik in Afrika oder die Galeerensklaven des Kirchenstaats –, soweit sie ihr dienen. Eigenständige Auseinandersetzung oder Einschränkungen sucht man vergebens. So missversteht der Autor etwa die aufklärerische Ironie Montesquieus, mit der dieser Vorurteile über »les Nègres« entlarvte, als rassistische Selbstaussage (S. 198).

Hinzu kommen handwerkliche Mängel: Sie reichen von Lässlichkeiten wie teils unklarem Ausdruck und Stilblüten über falsche oder in der Bibliographie fehlende Referenzen (etwa S. 109, Anm. 1; S. 158, Anm. 131; S. 260, Anm. 113) bis hin zu verschleierte (S. 173f.) bzw. Blindzitate (gehäuft S. 295–305). Die beigegebenen – nicht textkritischen – Quellenabschriften sind Selbstzweck, da der Haupttext keinen Bezug auf sie nimmt und eine eigene Übersetzung fehlt.

Insgesamt dokumentiert die Arbeit eine Überforderung: mit dem Quellenmaterial (ausdrücklich S. 15f.) und der abzudeckenden Spanne von Zeit und Raum, v. a. aber im Fehlen eines handhabbaren Erkenntnisinteresses. Dass die katholische Kirche nur verspätet dazu fand, die Institution der Sklaverei an sich offiziell zu verdammen, ist eine bekannte Tatsache. Theologische Prägung, diffuse Machtinteressen und mangelndes Unrechtsbewusstsein als Ursachen zu identifizieren, klärt aber nicht auf, sondern weist Rollen zu: »Black Africans«, hier durchgängig als »defenceless and innocent« apostrophiert, werden als einheitliche Opfergruppe inszeniert, an der etwas »gutzumachen« ist. Das beraubt sowohl sie als auch die Kirche anderer Handlungsoptionen. Mit seiner zweifellos engagiert erarbeiteten Streitschrift erweist der Autor der Sklavereiforschung im kirchengeschichtlichen Zugriff deshalb einen Bärendienst.

Tilman Moritz

ANNE CONRAD, ALEXANDER MAIER (HRSG.): Erziehung als »Entfehlung«. Weltanschauung, Bildung und Geschlecht in der Neuzeit (Historische Bildungsforschung), Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt 2017. 244 S. ISBN 978-3-7815-2139-1. Kart. € 29,90.

Ist die »moderne« Pädagogik wirklich so »säkular« wie es die historische Pädagogik oft meint? Impliziert nicht jeder Versuch, Menschen durch Bildung und Erziehung zu perfektionieren, immer auch ein irgendwie »eschatologisches« und damit »religiöses« Moment? Seit vielen Jahren versucht der Schweizer Pädagoge Fritz Osterwalder, die historische Pädagogik für Fragen dieser Art zu sensibilisieren. Alexander Maier greift dieses Anliegen in der Einleitung (S. 9–14) zu diesem Sammelband auf (S. 11) und veranschaulicht es am »christlich-esoterischen« Bildungskonzept des Johann Amos Comenius (1592–1607). Dessen Nachdenken über die *rerum humanarum emendatio* – hier als »Entfehlung« übersetzt – skizziert Anne Conrad im ersten Beitrag (S. 17–28).

Zwölf der fünfzehn kurzen Aufsätze beleuchten diese »Entfehlerung« aus historischer Perspektive mit weitgestreuten Beispielen vom 16. bis 20. Jahrhundert, die sich im engeren christlichen Kontext bewegen – außer Joseph S. Freedmans Beitrag über die hermetische Philosophie bei Heinrich Nollius (S. 42–68). Zwei für die Kirchengeschichte anregende Aspekte seien hervorgehoben:

Die »Genderperspektive« (11) durchzieht als roter Faden rund die Hälfte der Beiträge, wobei sich interessante Querverbindungen erschließen. Für Osterwalder (S. 81–98) ist die Erziehung zur »starken Frau« Kern des auf Subjektivität und Innerlichkeit zielenden Erziehungskonzepts des Klosters *Port Royal des Champs*. Dieses Konzept sei nach Aufhebung des Klosters 1709 in bürgerlich-jansenistischen Kreisen lebendig geblieben und weise »weit ins 19., vielleicht sogar ins 20. Jahrhundert« voraus (S. 96). Dass die Mädchenbildung des Anti-Jansenisten François Fénelon (1651–1715) ebenfalls solche emanzipatorischen Momente enthielt, zeigt Katrin Moeller (S. 113–130). August Hermann Francke (1663–1727) übersetzte Fénelons *Traité de l'éducation des filles*, dessen Grundgedanken für die nur kurzlebige, pietistische Mädchenerziehung in Halle tragend wurden. Erst um 1800 etablierte sich die Mädchenerziehung dauerhaft, zunächst auf Gleichbehandlung der Geschlechter zielend. Gespeist aus der aufklärerischen Grundintention, Bildung möglichst am zu bildenden Subjekt zu orientieren, setzte sich in den folgenden Jahrzehnten jedoch die konsequente institutionelle Trennung von Mädchen und Jungen durch (S. 120). Diese erzeugte, wie Monika Jacobs (S. 145–158) am Beispiel der schweizerischen Lehrerinnenausbildung im 19. Jahrhundert verdeutlicht, erstmals einen erhöhten Bedarf an Lehrerinnen. In katholischen Territorien wurde dieser bereits in den 1830er-Jahren von den aus dem Boden schießenden Frauenkongregationen gedeckt. Dieses völlig neue Betätigungsfeld für Frauen ermöglichte zugleich den Kirchen »eine stärkere Prägung der Gesellschaft« (S. 157).

Jacobs zeigt zudem, dass gerade um 1900 übliche ideengeschichtliche Stereotype oftmals nicht zu greifen scheinen: Zwar sei die »Motivation für die Einrichtung der Lehrerinnenseminare [...] weitgehend ideologisch bestimmt« gewesen, aber die sich daraus ergebenden Unterschiede – »liberal-aufklärerisch, bürgerlich-liberal, konservativ-protestantisch oder -katholisch« (S.146) – schlugen sich in der praktischen Umsetzung bei weitem nicht so stark nieder, »wie man aufgrund des Kulturkampfes annehmen könnte« (S. 156). Ähnliches gilt auch für Zuschreibung von Aufklärung und Pietismus: Völlig zu Recht beendet Heinrich Richard Schmidt (S. 131–143) seinen Beitrag über Philipp Albert Stapfer (1766–1840) mit der Frage, »ob eine solchermaßen kantisch dominierte Gesamtkonzeption mit dem Etikett »Pietismus« vereinbar« sei (S. 141). Und selbst Lucinda Martin, die in ihrem Aufsatz über gebildete Briefnetzwerke konsequent von »radikal-pietistischen Kreisen« spricht, betont, dass sich darin Andersdenkende vielerlei Couleur tummelten (Rosenkreuzer, Quäker, Quietisten etc.): »ein Netzwerk von überkonfessionellen »Kindern Gottes«« (S. 73).

Im letzten Teil des Sammelbandes skizziert Alexander Maier (S. 169–182) mit erfreulich wachem Blick für komplexe theologie- und mentalitätsgeschichtliche Verflechtungen das Bildungsverständnis Romano Guardinis (1885–1968) mit besonderem Fokus auf das Geschlechterverhältnis. Die Beiträge über die Diskussion um die Abschaffung des schulischen Religionsunterrichts im Kanton Zürich um 1870 (Rahel Katzenstein, S. 185–198) und die umstrittene Pestalozzi-Rezeption in der Schweizer »katholischen Pädagogik« um 1900 (Guido Estermann, S. 199–210) referieren lediglich die Ereignisse.

Der Band bietet somit ein buntes Panorama an Impulsen, die nicht nur für im engeren Sinne bildungshistorisch Interessierte anregend sein dürften.

Markus Müller

6. *Neuzeit und Zeitgeschichte*

NICOLE BICKHOFF, WOLFGANG MÄHRLE (HRSG.): *Armee im Untergang. Württemberg und der Feldzug gegen Russland 1812*. Stuttgart: Kohlhammer 2017. 276 S. m. zahlr. farb. Abb. und Karte. ISBN 978-3-17-023382-9. Geb. € 30,00.

Die vorliegende Publikation, herausgegeben von Wolfgang Mährle und Nicole Bickhoff, rückt mit dem Russlandfeldzug Napoleons auf der Basis der gleichnamigen Ausstellung aus dem Jahr 2012 eine der grausamsten und vernichtungsreichsten Schlachten der frühen Neuzeit ins Zentrum. Die Epoche gilt gemeinhin als »Wasserscheide« des sich etablierenden Nationalismus, als Phase des Umbruchs auf dem Weg in die Moderne (Ute Planert, Einleitung: Krieg und Umbruch um 1800, in: *Krieg und Umbruch in Mitteleuropa um 1800, Erfahrungsgeschichte[n] auf dem Weg in eine neue Zeit*, hrsg. v. Ute Planert [Krieg in der Geschichte, Bd. 44], Paderborn 2009, S. 14). Zahlreiche Publikationen haben in jüngster Zeit den Fokus auf diese Epochenwende und ihre Bedeutung für den süddeutschen Raum gelegt; oft unter den Vorzeichen der historischen Anthropologie, alltags-, gender- oder erinnerungskulturellen Ansätzen. Zu nennen seien hier vor allem die Arbeiten von Ute Planert (u. a. Ute Planert, *Alltagsleben und Kriegsnot im Zeitalter Napoleons*, in: *Fremdherrschaft und Freiheit. Das Königreich Westphalen als Napoleonischer Modellstaat*, hrsg. v. Jens Fleming u. Dietfrid Krause-Vilmar, Kassel 2009, S. 42–57).

Jede Epoche müsse sich nicht nur »den Tatsachen der Vergangenheit und den Ergebnissen der Geschichtswissenschaft«, sondern auch den »Erfahrungen der Zeitgenossen« selbst stellen, wie Jürgen Kocka zu Recht fordert (Jürgen Kocka, *Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft* [Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 13], Stuttgart 2001, S. 23f.). Der vorliegende Band hat es sich zum Ziel gesetzt, die württembergische Wahrnehmung in den Fokus zu rücken, den Alltagserfahrungen der Soldaten in der Schlacht, »ihren Erwartungen und Ängsten«, ihren Narrationen und Deutungen der Geschehnisse nachzuspüren (S. 6). Im Lichte einer modernen alltagsgeschichtlich-militärgeschichtlichen Analyse hieße das, danach zu fragen, wie einzelne Angehörige der württembergischen Truppenverbände diesen Krieg erlebten und (mit)gestalteten (vgl. Alf Lüdtke, *Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, historische Anthropologie*, in: *Geschichte. Ein Grundkurs*, Hamburg 2001, S. 563).

Die im Rahmen einer Tagung des Arbeitsverbandes für Landes- und Ortsgeschichte im Verband der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine in Verbindung mit dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart vorgestellten Vorträge boten die Grundlage für die hier veröffentlichten Abhandlungen. Die Untersuchung wurde durch das mannigfaltige zeitgenössische Schriftgut der württembergischen Veteranen selbst, welches breit rezipiert wurde, aber auch die vielen erinnerungspolitischen Bezugnahmen begünstigt, wie Wolfgang Mährle in seinem einführenden Beitrag zum Feldzug Napoleons als württembergischen Erinnerungsort ausführt (S. 9).

Der zweite Aufsatz von Joachim Brüser setzt sich mit den Erfahrungswelten württembergischer Offiziere auseinander. Unter dem Protektorat des württembergischen Königs Friedrich I. gelang vielen zunächst bürgerlichen Offizieren die Erhebung in den Adelsstand (S. 33f.). Während nur 5 % der einfachen Soldaten und Unteroffiziere den Krieg überhaupt überlebten, waren es immerhin 64 % der Offiziere, oftmals hoch dekoriert (S. 39f.; 42). Der Krieg avancierte somit zum Vehikel des beruflichen und sozialen Aufstiegs (S. 42).

Denis Sdvižkov porträtiert den russischen General Eugen von Württemberg, Sohn Friedrich Heinrich Herzogs von Württemberg. Er begab er sich im Kontext mancherlei

verwandtschaftlicher Verbindungen zum Zarenreich in dessen Dienste; er nahm neben vielen anderen Schlachten auch an den Abwehrkämpfen gegen Napoleon 1812 teil. »Très brave au feu« (S. 47, 50) erwarb er sich den Ruf eines mutigen Generals. Schwierig bleibt seine Einordnung in die nationalen Bewegungen seiner Zeit, denen er wenig und wenn nur aus strategischen Gründen etwas abzugewinnen vermochte (S. 52); maßgebend waren vielmehr kosmopolitische und europäische Bezüge (S. 52). Als exemplarischer Protagonist des *Ancien Régime* focht ihn selbst die Tatsache nicht an, dass er 1812 gegen seine Landsleute aus Württemberg zu Felde ziehen musste (S. 51).

Helmuth Mojem widmet sich dem gebürtigen Franken Franz Leppich, der zum Spielball der Geschichte arrivierte, den Ereignissen aber höchstselbst seinen Stempel aufzudrücken vermochte. Nachdem der württembergische König dem Schreiner die Fertigstellung eines »militärisch zu nutzende[n], lenkbare[n] Luftschiiff[s]« (S. 62) wegen des wachsenden Misstrauens Napoleons untersagte, begab er sich fortan in die Dienste des Zaren (S. 76). Erst nachdem Moskau in Flammen aufgegangen war, wurde sein Projekt, dem kein Erfolg beschieden war, 1813 endgültig eingestellt (S. 84).

Innerhalb eines Beitrags über die »Selbstzeugnisse württembergischer Feldzugsteilnehmer« (S. 95) wagt Wolfgang Mährle eine kritische Quellensichtung. Ein geringerer Teil der Egodokumente entstand bereits im Jahr 1812 noch unter dem Eindruck der Kriegsgeschichte, darunter auch Tagebücher (S. 97). Ein weiterer Bestand umfasst Memoirenliteratur verschiedenster Art (S. 98). Bei zahlreichen Verfassern handelt es sich um altwürttembergische, protestantische Angehörige der Offiziersränge, die den jüngeren Kriegsjahrgängen zuzurechnen sind (S. 99f.). Nicht in allen Fällen lässt sich der Entstehungszeitpunkt datieren (S. 100). Mährle geht der Frage nach, welche inhaltlichen Schnittmengen die Schriften aufweisen und ob sie sich durch bestimmte Regionalspezifika von Überlieferungen anderer Provenienz unterscheiden. Außerordentliche Prägekräft besaßen ganz sicher die Bilder Faber du Faur's, konkrete Hinweise auf die Wirksamkeit anderer Narrationen gibt der Betrag leider nicht (S. 102). Die gewählte Textgattung, die Perspektivenwahl, im »sprachlich-stilistischen Niveau« (S. 104) auch die intellektuellen Ansprüche sind sehr divergent (S. 104f.). Einzelne Memoiren wie die des Arztes Heinrich von Roos, aber auch des einfachen Soldaten Jakob Walter wurden wiederholt neu aufgelegt und übersetzt (S. 106). Als sehr hilfreich erweist sich die chronologisch geordnete tabellarische Auflistung der vorhandenen Egodokumente am Ende des Beitrags (S. 108–113).

Christian Wilhelm von Faber du Faur's, der im Fokus der abschließenden Darstellung von Wolfgang Mährle steht, gilt als einer der prominentesten Schlachtenmaler des napoleonischen Russlandfeldzugs. Sein Zyklus von 99 Aquarellen und Zeichnungen bebildert historische Werke und kontextualisiert Ausstellungen (S. 119). Erstmals wird hier der Versuch unternommen, sein Werk in die »württembergische Erinnerungskultur der Restaurationsepoche« einzuordnen. Als Kriegsteilnehmer und späterer General setzte er dem Russlandfeldzug ein künstlerisches Denkmal. Er porträtierte das soldatische Alltagsleben in der Schlacht, welches neben den Kämpfen von Hunger, Kälte und körperlichen Strapazen gekennzeichnet war. Die Ansichten veranschaulichen, wie die anfängliche Solidarisierung gegen Kriegsende zusehends verfiel (S. 123). Im Blickfeld stehen oftmals die Zerstörungen, nicht die großen Schlachten selbst (S. 124), weitgehend ausgeklammert bleiben andere Kollateralschäden wie Krankheiten, Selbstmorde, Alkoholexzesse und der Guerillakrieg (S. 125). Bemerkenswert erscheint, dass die mittels unterschiedlicher Mal- und Zeichentechniken gestalteten Werke oft aus der soldatischen Perspektive dargestellt wurden (S. 125). Als zentral erweist sich die Bedeutung der transportierten Wertungen des Krieges, die sich auf »Zerstörung und Leid«, »Relativierung der Politik«, »Repräsentation

von Nationalitäten und Religionsgemeinschaften«, die »pessimistische Anthropologie« sowie die Frage nach der »Religiösen Tiefendimension« beziehen. Die in der Gedenkkultur forcierte Entpolitisierung des Krieges führt allerdings dazu, dass die Darstellungen nur »bedingt als typisches Erzeugnis einer spezifischen württembergischen Memoria« gelten dürfen. Der Katalog zeigt einige zentrale Stücke der Ausstellung und stellt hierbei erneut das Erleben württembergischer Soldaten, aber auch die Rezeption in Württemberg selbst und die Erinnerungskultur ins Zentrum.

Es ist zu bedauern, dass der vorliegende Band der Perspektive des einfachen Soldaten – sicher auch bedingt durch die schwierige Quellenlage – nur wenig Raum gibt. Auch die Wahrnehmung der württembergischen Bevölkerung (einzelner Schichten, Frauen etc.) hätte sich gerade im Kontext des bahnbrechenden Nationalismus als überaus fruchtbar erweisen können. Dennoch zeigt das Werk in eindrucksvoller Weise die moderne Verflechtungsgeschichte der regionalen Akteure mit den großen Ereignissen der europäischen Geschichte auf und verschafft zentrale Einblicke in ihr Denken und Handeln als Repräsentant der Rheinbundstaaten und un(frei)willigen Verbündeten Napoleons.

Caroline Klausning

SENTA HERKLE, SABINE HOLTZ, GERT KOLLMER-VON OHEIMB-LOUP (HRSG.): 1816 – Das Jahr ohne Sommer. Krisenwahrnehmung und Krisenbewältigung im deutschen Südwesten (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 223). Stuttgart: Kohlhammer 2019. 269 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-17-036523-0. Geb. € 28,00.

Der ein wenig rätselhafte Titel dieses Aufsatzbandes wird so geklärt: Als Folge des Tamboraausbruchs auf der Insel Sumbawa litten 1816 viele Regionen Europas unter den Folgen der Wetterveränderungen wie Gewitter, Dauerregen und Kälteeinbrüche, Missernten, Hunger und dem Ausbruch von Krankheiten. Der Anstieg von Lebensmittelpreisen war die Folge. Deswegen bezeichnete man das Jahr 1816 in Süddeutschland als »Jahr ohne Sommer«.

Aus einer Tagung im Oktober 2016 ging dieser Aufsatzband hervor, der sich auf die südwestdeutsche Perspektive der Folgen des Tamboraausbruchs 1815 auf politischer, klimatischer, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Ebene konzentriert. Das »Jahr ohne Sommer« wurde interdisziplinär aus verschiedenen Perspektiven in Bezug auf Krisenwahrnehmung und Krisenbewältigung in den Blick genommen. Insgesamt ist der Band in drei thematische Schwerpunkte unterteilt: Der erste widmet sich den direkten Folgen des Tamboraausbruchs auf internationaler Ebene und im deutschen Südwesten, daran schließen sich Wahrnehmung und Deutung der Krise an. Religiöse Reaktionen bilden einen dritten Schwerpunkt.

Wolfgang Behringer gibt mit »Die Tamborakrise. Zum Einfluss der Geologie auf die (menschliche) Geschichte« einen umfassenden Überblick über die wichtigsten Daten zum Vulkanausbruch sowie physikalische, globale, ökonomische, soziale und kulturelle Folgen. Er zeigt, dass nicht die Industrialisierung zur Pauperisierung der Gesellschaft führte, sondern eine Umschichtung des Besitzes infolge von Missernten und Arbeitslosigkeit schon nach der Tamborakrise einsetzte. Seine These, die Krise führe zur Wiederkehr des Staates, aber auch zur Hilfe zur Selbsthilfe, bekräftigt er mit Beispielen zahlreicher infrastruktureller Maßnahmen wie der Gründung von Zoll- und Handelsvereinen oder der Sparkasse.

Gert Kollmer-von Oheimb-Loup richtet sein Forschungsinteresse auf die Folgen des Vulkanausbruchs für die württembergische Wirtschaftspolitik. Er kann zeigen, wie ein-

geschränkt die Handlungsmöglichkeiten des Staates mit seinem jungen König Wilhelm I. wegen einer hohen Staatsverschuldung, starkem Bevölkerungswachstum und einer vorindustriellen Volkswirtschaft waren. Der Autor zeigt anschaulich, dass die Tamborakrise als Katalysator für Korrekturen in der Volkswirtschaft wie eine aktive Zollpolitik diente, die aber auch ohne die Krise notwendig gewesen wären.

Den Entwicklungen der Sparkassen nach dem »Jahr ohne Sommer« widmet sich Thorsten Proettel in seiner Arbeit. Er stellt den Zusammenhang zwischen der Krise und der Gründung der ersten Sparkassen her und unterscheidet klar zwischen Leih- und Sparkassen, deren Konzept erstmals für Kinder- und Jugendliche als pädagogischer Ansatz und moderne Hilfe zur Selbsthilfe in Tottenham bei London aufkam und sich von dort aus verbreitete. Er stellt Katharina von Württembergs Einsatz für die Einrichtung der württembergischen Sparkassen heraus, die das Konzept vermutlich durch Kontakte zu Verwandten oder Bildungsreisen kennenlernte.

Martin Ueberle beschäftigt sich mit internationalen Beziehungen und vergleicht die Auswirkungen der Agrarkrise auf die Getreidepreise in Europa, China und den USA. Er kann anhand von Überlieferungen aus chinesischen Provinzen zeigen, dass der Ausbruch des Tambora zwar Spuren in China hinterließ, aber nicht zu einer mit Europa vergleichbaren Krise führte. Er argumentiert, dass mehrere Faktoren wie der größere Bekanntheitsgrad der Kartoffel als Nahrungsmittel in China sowie ein größerer Anteil nicht landwirtschaftlicher Produktion in den chinesischen Haushalten eine größere Krise verhinderte.

Im zweiten thematischen Schwerpunkt setzt sich Clemens Zimmermann mit dem Krisenmanagement der badischen Regierung auseinander. Er zeigt anschaulich, wie der Preisverfall auf Gerüchte, Emotionen und Zukunftserwartungen zurückgeführt werden kann. Er zeigt für Baden, dass die Regierung sich auf den Staatshaushalt und die Vermeidung von Aufständen und weniger auf die Krise konzentrierte.

Senta Herkle nähert sich dem Themenkomplex der Tamborakrise im deutschen Südwesten aus der Sicht der europäischen Publizistik. Sie filtert verschiedene Medientypen heraus, die sich in Bezug auf die Krise stark an den Bedürfnissen ihrer Leser orientierten und auf deren Bedürfnisse eingingen. Sie zeigt anhand vieler Beispiele auf, dass die Themenschwerpunkte über die Darstellung der Not der Bevölkerung sowie Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung hinausgingen und nach Kausalitätszusammenhängen suchten. Besonders die mit der napoleonischen Ära verbundene Misere wurde mit einbezogen.

Ein dritter Schwerpunkt geht der Frage nach religiösen Konsequenzen nach der von dem Tamboraausbruch ausgelösten Agrarkrise nach. Andreas Link untersucht in seinem Beitrag die Radikalisierung Gläubiger und die staatliche Reaktion darauf im Raum Bayerisch Schwaben. Er stellt das Beispiel des Dorfpfarrers Ignaz Lindl anschaulich dar und zeigt, wie dieser mit einer Gruppe Anhänger als Chiliast nach Russland auswanderte, um näher an Jerusalem zu sein. Von staatlicher Seite wurde auf diese Form der Radikalisierung mit zusätzlichen Betstunden und wohlthätigen Institutionen reagiert.

Sabine Holtz schließt sich thematisch mit ihrer Fragestellung nach der Krisenbewältigung der katholischen und evangelischen Kirche an. Anhand gedruckter Predigten zeigt sie die Spannungen der im Sinne der Aufklärung auf Deutungen der Katastrophe verzichtenden Amtskirche und der an der Tradition festhaltenden Gläubigen auf. Sie legt dar, dass die Pfarrer erst nach einer guten Ernte wagten, traditionelle Erklärungsmuster aufzugreifen.

Matthias Ohm untersucht württembergische Medaillen auf ihre Deutung der Not-situation nach 1816. Er kann anschaulich zeigen, dass die Medaillen mit ihren beiden Seiten als Mittel der Gegenüberstellung von Not und Wohlstand gewählt wurden und keine

konfessionellen Symbole aufwies. Die Medaillen dienten als Hals- und Uhrenkette und sollten an die Krisenjahre erinnern und Gott für die Rettung danken.

Der letzte Beitrag von Joachim Kremer widmet sich aus musikwissenschaftlicher Perspektive der Frage, inwiefern die Krisenjahre die Komposition von Vampiropern beeinflussten. Das Motiv des Vampirs tauchte im 19. Jahrhundert über Erzählungen auch in Opern auf und fand durch einen Transfer von Pariser Opern auch in Deutschland Eingang. Kremer zeigt, dass solche Opern trotz großen Erfolges landesweit auf den deutschen Bühnen eher selten zu finden waren.

Insgesamt beschäftigt sich dieser Aufsatzband auf anschauliche und anregende Weise mit den Folgen der Tamborakrise im deutschen Südwesten. Die detaillierten und interdisziplinär ausgerichteten Beiträge zur zeitgenössischen Deutung und Wahrnehmung der Krise eröffnen neue Forschungsschwerpunkte und bieten einen guten Einblick in die Ereignisse des Hungerjahres sowie deren Folgen.

Stefanie Neidhardt

ANDREAS SOHN, JACQUES VERGER (HRSG.): Franz Kardinal Ehrle (1845–1934). Jesuit, Historiker und Präfekt der Vatikanischen Bibliothek (Collection de L'École Française de Rome, Bd. 551). École Française de Rome 2018. 351 S. m. Abb. ISBN 978-2-7283-1328-0. Kart. € 27,00.

Der Jesuit Franz Kardinal Ehrle (1845–1934), aus Schwaben gebürtig, war eine herausragende Gestalt der Kirchengeschichte und des Geisteslebens seiner Zeit. Als Präfekt leitete er von 1895 bis 1914 die Vatikanische Bibliothek, wurde 1922 Kardinal, 1929 auch Bibliothekar und Archivar der Römischen Kirche. Das Interesse des Gelehrten von internationaler Reputation konzentrierte sich auf die Geschichte der mittelalterlichen Kirche, der Scholastik, der Orden und der Bibliothek der Päpste. Die Modernisierung der Vatikanischen Bibliothek mit bleibender Prägekraft ist ihm zu verdanken. Er gewann das Vertrauen der Päpste, in besonderer Weise Leos XIII. und Pius' XI. Ehrle stand den Problemen seiner Zeit mit großer Aufmerksamkeit gegenüber. Sein Name begegnet in der Geschichtswissenschaft zwar heute noch, doch ist der Kenntnisstand seiner Persönlichkeit und seines Lebens wie auch seines Wirkens und Werkes bisher uneben und unzureichend. Daher beleuchten die in Deutsch, Französisch und Italienisch verfassten 14 Beiträge von renommierten Sachkennern aus Theologie, Philosophie und Geschichtswissenschaft, hervorgegangen aus den auf einer interdisziplinären Tagung in Rom 2015 gehaltenen Vorträgen, die vielfältigen Facetten des Gelehrten, Bibliothekspräfekten und Kardinals, seine Schriften, seine theologischen, ekklesiologischen und spirituellen Ausrichtungen. Sie enthalten innovative Veröffentlichungen und wichtige Quelleneditionen. Damit wird Ehrles bleibende Bedeutung für Kirche und Gesellschaft, Wissenschaft und Kultur über das 19. und 20. Jahrhundert hinaus deutlich. Nach einem »Geleitwort« von Walter Kardinal Kasper (S. 3–6), einer Darstellung zu »Isny, Vaterstadt von Franz Ehrle« von Rainer Magenreuter (S. 7–14) und einer konzisen Abhandlung von Andreas Sohn »Zur Einführung: Der Jesuit Franz Ehrle (1845–1934), ein schwäbischer Gelehrter von Weltruf im Dienst an Kirche und Papsttum, Wissenschaft und Kultur« (S. 15–46) behandeln folgende, in vier Topoi unterteilte Beiträge diese Themen: Zu »I. Ehrle und der Jesuitenorden«: Klaus Schatz behandelt »Franz Ehrle und die Gesellschaft Jesu« (S. 49–57), Andreas R. Batlogg »Franz Ehrle SJ als Chefredakteur und Herausgeber der »Stimmen der Zeit«« (S. 59–69); zu »II. Ehrle und die Vatikanische Bibliothek«: Bernard Ardura »Les papes de Franz Ehrle: la promotion des études historiques, de Léon XIII à Pie XI« (S. 73–90), Paolo Vian

»Franz Ehrle e Giovanni Mercati: due eruditi alla corte di S. Pietro« (S. 91–124), Christine Maria Grafinger »Der deutsche Jesuit Franz Ehrle als Präfekt der Vatikanischen Bibliothek: seine Projekte und Neuerungen« (S. 125–146); zu »III. Ehrle während seines Kardinalats«: Stefan Gatzhammer »Franz Ehrle als Kardinal (1922–1934)« (S. 149–174), Stefan Heid »Ein Blick auf Kardinal Ehrle als Protektor des Campo Santo Teutonico« (S. 175–184); zu »IV. Ehrle und sein Werk«: Jacques Verger »Une entreprise singulière: L'Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters de Denifle et Ehrle« (S. 187–198), Isabelle Mandrella »Franz Ehrle et la philosophie scolastique« (S. 199–211), Heinz-Dieter Heimann »Im Banne der ›franziskanischen Frage‹: der Platz Franz Ehrles in der franziskanischen Ordensforschung im Kontext konfessionspolitischer, geschichtswissenschaftlicher und ordenshistoriographischer Initiativen des späten 19. Jahrhunderts« (S. 213–232), Donatella Nebbiai »Franz Ehrle et l'histoire de la bibliothèque pontificale« (S. 233–248), Carla Frova »Franz Ehrle e la storia delle università italiane« (S. 249–267), Hélène Millet »Franz Ehrle historien du Grand Schisme« (S. 269–296), Michaela Sohn-Kronthaler »Franz Ehrle SJ und die Armenfürsorge« (S. 297–309).

Der mit Zusammenfassungen, Personen- und Ortsnamenregister versehene, von Andreas Sohn und Jacques Verger ebenso umsichtig wie akribisch herausgegebene Sammelband wird sich auf Grundlage der hohen Qualität aller Beiträge als das Standardwerk zu Leben, Wirken und Werk Franz Ehrles und seiner Zeit im Umbruch einer Epoche erweisen.

Manfred Heim

KLAUS SCHWABE: Versailles. Das Wagnis eines demokratischen Friedens 1919–1923. Paderborn: Sch onighing (Brill) 2019. 293 S. m. Karten. ISBN 978-3-506-78239-7. Geb. € 39,90.

Nach den großen neuen Darstellungen zur Geschichte des Ersten Weltkrieges nun Versailles: Dieser Vertrag, von den Siegermächten für die Deutschen ausgearbeitet, und die weiteren Pariser Vorortvertr age, die vor allem die politischen Verhältnisse der zerfallenen österreichisch-ungarischen Monarchie regelten, haben zeitgenössisch viel böses Blut gestiftet und das innenpolitische Klima der Weimarer Republik schwer belastet – bis hin zu dem, was Hitler die »Machtergreifung« der NSDAP nannte. Hundert Jahre nach Kriegsende diesen umstrittenen Friedensversuch erneut zu analysieren schien also geboten.

Die gewichtigsten jüngeren Werke über den Versailler Vertrag stammen von der kanadischen Historikerin Margaret McMillan, die in Oxford lehrt (Die Friedensmacher. Wie der Versailler Vertrag die Welt veränderte, Berlin 2015/Tb 2018; engl. Original: Peacemakers. Six Months that Changed the World, London 2001), und aus der Feder ihres Freiburger Kollegen Jörn Leonhard (Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918–1923). McMillan analysiert ebenso scharfsichtig wie Leonhard, wie die Prinzipien der Friedensmacher, ausgehend von den berühmten 14 Punkten des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson, sich stets von Neuem an Gegebenheiten brachen, die dem Idealismus einer neuen Art von Frieden entgegenstanden: das Sicherheitsbedürfnis Frankreichs und das koloniale Interesse Englands, die Nachwirkungen der Kriegspropaganda in der Innenpolitik auch der Siegerstaaten, die von ihren Bevölkerungen vor sich her getriebenen Friedensmacher, denen Kompensationen und Gewinne vorzuzeigen waren, damit die immensen Opfer nicht umsonst schienen, die unentwirrbaren ethnischen, sprachlichen, religiösen und kulturellen Mischlagen in den zerfallenden Vielv olkerstaaten: Österreich-Ungarn, das Osmanische Reich, das nunmehr bolschewistische Zarenreich in Russland, der fortgesetzte Kolonialismus samt seinem rassistischen überlegen-

heitsdünkel, die Versprechungen und Geheimverträge, die während des Krieges geschlossen worden waren. In McMillans Diktion waren die Friedensmacher nicht schuld, dass das von den Peacemakers geschaffene internationale Friedenssystem 1939 zerbrach und der Zweite Weltkrieg noch verheerender wirkte als der Erste: »Als 1939 der Krieg ausbrach, war das das Ergebnis von Entscheidungen, die in den vorangegangenen zwanzig Jahren getroffen und nicht getroffen worden waren, und nicht der Vereinbarungen von 1919.« (Ausgabe 2018, S. 639) Leonhard hingegen spricht sehr viel skeptischer von einem »überforderten Frieden«, der die »Offenheit des Moments« 1918/19 nur bedingt nutzen konnte, »denn der Krieg stellte Vorkriegshoffnungen und Vorkriegsplanungen infrage.« Es erwies sich als unmöglich, dorthin zurückzukehren oder dort wieder anzuknüpfen: »Das Ergebnis war eine Glaubwürdigkeitskrise in vielen Lebensbereichen« – und keineswegs nur in den Ländern der Mittelmächte, die den Krieg verloren hatten (S. 1276).

Dieser Vorspann ist nötig, weil Klaus Schwabe in seinem wesentlich übersichtlicheren Band, der Versailles als »Wagnis« eines »demokratischen Friedens« analysiert (vgl. S. 7), den Spagat versucht, beide Optionen zusammenzuführen. Der »Ehrgeiz, eine grundlegend neuartige Friedensordnung zu errichten, die auf einer Verständigung unter den kriegführenden Parteien beruhen und einen Frieden unter Gleichen herstellen« sollte (ebd.), stand für die Volksvertretungen und für die öffentliche Meinung in den Staaten der Siegermächte in Spannung mit dem »Eindruck der Propaganda ihrer Regierungen, die dem Krieg einen hochmoralischen Sinn gab, den Feind entsprechend verteufelte und einen Ausgleich zwischen den Kriegsgegnern nahezu unmöglich machte.« (S. 8) Beides war in dieser Form neu – und gerade deshalb nicht zu vereinbaren. Deswegen widersprach das Verfahren, diesen Frieden auszuhandeln, konkret der Ausschluss von Delegationen der Verliererstaaten, dem Prinzip der Völkerverständigung ebenso wie das nur zu verständliche Beharren auf Sicherheits- und Machtinteressen, die den »demokratischen Rechtsfrieden« (S. 10) konterkarierten. Dennoch war Versailles am Ende »besser als sein Ruf« (233). Entspricht also die konkrete Darstellung eher den skeptischen Analysen Leonhards, räumt die Bilanz ähnlich wie McMillan die positive Zukunftsoffenheit ein: »Das Projekt eines demokratischen Friedens besaß [...] mindestens die Chance, zu einem dauerhaften »demokratischen Frieden« hinzuführen.« (ebd.) Gleichzeitig wird jede Perspektive eines dauerhafteren Friedens an die Idee einer schrittweisen und einvernehmlichen Revision von Versailles geknüpft, die zu vermitteln Amerika allerdings nicht bereit bzw. in der Lage war. All das »hätte...« und »wäre...« ist den Publikationen gemeinsam – es ist auch in der Rückschau schwer, sich mit dem so raschen Sieg der deutschen Gewaltherrschaft 1933 und dem Ausbruch des neuerlichen Weltkrieges 1939 historiografisch abzufinden.

Klaus Schwabe hat ein gut lesbares Buch für ein breites Publikum geschrieben. Im ersten Teil »Vom Krieg zum Frieden« (S. 15–47) integriert der Verfasser die konkreten Friedensplanungen, Friedensinitiativen und Friedensvorstellungen der Alliierten und der Mittelmächte in eine knappe Skizze der Endphase des Krieges und des Waffenstillstandes. Der zweite Teil »Die Friedenskonferenz und das neue Deutschland« (S. 51–168) konzentriert sich auf den Versailler Frieden mit der Weimarer Republik als Nachfolgestaat des Kaiserreiches und die Konfrontation der deutschen Delegation mit dem Verfahren der Verhandlungen sowie mit den Friedensbedingungen, die, so die »Zwischenbilanz« (S. 169–171) nicht nur eine wackelige Sicherheitsarchitektur für Frankreich, sondern auch eine massive Glaubwürdigkeitskrise für die Friedensprinzipien Wilsons heraufbeschworen. Während England am meisten profitierte, sah sich Wilson massiven innenpolitischen Akzeptanzverweigerungen ausgesetzt. Und die Deutschen gaben sich so brüskiert, dass sie in den Augen des enttäuschten amerikanischen Präsidenten als »unbelehrbare Gegner des demokratischen Friedens« betrachtet werden und aus dem Völkerbund einstweilen

ausgeschlossen bleiben mussten (S. 170). Der dritte Teil »Fernwirkungen« (S. 175–223) wirkt demgegenüber ein wenig stiefmütterlich: Skizzenhaft fasst Schwabe die Friedensregelungen für die Nachfolgestaaten des Habsburgerreiches und des Osmanischen Reiches, die Probleme des Balkan, vor allem aber die gescheiterte Ratifizierung des Pariser Friedenswerkes in den USA.

Wer auf allgemeinverständliche Weise und in vergleichsweise knapper Form auf den Stand der Debatte über den Versailler Vertrag gebracht werden will, dem sei dieses Buch sehr empfohlen. Es wirft auch ein klares Licht auf die Gefahren des Unilateralismus, des Neo-Nationalismus und der populistischen Vereinfachungswünsche, die uns heute umtreiben.

Andreas Holzem

THOMAS PITTRUF (HRSG.): Carl Muth und das Hochland (1903–1941) (Rombach Wissenschaften. Reihe Catholica, Band 4.1). Freiburg i. Br. – Berlin – Wien: Rombach 2018. 609 S. m. Abb. ISBN 978-3-7930-9898-0. Geb. € 68,00.

Das »Hochland« war die wohl bedeutendste katholische Kulturzeitschrift der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ihr Initiator und bis zum Verbot 1941 verantwortlicher Redakteur Carl Muth wurde dem Reformkatholizismus zugerechnet. Ausgehend von einer durch Hans Maier angestoßenen Tagung in Mooshausen zeichnen die Beiträge des daraus entstandenen Sammelbandes ein detailliertes Bild der Zeitschrift. Nach einer Zusammenfassung der »Erinnerungen« Carl Muths durch seine Enkelin Gabriele Bell-Muth (S. 15–32) werden zentrale Aspekte der Zeitschrift in Kaiserreich, Weimarer Republik und Drittem Reich behandelt.

Grundsätzlich nach der Position des »Hochland« fragt Maria Cristina Giacomini (S. 35–69). Sie konstatiert einen »goldenen Mittelweg« zwischen stärker antimodernen und nationalistischen Stimmen zu Politik und Kultur und einer vorsichtigen vermittelnden Öffnung in Theologie und Religion. Das große Verdienst Muths sieht sie darin, einer »Pluralität der Stimmen Raum gegeben zu haben« (S. 69). Gerhard Streicher setzt sich anhand der im »Hochland« abgedruckten Kunstwerke mit der »Kunstkommunikation« (S. 71–124) auseinander. Eine wertvolle Ergänzung ist die im Anhang zusammengestellte vollständige Auflistung aller publizierten Bilder (S. 467–513).

Obwohl Muth immer die letzte Verantwortung für »Hochland« für sich behielt, war er auf Zuarbeit angewiesen. Otto Weiß, dem 2017 verstorbenen Erforscher des Reformkatholizismus, dem auch das vorliegende Buch gewidmet ist, kommt es zu, die in der zweiten Reihe stehenden Redakteure zu charakterisieren und das schwierige Verhältnis zu ihnen zu erhellen (S. 127–165). In gewohnt akribischer Art fügt er noch eine Liste der wichtigsten Mitarbeiter und Beiträge an (S. 515–574).

Eine Positionsbestimmung im Katholizismus des beginnenden 20. Jahrhunderts stellte der Abdruck von Romanen des indizierten italienischen Schriftstellers Antonio Fogazzaro dar. Der »Frage des geistigen Einvernehmens« (S. 167) zwischen Muth und Fogazzaro geht Horst Renz nach (S. 167–177). Er sieht zwischen beiden mehr Gemeinsamkeiten als zwischen Muth und Gertrud von Le Fort (S. 205–219). Die Dichterin zog sich nach einigen Rezensionen und Gedichten wieder aus dem Kreis des »Hochland« zurück.

Die Spannung zwischen Krieg und Frieden, zwischen nationaler Begeisterung und der Hoffnung auf Gleichberechtigung der Katholiken behandelt Thomas Brose (S. 179–191). Daran schließt Hans Maier mit einer Würdigung der Festschrift für Carl Muth an und diskutiert deren Titel »Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland«, die er

für die Zeit des Kaiserreiches, weniger für die Jahre der Zwischenkriegszeit eingelöst sieht (S. 195–203).

Für die Weimarer Jahre spielt die Begegnung Muths mit Romano Guardini und dem Mooshausener Pfarrer Josef Weiger eine wichtige Rolle, wie Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz beschreibt (S. 221–233). Die Modernität des »Hochland« diskutiert Thomas Pittrof in einigen Thesen (S. 253–266), untermauert von Marc Breuer durch den Nachweis, dass die Zeitschrift früh versuchte, den Anschluss der Theologie an die Soziologie vorzubereiten (S. 269–293).

Einen wichtigen Platz nahm im »Hochland« der Blick auf die kulturellen Entwicklungen außerhalb Deutschlands ein. Das gilt für Spanien (S. 295–369), Sowjetrussland aus dem Blickwinkel von Exilautoren (S. 371–404) sowie für Polen (S. 407–424). Abschließend stellt Hans-Günter Hockerts fest, dass das »Hochland« im Dritten Reich zwar den Abstand gewahrt habe, aber keineswegs von Widerstand gesprochen werden kann (S. 427–443).

Ein umfassender Blick auf »Hochland« wird durch den von Thomas Pittrof herausgegebenen Sammelband geleistet. Er ist Materialsammlung und Handbuch zugleich. Für das Verständnis des deutschen Kulturkatholizismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und seine Nachwirkung in den Beobachtern und Rezensenten bis in die Gegenwart ist der Band eine unverzichtbare Hilfe.

Joachim Schmiedl

JONAS HAGEDORN: Oswald von Nell-Breuning SJ. Aufbrüche der katholischen Soziallehre in der Weimarer Republik. Paderborn: Schöningh 2018. 532 S. ISBN 978-3-506-78795-8. Geb./PDF. € 69,00.

Als die Medien an das Ende des Ersten Weltkriegs und die erste demokratische Verfassung in Deutschland erinnerten, hat Jonas Hagedorn einen detaillierten Einblick in die wissenschaftliche Arbeit und das sozialpolitische Engagement Oswald von Nell-Breunings während der Weimarer Republik veröffentlicht.

Im I. Teil der akribisch ausgearbeiteten Arbeit sind biographische Daten gesammelt und Schlüsselbegriffe präzisiert. »Korporatismus« wird rechtlich definiert als »Institutionalisierung intermediärer Organisationen«, politisch als »Kooperation von Staat und großen Interessengruppen«, wirtschaftlich als »sozialpartnerschaftliche Arrangements des Interessenausgleichs zwischen der Kapital- und Arbeitsseite« (S. 45f.). Chronologisch folgen aufeinander der »feudalständisch-vorliberale«, der »autoritär-antiliberal« und der »freiheitlich-postliberale Korporatismus« (S. 46). »Solidarismus« knüpft an die Rechtsfigur der Solidarhaftung an. In Frankreich nach 1848 meint das Wort »Solidarität«, dass alle Gesellschaftsmitglieder in wechselseitige Abhängigkeiten verstrickt sind. Der dort entwickelte Solidarismus wurde von Heinrich Pesch nach Deutschland übertragen als »solidarische Verbindung der Menschen als solcher sowie als Glieder der natürlichen Gemeinschaften von Familie und Staat« (S. 67).

Im II. Teil entfaltet der Autor das Profil des sozialen und politischen Katholizismus. Soziale Fragen wurden zuerst tugendethisch beantwortet, bevor die strukturellen Ursachen der Armut erkannt waren. Der politische Katholizismus wurzelt mit der Zentrumspartei in den Parlamenten der Kaiserzeit. Zentrale Akteure des Sozialkatholizismus waren u. a. katholische Vereine, christliche Gewerkschaften und der Volksverein für das katholische Deutschland. Der Autor kennzeichnet treffsicher die Rivalität zwischen katholischen Arbeitern und christlichen Gewerkschaften, Wiener Sozialromantikern, katholischen Sozialisten und lehramtlichen Weisungen.

Der III. Teil bildet die staats-theoretischen und wohlfahrtspolitischen Koordinaten von Sozialdemokratie und Katholizismus ab. Der Autor belegt überzeugend, dass der entfaltete Wohlfahrtsstaat der Weimarer Republik ohne drei markante Profile nicht zu deuten ist. Sozialdemokratie und politischer Katholizismus waren an ihre Sozialmilieus gebunden, was Spannungen barg und Kooperationen zuließ. Ihre Staatslehren konvergierten. Die SPD löste sich von der marxistischen Idee eines zerfallenden Staates und bejahte die konstruktive Funktion des demokratischen Staates. Katholiken hörten auf die kirchliche Lehre, dass eine Regierung nicht gestürzt werden dürfe, aber Zentrumsmitglieder folgten der Meinung des Münsteraner Moraltheologen Joseph Mausbach, die Reichsverfassung sei in der Entscheidung des Volkes und nicht in metaphysischen Gründen verankert. Korporatismuskonzepte hatten Sozialdemokraten wie Katholiken entwickelt. Die einen sahen in einer Wirtschaftsdemokratie ihre Beteiligung und Sicherheit erfüllt und konnten wirtschaftliche Selbstverwaltung mit der exponierten Stellung des Staates vereinbaren. Solidaristen wollten die klassenmäßig geschichtete Wirtschaftsgesellschaft leistungsgemeinschaftlich gliedern und in die berufsständische Ordnung mit öffentlich-rechtlichem Status umformen; die Mitglieder sollten ihre Angelegenheiten selbst ordnen und »keiner staatlichen Weisungsbefugnis, wohl aber der staatlichen Aufsicht« (S. 165) unterliegen.

Im IV. Teil wird das Spektrum der Publikationen Nell-Breunings in Themenfelder gebündelt und in einer Grafik (S. 39) komprimiert abgebildet. Der Autor skizziert den neuscholastisch und naturrechtlich eingefärbten sozialphilosophischen Hintergrund mit den Prinzipien der Solidarität, Subsidiarität und sozialen Gerechtigkeit. Unter den elf Themenfeldern ragt die detaillierte und sachkundige Präsentation der Börsenmoral heraus, deren technischen Verästelungen und ethischen Abwägungen der Autor einfühlsam nachspürt. Das katholische Milieu ist verunsichert, weil der Börsenspekulation, soweit sie volkswirtschaftlich nützt, das Placet erteilt wird. Sorgfältig recherchiert ist auch das Themenfeld zum Kapitalismusverständnis Nell-Breunings, der die technische Seite des Kapitalismus als moralisch indifferent einstuft, nicht jedoch den weltanschaulichen Kapitalismus, der die Schwächeren ausbeutet und unterdrückt. Zwei Themenfelder verdeutlichen, wie das wissenschaftliche Interesse und sozialpolitische Engagement von der Weimarer Zeit bis in die Bundesrepublik andauern: die Eigentums- und Wohnungsfrage sowie die Reform des Bodenrechts. Eine Diskontinuität fällt jedoch auf: In der Weimarer Zeit trat Nell-Breuning für die Vermögensbeteiligung der Arbeiter als Weg zur Mitbestimmung im Unternehmen ein, in der Bundesrepublik hielt er dies für eine »Fehlvorstellung« (S. 341).

Jonas Hagedorn hat eine Fundgrube an sozialwissenschaftlichen, politischen und theologischen Zeugnissen persönlicher und kollektiver Akteure während der Weimarer Republik erschlossen. Er hat sie in einer Schatztruhe gesammelt und verdichtet. Wer sie öffnet, gewinnt kostbare zeitnahe Einsichten, die Zuordnung demokratischer Staaten und zivilgesellschaftlicher Bewegungen zu deuten.

Friedhelm Hengsbach

DOMINIK BURKARD: Charakter – Biographie – Politik. Die Theologen Bernhard Hansler, Karl Hermann Schelkle und Josef Schuster in Malbriefen aus den Jahren 1932–1935. Regensburg: Schnell & Steiner 2016. 164 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7954-3171-6. Geb. € 26,95.

Die hier anzuzeigende Studie, dessen Autor den Lesern des Jahrbuchs durch zahlreiche Publikationen zur Geschichte der Diözese Rottenburg-Stuttgart vertraut sein dürfte, ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Denn es ist zum einen ein Büchlein über den

Rottenburger Diözesanklerus, das weder das Typologische oder gar Hagiografische noch das Ungewöhnliche oder besonders Problematische am Lebensweg von Rottenburger Priestern in den 1930er-Jahren herausarbeiten will, sondern eher in Form einer Alltagsgeschichte deren Lebenswelt als junge Geistliche in einer bewegten Zeit in den Blick nimmt. Zum anderen bedient sich der Autor für seine Arbeit einer außergewöhnlichen Quelle: Ausgewertet wird eine Sammlung von Briefen mit 26 teils aufwändig kolorierten Zeichnungen, die Josef Schuster (1904–1986) an seinen Studienfreund, den späteren Tübinger Neutestamentler Karl Hermann Schelkle (1908–1988) zwischen Mitte/Ende 1932 und Anfang 1935 geschickt hat und in denen Schuster die gemeinsame Freundschaft zwischen ihm selbst, Schelkle und Bernhard Hanssler (1907–2005), der als Seelsorger und Kirchenpolitiker weit über die Diözese hinaus Bekanntheit erlangte, zeichnerisch zum Thema machte. »Im Wesentlichen geht es in den Bildern um die Erfahrungen und Befindlichkeiten dreier Neupriester, die [...] als Hilfsgeistliche ›hinaus‹ müssen, auf ihnen zugewiesene Vikarsstellen – und die nun ihren je eigenen Weg zu finden haben.« (S. 10) Tatsächlich bietet dieser kurze Lebensabschnitt einige interessante Beobachtungen. Denn der erste große Schritt des Neupriesters, den der Übergang von der Ausbildung an Universität und Priesterseminar in die Arbeitswelt, d. h., in die erste praktische Tätigkeit als Hilfsgeistlicher, zweifelsohne bedeutet, wird von den Protagonisten ganz unterschiedlich verarbeitet. Während Schuster keine Bestrebungen erkennen lässt, eine weitere Karriere zu verfolgen, sondern sich eher auf ein Leben als Gemeindepfarrer vorbereitet, geben sich Schelkle und Hanssler keineswegs mit dem bisher Erreichten zufrieden, wie Schuster in seinen »Malbriefen« aufmerksam beobachtet hat, sondern fühlen sich zu Höherem berufen. Dass ihre gehegten Karrierewünsche in Erfüllung gingen, obwohl im Zeitraum der Briefe dies alles andere als wahrscheinlich war, macht die Lektüre interessant. So träumte Schelkle seit 1932, wahrscheinlich bereits seit der Studienzeit, von einer Professur für Neues Testament. Zwar erfuhr Schelkle frühzeitig eine Förderung seiner wissenschaftlichen Ambitionen, gleichwohl hatte er, während er die Briefe erhielt, keine weiteren Schritte in diese Richtung unternommen und schienen diese wegen seines damaligen Gesundheitszustandes auch eher unwahrscheinlich. Dass er 18 Jahre später als Letztplatzierte an der Universität Tübingen – überraschenderweise und nach langen Querelen – seine damals erträumte Professur tatsächlich erlangte, ist daher erstaunlich. Auch Hanssler, der immer in Reiterpose mit Sporen an den Schuhen und nach vorn galoppierend gezeichnet wurde, legte als erster Leiter des Cusanuswerks, Geistlicher Direktor beim Zentralkomitee der Deutschen Katholiken und Rektor des Collegio Teutonico am Campo Santo ebenfalls einen erstaunlichen Karriereweg hin.

Von besonderer Bedeutung für die Studie ist der historische Hintergrund, vor dem die Briefe entstehen: Als Weihejahrgang 1932 erleben die drei Priester auf ihren Vikarsstellen die nationalsozialistische Machteroberung und die damit einhergehenden gesellschaftlichen Veränderungen, die auch vor der katholischen Kirche und ihren Priestern nicht Halt machten. So erklärt sich auch der Haupttitel: Es werden nicht nur Biografie und Charakter, wie sie in den Briefen zum Ausdruck kommen, untersucht, sondern beide innerhalb der politischen Situation jener Zeit verortet. Der Autor verweist im ersten der beiden Hauptkapitel (S. 11–70), das einer Vorstellung der Akteure gewidmet ist, verschiedentlich auf den politischen Umbruch, den die Protagonisten erlebten. Für das zweite Hauptkapitel (S. 79–145), das die einzelnen Bildszenen analysiert und interpretiert, hätte nach Meinung des Rezensenten die Positionierung der Akteure innerhalb der politischen Situation noch deutlicher ausfallen können. Da alle drei Akteure, wie das erste Kapitel eindrücklich belegt, dem Nationalsozialismus distanziert gegenüberstanden, hätte man vielleicht aus dem elften Bild, das Schuster am Rand eines braun-schlammigen Wassers sitzend zeigt

und den Titel trägt »Aus dem braunen Strom der Zeit das nackte Leben mit einer Badehose rettend, bewaffnet allein mit dem Spaten«, noch mehr herausholen können.

Die größte Herausforderung, die ein solch ungewöhnliches Quellenkorpus für den Historiker bedeutet, hat der Autor der Studie klar erkannt und auch benannt: Die Bilder gäben einen Eindruck davon, »wie in kleinen Gruppen Chiffren und Sprachspiele entwickelt wurden, die nur von den Mitgliedern dieser Gruppe verstanden und entschlüsselt werden konnten. [...] Der Außenstehende – und so auch der Historiker ex post – tut sich damit schwer.« (S. 152) So könne man zwar diese Form der Kommunikation als »Teil existentieller Bewältigungsstrategien« betrachten, deren »möglichen oder wahrscheinlichen Aussagegehalt« man ernst nehmen müsse, deren Wahrheitsgehalt aber zu überprüfen sei. Hier stellte sich dem Rezensenten die Frage, ob eine am Wahrheitsgehalt orientierte Dechiffrierung überhaupt möglich ist. Aufgrund der räumlichen, geistigen und sozialen Nähe der Protagonisten in einer für sie prägenden Zeit, nämlich als Konvikturen im Tübinger Wilhelmsstift und später als Priesteramtskandidaten im Rottenburger Priesterseminar, entstanden aus mündlicher Peergroup-Kommunikation Chiffren, deren Code nicht verschriftlicht wurde, so dass Dechiffrierungsversuche durchweg mit großen Schwierigkeiten behaftet bleiben. Um nur ein Beispiel zu nennen: Auf S. 58f. interpretiert der Autor ein Gedicht, mit dem Hansler auf Schelkles damalige Situation anspielte. Die martialisch anmutenden Ausführungen, die Schelkle als mutigen Kämpfer preisen, der ohne morden zu müssen, in das Feld zieht, um das Vaterland zu retten, lassen sich mit dem Autor allegorisch als Schelkles wissenschaftliche Ambitionen deuten, die durch den Konflikt mit dem Tübinger Neutestamentler Stefan Lösch gefährdet sind. Ein Konflikt, der später, nachdem Schelkles Promotion in Tübingen wegen Lösch gescheitert war, tatsächlich bis aufs Messer geführt wurde. Diese Anspielungen könnten aber ebenso plausibel auf die Tatsache Bezug nehmen, dass Schelkle sich während dieser Zeit freiwillig als Sanitäter an die Front des Zweiten Weltkrieges gemeldet hatte.

Trotz dieses hermeneutischen Problems, dessen Benennung keine Kritik am Autor, sondern am untersuchten Medium sein soll, hat sich der große Aufwand, der für die biographische wie historisch-politische Einordnung dieser Rätselbilder betrieben werden musste, gelohnt. Die hochwertige Wiedergabe aller Bilder auf Gestrichenem Papier ermöglicht es zudem, die Analysen und Erklärungen des Autors en détail nachzuvollziehen.

Markus Thurau

FRANZ X. SCHMID: *Verborgener Inspirator. Bischof Joannes Baptista Sproll und die Enzyklika »Mit brennender Sorge« von Papst Pius XI.* Lindenberg i. A.: Kunstverlag Josef Fink 2019. 48 S. ISBN 978-3-95976-197-0. Kart. € 8,50.

In seinem neuesten Werk zur Person des Rottenburger Bischofs Joannes Baptista Sproll erneuert Franz X. Schmid eine These, die er bereits in seinem Werk »Zeuge Jesu Christi« (Lindenberg i. A., 2014) aufgestellt hat: Demnach habe Sproll indirekt erheblichen inhaltlichen Einfluss auf die Entstehung der bekannten Enzyklika »Mit brennender Sorge« von 1937 gehabt. Als Grundlage seiner These führte Schmid schon damals an, dass die Zwischenüberschriften der Enzyklika (»Reiner Gottglaube«, »Reiner Christusglaube«, »Reiner Kirchenglaube«) in einer – nur näherungsweise auf das Jahr 1936 datierbaren – Predigt Sprolls zu finden seien. Inhaltliche Überschneidungen fänden sich zudem in dem maßgeblich von Sproll erarbeiteten Hirtenbrief der deutschen Bischöfe vom 20. August 1935 (S. 13).

Schon 2014 wies Schmid zudem auf verschiedene Treffen zwischen Sproll und dem Münchener Erzbischof Faulhaber hin, die zwischen August 1936 und März 1937 statt-

fanden. Faulhabers Entwürfe waren, dies hat die Forschung bereits seit den 1960er-Jahren herausgearbeitet, maßgeblich für die Ausformulierung der Enzyklika in Rom. Diese Vorarbeiten Faulhabers, so die These Schmid, seien aber in engem Kontakt mit Bischof Sproll entstanden. Da die detaillierten Faulhaber-Tagebücher der Forschung inzwischen zur Verfügung stehen, stand die kritische Überprüfung dieser These anhand neuer Quellen zu erwarten. Schmid hat sich ausweislich des Quellenverzeichnisses Kopien der entsprechenden Einträge beschafft und führt dazu aus: »Zu Treffen zwischen Faulhaber und Sproll an insgesamt sechs Tagen finden sich Einträge in von Faulhabers Tagebüchern. Das ist bemerkenswert und lässt aufhorchen: Der Münchener Kardinal fährt mehrfach dem angeblich wenig bedeutenden Bischof von Rottenburg nach. Er will also, so meine Schlussfolgerung, von Sproll etwas erfahren.« (S. 4)

Abgesehen von einem auch in der derzeit laufenden Online-Edition der Tagebücher zugänglichen Gesprächsprotokoll vom 14. November 1935 zitiert Schmid zu diesen Bischofstreffen aber keine inhaltlichen Details. Aus dem erwähnten Gesprächsprotokoll ergibt sich auch mitnichten der Eindruck einer Beeinflussung Faulhabers durch Sproll (S. 10f.). Aus der älteren Literatur lässt sich weiter entnehmen, dass Sproll neben anderen Oberhirten auch an einer Besprechung im Vorfeld der Bischofskonferenz am 17. August 1936 teilnahm – nach Schmid »trafen sich Kardinal von Faulhaber und Bischof Sproll zur internen Vorberatung« (S. 14), was mithin das Bild eines sehr viel intimeren Gesprächskreises zeichnet. Auch zu weiteren Treffen der beiden Bischöfe gibt es nur sehr allgemeine Überlieferungen der Gesprächsinhalte – Pläne für die Enzyklika werden nicht erwähnt. Dementsprechend schwer fällt es Schmid, den Quellenbeleg seiner These beizubringen. Es ist für den kritischen Leser deshalb auch schwer nachvollziehbar, wodurch die »schlussfolgernde These« des Autors an Gewicht gewonnen haben soll, Sproll könne »als verborgener Inspirator, wenn nicht sogar als verborgener Co-Autor des von Faulhaber-Entwurfs für das Pastorale Pius XI. ›Mit brennender Sorge‹ angesehen werden« (S. 21): Es bleibt eben eine »schlussfolgernde These« und zwar in demselben Maße, wie sie bereits 2014 vorgelegt wurde. Schmid spricht allerdings in der Folge davon, dass dieser »Zusammenhang« durch die Faulhaber-Tagebücher »erkennbar« geworden sei (S. 27).

Um nicht den Eindruck des Kritizismus zu erwecken, sind zwei Punkte anzumerken: Die von Schmid aufgeführten Hinweise erlauben die von ihm gezogene Schlussfolgerung – nur ist die Beweisführung alles andere als zwingend. Zudem sollte der Umstand beachtet werden, dass praktisch alle zur Veröffentlichung vorgesehenen Texte in kommunikativen Zusammenhängen entstehen: Selbstverständlich flossen Berichte und Erfahrungen anderer Bischöfe in Faulhabers Entwurf ein. Auch dieser Entwurf erfuhr in Rom noch eine erhebliche und aus weiteren Einflüssen gespeiste Überarbeitung, die sich aus den von Schmid leider nicht herangezogenen synoptischen Darstellungen in der älteren Literatur ablesen lässt. Geistige Arbeiten fußen meist auf verschiedenen Quellen und Inspirationen – gattungsabhängig ist es dabei, ob diese im Endprodukt erkennbar sind oder namhaft gemacht werden (müssen). In diesem Sinne steckt wohl auch ein Anteil Sprolls in der Enzyklika – die Benennung als »Co-Autor« (S. 21), die Beimessung einer »nicht hoch genug zu bewertende[n] Bedeutung für das Zustandekommen der Enzyklika« (S. 34) erscheint dem Rezensenten aber zu hoch gegriffen.

Alle hier vorgebrachten Einwände gegen die Argumentation schmälern indes nicht den persönlichen Mut Sprolls, der sich gerade in Bezug auf »Mit brennender Sorge« mit einem deutlichen Beispiel belegen lässt: So verwendete der Bischof die Zwischenüberschriften der Enzyklika bei einer Ansprache im Mai 1937 – noch zwei Monate nach der Veröffentlichung des päpstlichen Schreibens, dessen Verbreitung bekanntlich umgehend scharf verfolgt wurde. Sproll wusste zu diesem Zeitpunkt bereits, dass die Machthaber ein

Ermittlungsverfahren vorbereiteten, infolge dessen er wegen »heimtückischer Angriffe auf Staat und Partei« belangt werden sollte. Schon vor der Veröffentlichung von »Mit brennender Sorge« hatte Sproll die Bedrängnis der Kirche im NS-Staat klar und deutlich angeprangert. Ein würdiges Gedenken an den Rottenburger Bischof bedarf also nicht des konstruierten Anschlusses an die Aura einer päpstlichen Enzyklika.

Jürgen Schmiesing

ALFRED WOLFSTEINER: »Der stärkste Mann des Katholizismus in Deutschland«. Pater Augustin Rösch und sein Kampf gegen den Nationalsozialismus. Regensburg: Friedrich Pustet 2018. 120 S. m. Abb. ISBN 978-3-7917-2979-4. Kart. € 12,95.

Roman Bleistein, der mit der Herausgabe der Schriften von Alfred Delp vor drei Jahrzehnten eine Grundlage für eine substanzielle Würdigung der Bedeutung der Jesuiten im Kreisauer Kreis und damit für den Widerstand gegen den Nationalsozialismus legen konnte, hat seine Studien 1998 mit einer Dokumentation wichtiger Arbeiten des Provinzials der Oberdeutschen Provinz der Societas Jesu, des Paters Augustin Rösch, abgeschlossen. Vorangestellt war ein »Lebensbild«, das sich auf Röschs »Leben im Widerstand« konzentrierte. Die neue Biografie von Alfred Wolfsteiner schildert hingegen Jugend, Ausbildung und schließlich die Wirkung Röschs nach 1945. Sie verdankt Bleistein viel und geht zugleich über ihn hinaus. Geschildert wird nicht nur die Funktion, die Rösch als »Mittelsmann« der Bischöfe zum Kreisauer Kreis wahrzunehmen hatte. Dem Autor gelingt es vielmehr, Erfahrungshorizonte des Weltkriegssoldaten, des Katholiken und des Zeitgenossen einer Umbruchperiode vom Kaiserreich zur Weimarer Republik sichtbar zu machen. In Kenntnis der furchtbaren Kriegserfahrungen des hochdekorierten Leutnants Rösch werden seine »Erwartungshorizonte« schließlich wegweisend.

In Röschs Kindheit und Jugend wird die Grundlage jener Spiritualität und Mitmenschlichkeit gelegt, die nach seinen Verwundungen im Weltkrieg den weiteren Weg vorzeichnen. Gefährdete Ordnung des Zusammenlebens macht ihn sensibel für Fehlentwicklungen im Gemeinwesen. Sie waren prägend; bestimmend bleibt seine religiöse Konsequenz, die sich in der Entschlossenheit und Intensität steigert und seine Entscheidung für Studium, Priesterweihe und die Leitungsfunktion in seinem Orden prägt. Auch die frühe Begegnung mit Alfred Delp an der Stella Matutina gehört zu den lebensentscheidenden Faktoren. Allerdings könnte ich nicht entscheiden, wer wen eigentlich beeinflusste, wer die ersten und schließlich die entscheidenden Impulse gab: War es Rösch, war es Delp? Im Kreisauer Kreis wird Delp in den Diskussionen wichtig, bleibt Rösch allerdings bestimmend im Hintergrund.

Als Ordensprovinzial wurde Rösch in den Jahren nach Hitlers Machtübernahme rasch mit der diffamierenden, infamen Vorgehensweise der Nationalsozialisten konfrontiert. Es war die Suche nach der Balance zwischen Selbstbehauptung, nicht zu erschütternder Glaubensstreue und der Sicherung seines Ordens, die ihn herausforderte und sein Handeln bestimmte. Im Unterschied zu manchen Bischöfen lavierte er nicht, sondern war sich seines Auftrags bewusst, die materielle Basis des Jesuitenordens als Voraussetzung seiner geistlichen Wirksamkeit angesichts der Angriffe der NS-Führung so gut es ging zu behaupten. Immer aber ging es um die Abwehr des weltanschaulichen Führungsanspruchs. Die Nationalsozialisten versuchten, durch Neuheidementum die Festigkeit des Glaubens zu erschüttern, Stimmungen gegen die Kirche zu mobilisieren und so die Fundamente praktizierter Glaubensstreue zu zerstören. Exemplarisch wird das Dilemma am Schicksal von Rupert Mayer deutlich, der das Martyrium nicht fürchtete, es vielleicht sogar such-

te – gerade das aber veranlasste Rösch, Mayer zu schützen, nicht nur vor dem Staat und seiner Repressionsmöglichkeiten durch Verhöre und Haft, sondern auch vor sich selbst. Die Verletzung des Predigtverbots bedeutete Lebensgefahr für Rupert Mayer, gewiss; zugleich aber belastete dieses Verbot die Anforderung, sich offen zum Glauben und gegen dessen Widersacher zu bekennen. Geschichte, das wird deutlich, lässt sich nicht in die Grundfarben »schwarz und weiß« auflösen. Geschichte ist grau, stellt vor Entscheidungen und verlangt von den Nachlebenden, sich Aporien und Ambivalenzen zu stellen.

Deshalb ist es wichtig, die Bedeutung der Jesuiten für den Kirchenkampf und die innerkirchliche Auseinandersetzung deutlich zu machen. Denn es ging niemals nur um die Abwehr staatlicher Unterdrückungsmaßnahmen allein, sondern immer auch um die innerkirchlichen Auseinandersetzungen, um die Abwägung von Pragmatismus und Prinzipientreue. In diesen Konflikten kam vor allem dem Berliner Bischof Konrad von Preysing eine große Bedeutung zu. Rösch wird ein wichtiger Kontaktmann Preysings zum Kreis der Widerständigen, der sich in Kreisau, aber auch in München und in Berlin traf. Zugleich musste er die Konflikte bestehen, die den Jesuitenorden bedrängten, musste Verbindungen sichern, Nachrichten sammeln und übermitteln, also sein Leben in der Konspiration führen. Es ging also nicht um die Verteidigung der Institutionen von Orden und Kirche. In das Zentrum rückte das Ziel, dem weltanschaulichen Gegner standzuhalten. Es ging um die glaubwürdige, den weltanschaulichen Gegner nicht unbeeindruckt lassende Bekräftigung des Glaubens durch Offenheit, Mut, Entschlossenheit. Es ging um die Bereitschaft, das Risiko des Todes auf sich zu nehmen und nicht zuletzt um mutige »Gegenwehr«. In diesem Mittelstück seines Buches liegt die besondere Bedeutung dieses Lebensbildes, denn Zentrum der Bemühungen des Ordens und der Auseinandersetzung mit einigen Bischöfen wurde der »Ausschuss für Ordensangelegenheiten«, dessen Dokumente wiederum Bleistein und dessen Geschichte Antonia Leugers erschlossen hat. Wolfsteiner integriert die Forschung in seine historische Erzählung und macht so Zusammenhänge deutlich, die zu erkennen einfach notwendig ist, will man die Bedeutung der Jesuiten im politischen Widerstand angemessen würdigen.

Die Rolle, die Rösch als einer, wie Moltke seiner Frau schrieb, »stärksten Persönlichkeit« des deutschen Katholizismus spielte, führte ihn dann in das Zentrum des Kreisauer Kreises. Nach der Verhaftung von Helmuth James Graf von Moltke und nach dem Attentat Stauffenbergs am 20.7.1944 gelang es der Sonderkommission der Gestapo und des SD in wenigen Tagen, die Kontakte des militärischen Widerstands zum Kreisauer Kreis auszuleuchten. Mit der Verhaftung Delps am 28.7.1944 wusste Rösch, dass er nun gefährdet war und unterzutauchen hatte. Wenige Wochen später wurde nach ihm gefahndet. Rösch tauchte bei der Bauernfamilie Meier unter, die mit Sicherheit zu den »stillen Helden« dieser Zeit gehört. Rösch wurde von einem »Mitbruder« verraten und verließ sein Versteck, denn ihm wurde bewusst, wie sehr er seine Zufluchtsfamilie gefährdete. Bauer Wolfgang Meier aus Hofgriebing wurde mit seinen Angehörigen verhaftet. Meier hatte auf die Ankündigung von Rösch, sein Versteck verlassen zu wollen, mit dem uns bis heute bewegenden und von Bleistein überlieferten Satz reagierte: »Pater, das können Sie uns nicht antun!«. Der aufrecht gesonnene Bauer Meier überstand die KZ-Haft nicht, anders als Rösch, der wie sein Mitbruder König das Kriegsende überlebte. Über seine Rolle im Widerstand sprach er wenig. Er prägte seit 1947 als Landescaritasdirektor Seelsorge und Fürsorge und erlag 1961 einem Krebsleiden, ohne seine wichtige Rolle im und für den Widerstand herauszustellen. Sein Tod vereinte ihn mit Rupert Mayer, der das Ende von Prozess und Haft, gesundheitlich angeschlagen, nur kurze Zeit erlebte.

Es bedarf vieler Darstellungen, wie wir sie Wolfsteiner verdanken. Denn sie machen exemplarisch deutlich, welche Kraft zur Selbstbehauptung und zum Widerstand aus ei-

ner nicht nur kirchlich, sondern auch politisch klaren Haltung entspringen kann. Lebensgeschichten wie diese machen nicht nur Handlungs- und Entscheidungsspielräume deutlich. Sie unterfüttern schematische Statistiken und summarische lexikalische Zusammenstellungen, denn sie bereiten vor, was der Philosoph Gadamer einmal »Horizontverschmelzung« nannte. In der Tat: Das Denken, Wollen und Handeln Röschs wird durch diese Darstellung vergegenwärtigt und kann so das Denken von Nachlebenden beeinflussen. Das Leben von Rösch lässt ahnen, welche Opfer der Entschluss zu einer exemplarischen Existenz und zum stellvertretenden mitmenschlichen Handeln verlangte, welches Risiko eingehen musste, wer Kurs halten wollte und sich den Sogströmungen seiner Zeit widersetzte.

Peter Steinbach

GEORG JÄSCHKE: Wegbereiter der deutsch-polnisch-tschechischen Versöhnung? Die katholische Vertriebenenjugend 1946–1990 in der Bundesrepublik Deutschland. Münster: Aschendorff 2018. 393 S. ISBN: 978-3-402-13276-0. Kart. € 49,00.

Mit seiner leicht überarbeiteten Dissertation reiht sich Georg Jäschke in die seit Jahren florierende katholische Vertriebenenforschung ein. Allerdings betritt der Autor insoweit Neuland, als er sich explizit der Nachkriegsgeschichte der katholischen Vertriebenenjugend in der Bundesrepublik Deutschland widmet. Dieses Untersuchungsfeld stellte bisher ein Desiderat dar, da sich die bisherige katholische Vertriebenenforschung mit den Jugendorganisationen nur am Rande beschäftigt hat. Dabei ist der Autor selbst kein unbeschriebenes Blatt, da er in den Leitungsgremien der katholischen Jugend aus der Grafschaft Glatz tätig gewesen war und bereits 1990 eine Publikation über die Junge Grafschaft vorgelegt hat.

Jäschke geht mehreren Forschungsfragen nach. Der Autor untersucht den Integrationsverlauf der jungen Vertriebenen in der Bundesrepublik sowie die Entstehungsgeschichte der Jugendverbände bis in die 1950er-Jahre. Hierbei richtet er den Fokus darauf, wie die heimatvertriebene Jugend ihr Schicksal angesichts der Kriegsgeschehnisse gedeutet hatte und in welchem Verhältnis sie zur einheimischen Jugend stand. Vor dem Hintergrund der Gründung der landsmannschaftlichen Verbände geht der Autor des Weiteren der Frage nach, ob die katholischen Jugendorganisationen ähnliche Positionen bezogen hätten oder sich ihre heimatpolitische Ausrichtung differenziert entwickelt habe. Angesichts der gravierenden gesellschaftspolitischen Umbrüche der 1960er-Jahre, die durch mehrere ostpolitische Initiativen eingeleitet worden waren (Bensberger Memorandum, EKD-Denkschrift, Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe), versucht Jäschke, die Rolle der heimatvertriebenen Jugendverbände im deutschen Gesellschaftsdiskurs, insbesondere im Hinblick auf die hochbrisante Diskussion nach der Zeitgemäßheit des Rechtes auf die Rückkehr in die alte Heimat, zu bestimmen. Diese Umbrüche führten zu einer ersten Mitglieder- und Identitätskrise, die bis Mitte der 1970er-Jahre andauerte und einen großen Mitgliederschwund nach sich zog. Schließlich erforscht der Autor die Auswirkung der neuen Ostpolitik der Regierung Brandt auf die Vertriebenenjugend und die Versuche in den 1980er-Jahren, aus einer »drohenden Ghetto mentalität« (S. 16) herauszukommen.

In seiner Analyse kommt Jäschke zu Ergebnissen, die frühere Forschungsarbeiten bestätigen. Ähnlich wie die erwachsenen Vertriebenen fühlten sich die Jugendlichen in den ersten Jahren nach der Vertreibung in der Westzone wenig willkommen. Die soziologische Phase der Isoliertheit führte zum Kulturkonflikt. Je mehr sich Einheimische und

Vertriebene kennenlernten, desto mehr wurden sie sich ihrer landsmannschaftlichen Unterschiede bewusst. Noch Anfang der 1960er-Jahre standen sich diese Gruppen kulturell fremd gegenüber. Von einer gelungenen Integration kann daher nur teilweise gesprochen werden, weil diese zwar auf bürokratischem Eingliederungswege erzielt worden ist, das Verständnis für das menschliche Leid jedoch unberücksichtigt geblieben ist.

Da die katholische Jugendvertriebenenarbeit anfangs nur in Ansätzen vorhanden war, reifte bei den Verantwortlichen die Erkenntnis heran, dass die Ziele der ostdeutschen Jugend nur mit schlagkräftigen landsmannschaftlichen Jugendorganisationen zu erreichen seien, wodurch 1951 die Aktion heimatvertriebener katholischer Jugend als Dachverband gegründet wurde.

In den 1960ern löste sich das Vertriebenenmilieu allmählich auf. Die jungen Vertriebenen heirateten nicht mehr ausschließlich untereinander, sondern verbanden sich in »Mischehen« mit den Einheimischen. Die gesellschaftspolitischen Entwicklungen führten zu einer Akzentverschiebung der Tätigkeit. Die Jugendverbände wandten sich immer mehr einer allgemeinen politischen und religiösen Bildungsarbeit zu. Es dominierten Debatten über die Zukunft eines vereinten Europa und Versöhnungs- bzw. Verständigungsinitiativen mit den östlichen Nachbarn. Die Heimatrechtsfrage wurde dabei als immer weniger zeitgemäß empfunden, was auch nicht zuletzt von einem teilweisen Linksruck der Handlungsakteure zeugte.

Die 1970er-Jahre waren von einem starken Mitgliederrückgang gekennzeichnet. Die sog. Erlebnisgeneration schied aus der Führungsriege vollständig aus und war höchstens in Erwachsenenverbänden vertreten. Der aktiven jüngeren Generation war die Heimat ihrer Vorfahren fremd, was durchaus zu Spannungen mit den älteren Vertriebenenfunktionsträgern führte. Die höchst interessante Frage, ob man angesichts dieser Umstände noch von Vertriebenenjugend sprechen dürfe, bejaht der Autor jedoch, da sich der Fokus der Tätigkeit auf Versöhnungs- und Verständigungsinitiativen zwar neu ausgerichtet habe, durch die Pflege des heimatlichen Erbes und den Willen, in Kontakt zur neuzugezogenen Bevölkerung im Osten zu treten, der ursprüngliche Charakter der heimatvertriebenen Jugendorganisationen erhalten geblieben sei, wodurch nicht der Geburtsort allein entscheidend sei. Die neue deutsche Ostpolitik stellte die Jugend dennoch vor existentielle Probleme.

Aufgrund der großen Anzahl der landsmannschaftlich organisierten katholischen Jugendverbände konzentriert sich der Autor auf die fünf größten Vertriebenengruppen: die Sudetendeutschen (insg. rund 3 Mio. Heimatvertriebene), Schlesier aus dem Erzbistum Breslau (ca. 2,2 Mio. Vertriebene), Ermländer (rund 375.000 Personen), Katholiken aus dem Bistum Danzig (ca. 140.000 Personen) und junge Katholiken aus der Grafschaft Glatz (ca. 165.000 Personen), die zwar territorial zu Schlesien gehörten, kirchlich jedoch dem Erzbistum Prag unterstanden. Ganz am Rande beleuchtet der Autor auch die Katholische Ostdeutsche Jugend (KOJ), die ihren landsmannschaftlichen Charakter durchbrach und bestrebt war, die ostdeutsche Jugend in diözesanen Einrichtungen der St. Hedwigswerke (in den Bistümern Paderborn und Osnabrück, während im Bistum Hildesheim das Kardinal-Bertram-Werk tätig war) zu organisieren. Allerdings spielte dieser Verband seit den 1970er-Jahren kaum mehr eine Rolle.

Innerhalb der Vertriebenenforschung stellt sich immer wieder die Frage nach dem Organisationsgrad der jeweiligen Vertriebenengruppe und damit einhergehend nach der Repräsentativität. Auch innerhalb der Jugendverbände der Heimatvertriebenen ist diese Frage virulent. Aufgrund der lückenhaften Angaben in der Archivalie ist sie jedoch schwer zu beantworten. Lediglich bei der Jungen Aktion (Grafschaft Glatz) liegen solche Angaben bis Anfang der 1970er-Jahre vor, so dass der Autor die Anzahl der organisierten

Jugendlichen im gesamten Bundesgebiet auf höchstens etwa 3.000 Personen beziffert. Der Organisationsgrad der katholischen Jugend blieb daher auf sehr niedrigem Niveau. Während Anfang der 1950er-Jahre knapp ein Drittel der heimatvertriebenen katholischen Jugendlichen in Verbänden organisiert war, sank der Anteil in der darauffolgenden Dekade rapide. Der Autor sieht darin den Erosionscharakter in der gesamt-katholischen Entwicklungstendenz der damaligen Zeit. Wie auch bei den erwachsenen heimatvertriebenen Katholiken kann, im Gegensatz zu nichtkonfessionellen Vertriebenenverbänden, nicht von einer Massenbewegung gesprochen werden. Obwohl alle katholischen Jugendverbände zusammengenommen innerhalb des Bundes der deutschen katholischen Jugend (BDKJ) eher zu den kleineren Organisationen zählten, waren sie zahlenmäßig dennoch stärker vertreten als bspw. die Christliche Arbeiterjugend oder der Quickborn.

Ebenso virulent ist die Frage, wie nachhaltig die verständigungspolitischen Initiativen der Jugendverbände gewesen seien und ob sie auch die östlichen Nachbarn in ihrem Denken beeinflusst hätten. Auch die Funktionsträger der katholischen heimatvertriebenen Erwachsenenverbände der Schlesier betonten jahrzehntelang, dass der gemeinsame katholische Glaube ein starkes Fundament für die Verständigung mit dem polnischen Volk darstelle, was diese Verbände von landsmannschaftlichen bzw. politischen Organisationen wesentlich unterscheide und einen größeren Erfolgsgarant darstelle. Die Realität zeigte jedoch, dass dieser Gedanke eine Wunschvorstellung war. Die katholischen Verbände blieben eine Randerscheinung im deutschlandweiten Diskurs und wurden jenseits der Grenze kaum wahrgenommen. Trotzdem muss die Leistung der katholischen Verbände gebührend gewürdigt werden. Zum einen haben sie es geschafft, dass sich ihre Mitglieder nach der Einführung der neuen Ostpolitik größtenteils politisch nicht radikalisierten, sondern sich weiterhin für die Verständigung aussprachen, was jedoch wegen der politischen Lage bis zum Mauerfall schwierig war. Zum anderen haben diese Verbände auf kleinem politischem Raum die lokale Gesellschaft in Polen und Tschechien positiv geprägt. Durch zahlreiche Initiativen auf lokaler Ebene nach 1989 wurden Kontakte mit der hiesigen Bevölkerung geknüpft, Austauschtreffen mit Jugendlichen organisiert und über die gemeinsame Geschichte gesprochen. Solche kleineren Maßnahmen haben einen Teilbeitrag für die völkerübergreifende Verständigung geleistet, was jedoch landesweit gesehen kaum zu quantifizieren ist.

Der Autor stellt die Geschichte und Entwicklung der katholischen Jugendverbände der Heimatvertriebenen in einem gut lesbaren Stil vor, so dass die Publikation auch an ein nicht kundiges Publikum gerichtet sein kann. Zwecks besserer Übersicht sind die Buchkapitel in Dekaden gegliedert. Damit werden die wichtigsten Leitthemen, Entwicklungen und Zäsuren erläutert und schließlich in einem kurzen Fazit zusammengefasst. Der Anhang mit Interviewprotokollen, Diagrammen und Biogrammen rundet das Buch ab. Insofern ist es sehr begrüßenswert, dass dieses Forschungsdesiderat über ein wichtiges Kapitel der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte geschlossen wurde.

Gregor Ploch

GUDRUN SILBERZAHN-JANDT: »... und da gab's noch ein Tor, das geschlossen war«. Alltag und Entwicklung in der Anstalt Stetten 1945 bis 1975. Ostfildern: Schwabenverlag 2018. 304 S. m. zahlr. farb. Abb. keine ISBN. Geb. Kostenlos.

Die »Diakonie Stetten«, heute einer der großen Diakoniekonzerne Württembergs, geht auf die 1849 gegründete »Heil- und Pflgeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische in Stetten i. R.« zurück. Über Jahrzehnte wurde die »Anstalt Stetten« von Pfarrer Ludwig

Schlaich (1899–1977) geprägt, dem 1967 sein Sohn Peter als Leiter nachfolgte. Die überragenden Verdienste Schlaichs um die Behindertenhilfe sind bis heute unbestritten. In seine Amtszeit fiel aber auch der große Bruch in der Geschichte der Einrichtung, die 1940 auf Veranlassung der NS-Kreisleitung beschlagnahmt wurde. 330 Pfleglinge wurden damals im Zuge der Aktion T4 in Grafeneck ermordet. Schlaich hat mit seiner Schrift »Kirche und Innere Mission Württembergs im Kampf gegen die Vernichtung lebensunwerten Lebens« aus dem Jahr 1947 lange den Blick auf diese Ereignisse bestimmt. Als Martin Kalusche 1997 in seiner Dissertation »Das Schloss an der Grenze« Schlaichs Verhalten im Nationalsozialismus differenzierter als eines von Kooperation und Konfrontation beschrieb, wirkte dies besonders auf frühere Mitarbeiter als verstörende Demontage einer verehrten Vaterfigur.

»Vor dem Hintergrund der öffentlichen Diskussion um Gewalt in Heimen um die 1950er und 1960er Jahre« (S. 7) beschloss der Vorstand der Diakonie Stetten 2014, dem Beispiel anderer diakonischer Träger folgend nun auch die Nachkriegsgeschichte der Anstalt untersuchen zu lassen. Dafür wurde die Kulturwissenschaftlerin Gudrun Silberzahn-Jandt gewonnen, die zuletzt mit einer Publikation zu Zwangssterilisation und »Euthanasie« in Esslingen hervorgetreten ist. Zur Seite stand ihr ein eigens aus Mitarbeitern der Diakonie Stetten gebildeter Beirat, der den Forschungsauftrag definierte. Die Projektleitung lag bei der Pressesprecherin der Diakonie Stetten, der Kulturwissenschaftlerin Hannah Kaltarar. Die nun vorliegenden Ergebnisse dürften auf viele Leser nicht weniger schockierend wirken als seinerzeit Kalusches Untersuchung. Eindringlich beschreibt Silberzahn-Jandt Lebens- und Arbeitsverhältnisse in der Anstalt. Positive Aspekte werden keineswegs unterschlagen, doch stärker wirkt das Bild einer abgeschlossenen »Welt hinter Mauern«, wie das erste Kapitel überschrieben ist. Ein streng geregelter Tageslauf, Nachtruhe ab 20 Uhr auch im Sommer, »Einheitskleidung, strikte Geschlechtertrennung, Duschen nach Plan, Passierscheine oder Gottesdienstbesuche als Pflicht« (S. 12) ließen wenig Spielraum für Individualität. Demütigende Strafen, Ohrfeigen und Schläge waren trotz des grundsätzlichen Verbotes körperlicher Züchtigung selbstverständlich akzeptierte, gängige Erziehungsmittel.

Schon die Gliederung in die Hauptteile »Wiederaufbau nach 1945«, »Kontinuität und Wandel: Anstalt 1955–1967« und »Aufbrüche 1968–1975« zeigt, dass der Arbeit auch ein Fortschrittsnarrativ unterliegt. Bereits in den 1950er-Jahren zeichnete sich eine Abkehr von der alten, auf Bewahrung ausgerichteten Konzeption der »Schwachsinnigenpflege« ab, und mit dem Generationenwechsel 1967 gewann dieser Prozess an Dynamik. Nicht zuletzt war das einer zunehmenden Öffnung der Gesellschaft für die Belange Behinderter und einer nachhaltigen Verbesserung der gesetzlichen und finanziellen Rahmenbedingungen geschuldet. Wie sich der Wandel – nicht ohne Konflikte – in der Anstalt Stetten vollzog, ist Thema des dritten Hauptteils, zu dem die Kulturwissenschaftlerin Monika Bönisch zwei wichtige Kapitel beigesteuert hat.

Als besonders ergiebig für die Beschreibung des Anstaltsalltags erweisen sich in den ersten beiden Teilen zeitgenössische Sozial- und Patientenakten sowie Praktikantenberichte. Für die Gesamtkonzeption zentral sind aber die Interviews mit elf Bewohnerinnen und Bewohnern, die bereits während des Untersuchungszeitraums in der Anstalt lebten. Sie kommen als »präzise beobachtende Expertinnen und Experten ihrer Geschichte« (S. 297) wo immer möglich zu Wort. Auch wenn eine »radikale Geschichtsschreibung aus der Binnensicht und unter Mitarbeit der Menschen mit Behinderungen« (S. 298), wie sie die Autorin wohl präferiert hätte, noch aussteht, kommt so doch eine wertschätzende Haltung zum Ausdruck, der auch der weitgehende Verzicht auf die heute negativ konnotierte zeitgenössische Begrifflichkeit entspricht. Zwei Interviewpartner, die die Nennung

ihrer Namen gestatteten, werden mit zahlreichen, in die ersten beiden Hauptteile eingestreuten Farbporträts von Hannah Kaltarar als sympathische, selbstbewusste Senioren in ihrer Lebenswelt von heute gezeigt. So öffnet sich der Blick aus der in Grautönen gezeichneten Vergangenheit in eine Zukunft, in der Menschen mit Behinderung Selbstbestimmung und Teilhabe ermöglicht wird.

Die evangelisch-kirchliche Prägung des Lebens in der Anstalt erscheint der Autorin vor allem als ein System religiösen Zwangs. Hier zeigen sich die Grenzen des kulturwissenschaftlichen Zugriffs. Die Frage, ob in der Anstalt Stetten eine spezifische Ausprägung protestantischer Frömmigkeit gelebt wurde und wie sich diese im Untersuchungszeitraum gewandelt haben könnte, kommt gar nicht in den Blick. Allerdings hätte eine vertiefte und differenziertere Behandlung dieses Problemfeldes eine andere Schwerpunktsetzung als die vom Auftraggeber vorgegebene Fokussierung auf »Alltag und Entwicklung« erfordert. Gegen den Strich gelesen zeigt die Arbeit dennoch eindrucksvoll, welches Engagement die »pietistische Tradition« – dieses Stichwort fällt nur an versteckter Stelle und erst gegen Ende des Bandes – freizusetzen vermochte. Wenn Ludwig Schlaich im Leben der Anstalt »Gemeinschaft im Sinne einer christlichen Hausgemeinschaft« (S. 152) anstrebte, blieb das keineswegs nur fromme Phrase. Nicht von ungefähr konstatiert einer der beiden »Kronzeugen« im Blick auf Vater und Sohn Schlaich: »Sie lebten für uns. Heute ist das anders.« (S. 93).

Der Absicht, ein leicht lesbare, abwechslungsreiches und interessantes Buch zu schaffen, entspricht der Band trotz mancher darstellerischer Mängel durchaus. Die schlichte, leicht verständliche Sprache, das lockere Layout und die reiche Bebilderung tragen nicht unerheblich dazu bei. Entstanden ist ein Buch, das vor allem im Umkreis der Diakonie Stetten auf Interesse stoßen dürfte und das gut geeignet scheint, Mitarbeitende vor dem Hintergrund der Vergangenheit zur Reflexion gegenwärtiger Praxis anzuregen. Zu bedauern ist der Verzicht auf eine Einleitung und ein abschließendes Resümee und damit auf den Versuch, Konzeption und Ergebnisse der Studie auf den aktuellen Stand der Forschung zu beziehen. Nichtsdestoweniger nützt es Respekt ab, dass die Diakonie Stetten diesen Blick in den Spiegel nicht gescheut und das unbequeme Thema nicht mit einer bunten Imagebroschüre abgetan hat.

Johannes Michael Wischnath

PETER NEUNER: *Turbulenter Aufbruch. Die 60er Jahre zwischen Konzil und konservativer Wende.* Freiburg i. Br.: Herder 2019. 310 S. m. Abb. ISBN 978-3-451-38414-1. Geb. € 32,00.

Fast pünktlich zum 50-jährigen Jubiläum von ›1968‹ legt der emeritierte Münchner Dogmatiker Peter Neuner eine Monografie mit dem Titel »Turbulenter Aufbruch. Die 60er Jahre zwischen Konzil und konservativer Wende« vor. Das knapp über 300 Seiten starke Buch, im Herder-Verlag erschienen, liefert, wie es selbst zugibt, keine grundsätzlich neuen Beobachtungen zum Katholizismus der langen 1960er-Jahre (vgl. S. 10). Da der Autor aber zwischen Zeitzeugenschaft (* 1941) und (theologie-)geschichtlicher Analyse changiert, bietet es eine höchst interessante Binnenperspektive auf die diversen, ja konträren Strömungen in der unmittelbar postkonziliaren Phase, die bis in die jüngste Gegenwart nachwirken. Er liefert so gewissermaßen das interne Komplementär zum externen Blick auf die katholische Kirche der 60er-Jahre, wie ihn z. B. der Historiker Thomas Großbölting mit seinem Überblick »Der verlorene Himmel. Glaube in Deutschland seit 1945« vor einigen Jahren vorlegte. Neuner kommt es vor allem darauf

an, Wechselwirkungen zwischen Kirche und Welt aufzuzeigen. Entsprechend gestaltet sich der Kapitelaufbau: »Ein Blick auf die Studentenrevolten« (Neue Linke, Proteste gegen den Vietnamkrieg, Hippiekultur) und »Aspekte der geistigen Neuorientierung« (Kritik an Bürgertum, Universität und traditionellen Familienmustern) werden ab dem dritten Kapitel mit ›katholischen‹ Erinnerungsorten synchronisiert, welche neben dem Zweiten Vatikanischen Konzil die Befreiungstheologie, den Konflikt um »*Humanae Vitae*« und die katholische Wochenzeitung »Publik« oder die Kontroversen um die rechte Lehre betreffen.

Zur Darlegung der katholischen Erinnerungskultur bedient sich Neuner des Begriffes »langes 1968« (vgl. Kapitel vier). Darunter versteht der Verfasser die mit dieser Jahreszahl verbundenen mentalen Prozesse und Dynamiken im kirchlichen und gesellschaftlichen Raum, die er durch zwei Daten gerahmt sieht: Die erste Herztransplantation an einem Menschen, vollzogen im Dezember 1967 im südafrikanischen Kapstadt und die Mondumkreisung ein Jahr später, die den Menschen für die eine Welt sensibilisierte. Beide Ereignisse zogen so grundlegende Anfragen an die Anthropologie und die menschliche Verantwortung für den Globus nach sich (vgl. S. 18f.).

Der Katholizismus pluralisierte sich, nicht zuletzt ausgehend von diesen beiden grundständigen Fragen an die Gestaltung von Kirche und Gesellschaft, um 1968 in verschiedene Richtungen, die miteinander nicht selten in Konflikt gerieten. Die neueste zeithistorische Forschung spricht hier von einem facettenreichen ›Katholischsein‹, das die geschlossene Sozialgestalt des Katholizismus ablöste. Während für die einen bspw. das auf dem Essener Katholikentag begründete »Politische Nachtgebet« (vgl. S. 146–152) ein wichtiger Marker ihrer religiösen Identität wurde, sahen etwa traditionalistische Kräfte wie die »Una Voce«-Bewegung einzig in der Rückkehr zur alten, lateinischen Liturgie die rechte Wahrung des katholischen Glaubens (vgl. S. 203f.). Solche Gegenströmungen, die lange von der Forschung zur Konzilsrezeption vernachlässigt wurden, nimmt Neuner im fünften Kapitel in den Blick. Neben »Una Voce« ist dies vor allem die Priesterbruderschaft St. Pius X. Ferner haben hier kirchenamtliche Reaktionen auf die Ämterfrage und die Stellung der Laien in der Kirche ihren Platz. All diese Phänomene sind für den Verfasser Indikatoren einer Wende, womit er den politikgeschichtlichen Terminus der »konservativen Tendenzwende« in den 1970ern auf die Katholizismusforschung anwendet. Für all jene Fliehkräfte ›progressiver‹ und ›traditioneller‹ Natur, die auf das Katholischsein seit den 1960er-Jahren einwirkten, sieht Neuner letztlich die ›richtige‹ Interpretation des Zweiten Vatikanums als Urgrund an. Die Konzilsinterpretation habe vor allem in ihrer fortschrittsskeptischen Ausprägung Raum greifen können: »Die Tendenz zur Restauration war mächtig, und das auch dort, wo man das Konzil zitierte und sich auf seine Entscheidungen berief« (S. 250).

Im sechsten und letzten Kapitel blitzt die Profession des Autors als systematischer Theologe wieder auf. In verschiedenen gegenwärtigen Kirchenerfahrungen sieht der emeritierte Dogmatiker »Spätfolgen der Ereignisse der 60er Jahre« (S. 253). Die Ereignisse des langen Jahres 1968 kulminierten letztlich in der Tatsache, »dass es auch in der Kirche unterschiedliche Meinungen gibt« (S. 272). Ein solches Erfahrungswissen negiere die Form der autoritativen Einzelentscheidung und verlange vielmehr nach synodaler Umsetzung. Aktueller können historische Analysen nicht ausfallen.

Florian Bock

7. Orden, Klöster und Stifte

VOLKER LEPPIN: Franziskus von Assisi. Darmstadt: WBG Theiss 2018. 368 S. m. Abb. ISBN 978-3-8062-3817-4. Geb. € 29,95.

Dass ein namhafter Lutherforscher und evangelischer Theologe dem mittelalterlichen Ordensgründer Franz von Assisi eine umfangreiche Biografie widmet, überrascht nur auf den ersten Blick. Es war der evangelische Theologe Paul Sabatier, dem die moderne Franziskusforschung am Ende des 19. Jahrhunderts die Initialzündung verdankt. Martin Luther selbst bewunderte den Poverello als »vom Geist Entflammten, der voller Weisheit das Evangelium Jesu Christi als seine Regel wählte« (WA 8,579). Auch Leppins Vorgänger auf dem evangelischen Tübinger Lehrstuhl für Kirchengeschichte, Ulrich Köpf, verfasste neben grundlegenden Beiträgen zur Reformationsgeschichte auch Studien über die mittelalterlichen Mystiker Bernhard von Clairvaux und Franziskus.

Der 52-jährige Forscher zeigt sich mit den Quellen vertraut, die er in der lateinischen Ausgabe der *Fontes Franciscani* liest. Die Hinführung »Der Weg zu Franz« (S. 10–26) verdeutlicht die Kunst, die Fülle meist hagiografischer Texte aus dem Spätmittelalter kritisch zu interpretieren. Das erste Kapitel beleuchtet Herkunft und Jugend des jungen Kaufmanns, der schrittweise auf einen »Bruch« mit der bürgerlichen Welt zugeht (S. 27–85). Die Selbstentberung führt zum »Aufbruch« (S. 86–142): Franz erneuert zunächst als Eremit stadtnahe Landkirchen und entdeckt dann als neuer Jünger Jesu mit Gefährten die »vita apostolorum«. Vorerst regional unter dem Schutz des Ortsbischofs, dann mit päpstlichem Segen universal, entfaltet sich die »Sendung« (S. 143–198) charismatisch, tatkräftig und schöpfungsnah bis in die islamische Welt. Der schnell wachsende Orden ringt in der Allianz mit dem Papst um seine »Ordnung« (S. 199–241) und sieht den Gründer seine letzten Jahre im »Rückzug« (S. 242–297) vollenden.

Die neue Franziskusbiographie zeichnet sich durch die sorgsame, historisch-kritische Interpretation der breiten Quellenbasis aus. Der Autor verarbeitet auch maßgebliche Beiträge der italienischen und angelsächsischen Forschung. Wie bereits als Lutherbiograf überrascht Leppin mit ungewöhnlichen Thesen. Im Gegensatz zur Spekulationsfreude eines Helmut Feld enthält sich der gewissenhafte Kirchenhistoriker kühner Ferndiagnosen und ist sich der Gefahr von Rückprojektionen bewusst (S. 50). Nur vereinzelt lässt er sich von Feld auf Glatteis locken, wenn er etwa eine Geschäftsreise des Vaters auf ein Jahr ausdehnt, um Zeit für eine außereheliche Schwangerschaft der Mutter zu schaffen (S. 32). Leppins Spekulationen zum Namen des Heiligen übersehen, dass die Mutter Giovanna hieß und Pica (Elster) nur ihr Rufname war: Der Taufname Giovanni lässt sich daher als Wahl einer selbstbewussten Mutter naheliegender erklären als mit »einer theologisch gesteuerten Erfindung« (S. 33–35). Die Mutter verschwindet nach dem Bruch keineswegs »aus der Überlieferung« (S. 94), sondern spiegelt sich in den Franziskuschriften und findet ihr Grab in San Francesco.

Über 50 Seiten klein gedruckter Endnoten und über 150 zitierte Bücher und Artikel weisen die breite Literaturlage dieser Monografie aus. Allerdings wird mancher zitierte Fachbeitrag allzu selektiv benutzt: Wer Martina Kreidler-Kos' prämierte Tübinger Dissertation über Klara von Assisi tatsächlich liest, kann die Schwester unmöglich als »Geliebte im Geiste« (S. 132–142) darstellen. Die ebenso angeführte »Neue Chronologie zu Clara von Assisi« erlaubt nicht, weiterhin anachronistisch von »Klarissen in San Damiano« zu sprechen (S. 90, S. 311). Manche Schlüsselerfahrungen im Leben des Poverello erweisen sich als zu oberflächlich gedeutet, etwa der mystisch motivierte Kirchenbau in San Damiano (S. 86–94) oder die politisch keineswegs so »naive« Friedensmission in Ägypten

(S. 187–198). Zu letzterer hat Gwenolé Jeusset drei umfangreiche Monografien vorgelegt, die Leppin nicht kennt: Die Bibliographie führt einzig einen 12-seitigen Kurzartikel des französischen Forschers an (S. 362). Mit der internationalen Forschung vertraut, scheint Leppin die Arbeiten der »Fachstelle Franziskanische Forschung« in Münster nur punktuell zu nutzen. Deren Fachzeitschrift bietet u. a. eine eingehende Quellenuntersuchung zu Herkunft, Motiv und Kontext der späten Tradition von der sprechenden Kreuzikone in San Damiano (WiWei 78), ebenso eine Studie zur Klosterlandschaft um Assisi (WiWei 75). Dass Franziskus mehrere Kapellen renoviert haben soll, ist nicht mit Leppin als Faktum zu deuten (S. 90f.), sondern in diesem Fall tatsächlich »eine theologisch gesteuerte Erfindung« (WiWei 73). Gravierend und schwerlich zu erklären ist das gänzliche Fehlen eines umfangreichen Forschungsbandes, der 21 »Beiträge zur neueren deutschsprachigen Klara-Forschung« seit 2000 sammelt: »Klara von Assisi. Zwischen Bettelarmut und Beziehungsreichtum« (hrsg. v. Bernd Schmies, Münster 2011). Leppin genügt es, im allzu knappen Abschnitt über Klara auf schmaler Literaturliteraturbasis die verzerrte Sichtweise Helmut Felds zu relativieren, wobei er selber der Versuchung vorschneller Psychologisierung und patriarchaler Muster verfällt. Eine vertiefte Diskussion mit der katholischen Forschung könnte auch anderweitig Fehldiagnosen vermeiden und Urteile schärfen helfen. So ordnen etwa Assisis Konsuln Franz 1206 keineswegs dem »geistlichen Stand« (S. 79–81) oder gar »Mönchen und Ordensleuten« (S. 110) zu: Der kirchliche Laie unterstand bereits als einfacher Büsser im *ordo poenitentialis* der Rechtsprechung des Bischofs. Auch Klaras »Tonsurschnitt« markierte im Frühling 1211 einzig und in keiner Weise rechtlich subversiv den Eintritt in den Büsserstand (S. 141).

Die illustrativen Beispiele aus der ersten Hälfte des Buches machen deutlich: Leppin löst Helmut Felds Vorgängerwerk in der WBG zu Recht ab, wird der deutschen Übersetzung von André Vauchez' mediävistischem Meisterwerk jedoch den Rang einer neuen Standardbiografie nicht streitig machen. Die Franziskus-Biografie des Tübinger Forschers lädt zur kritischen Quellenlektüre ein, überrascht auch Insider öfter mit alternativen biografischen Leseschlüsseln, bringt modernen Lesern einen fernen Franziskus erfrischend nahe und verdient es, in Fach- wie in breiteren Leserkreisen diskutiert zu werden.

Niklaus Kuster

ANSELM RAU: Das Modell Franziskus. Bildstruktur und Affektsteuerung in monastischer Meditations- und Gebetspraxis, Luther und das Konzil. Zur Entwicklung eines zentralen Themas in der Reformationszeit (Neue Frankfurter Forschungen zur Kunst, Bd. 22). Berlin: Gebr. Mann 2019. 568 S. ISBN 978-3-7861-2825-0. € 89,00.

Die vorliegende Arbeit ist 2016 als kunsthistorische Dissertation in Frankfurt a. M. eingereicht worden – und sie demonstriert das hohe methodische Niveau und die herausragende interdisziplinäre Anschlussfähigkeit, die die kunsthistorische Mediävistik derzeit in vielen Bereichen kennzeichnet. Das »Modell Franziskus«, das R. hier vorstellt und entfaltet, ist ein Modell meditativer Praxis im 13. Jahrhundert. Entsprechend reicht seine Studie weit in Bereiche der Frömmigkeits- und auch der Theologiegeschichte hinein.

Den Ausgangspunkt bildet im ersten Teil dieses umfangreichen Buches die Kanonisationsbulle »Mira circa nos«, durch welche Papst Gregor IX. am 16. Juli 1228 Franz von Assisi heiligsprach. Der Weg zu dieser Heiligsprechung war bekanntlich kurz, und ein zentrales Moment darin war das zunächst von Elias von Cortona verkündete und dann in den frühen Biographien des Franziskus intensiv erzählte Geschehen auf dem Berg La Verna, zwei Jahre vor seinem Tod, in welchem sich die Vision eines sechsflügeligen Sera-

phen mit der Stigmatisation des Heiligen verband. Gregor IX. nimmt in einer Weise, der R. »Raffinesse« attestiert (S. 64), dieses Geschehen zum Ausgangspunkt der Schilderung eines Weges, der aus der Bußhaltung über Tugenden und Seligpreisungen die Jakobsleiter beschreitet. Eben hierfür dient Franziskus in aller Exzeptionalität als »Modell« – und die beiden folgenden, viel ausführlicheren Teile von R.s Buch dienen dazu, dessen Hintergründe (Teil 2) und Wirkungen (Teil 3) zu entfalten.

Das tut R. im zweiten Teil anhand einer bildtheoretischen Reflexion der Seraphenvision. Sehr erhellend arbeitet er heraus, wie sich im Unterschied zu der reinen Bildmeditation vor dem Kruzifix in San Damiano die Schau auf La Verna als reziproker Präsenzvorgang im Bild beschreiben lässt: Christus selbst ist in dem Seraphen als der Gekreuzigte präsent – und er imprägniert sich gewissermaßen dem Visionär Franziskus, der hierdurch seinerseits zum Bild Christi wird, das wiederum abgebildet werden kann (S. 109f.). Die Vielschichtigkeit des Geschehens steigert sich noch dadurch, dass R. in Anknüpfung an Hinweise aus der Forschung die Seraphenvisionen auf ältere Darstellungen eines solchen Seraphen, vor allem aber auf den früher Alanus ab Insulis zugewiesenen Traktat »De sex alis cherubim« des weit weniger bekannten Clemens von Llanthony beziehen kann. Dass die Seraphenvision damit durch ein vorgegebenes Konzept geformt ist, deutet R. an, ohne sich um die Frage, was dies für die Einordnung solcher Visionen bedeutet, weiter zu kümmern. Wichtiger ist ihm, dass auf diese Weise ein Referenztext gegeben ist, der es ermöglicht, jenen Tugendaufstieg, von dem Gregor IX. sprach, in meditative und betende Praxis umzusetzen, denn genau das ist der Inhalt von »De sex alis«, den man durch die Übersetzung, die R. seinem Buch beigegeben hat, gut nachvollziehen kann. R. deutet ihn ausführlich und weist die verschiedenen Schemata nach, welche in ihm Anwendung finden. Die Linie meditativer Anleitung führt er über den gleichermaßen in Übersetzung beigegebenen »Benjamin minor« des Richard von St. Viktor weiter zur monastischen Praxis der Viktoriner insgesamt. Von der Frage nach Bild und Bildern ausgehend, bietet R. so eine sensible und kenntnisreiche Einführung in die Ideale der *lectio divina*. Wiederum macht er sich frei von der Furcht, die Befassung mit solchen Texten führe wenig weiter, weil es sich um normative Texte handle. Das ist ihm sehr wohl bewusst, aber er kann so vielfach nachweisen, wie die Texte und dann auch die Bilder kulturelles Gemeinwissen abrufen, wodurch ein Panorama entsteht, dem man einen Bezug auf tatsächlich vorhandene Mentalitäten schwer wird absprechen können.

In seinem dritten Teil kommt R. dann im eigentlichen Sinne auf Bilder zu sprechen, insbesondere auf den »Kernaspekt« (S. 283) eines Zusammenhangs zwischen Franziskusbildern und rituellen Bußprozessen. Auch hier geht es nicht um die Nachzeichnung von in Berichten greifbaren Meditationsprozessen, sondern um die Anreize, die Bilder hierzu geben und die der kunsthistorisch wie theologisch belehrte Blick von R. eröffnet. Besonders hervorzuheben sind die Hinweise auf den Zusammenhang zwischen Bildprogrammen und den bekannten Chorlegenden zum Leben des Franziskus – diese gewinnen durch R.s Untersuchung ihren liturgischen Sitz im Leben. Den Höhepunkt erreicht seine Darstellung dann in der Interpretation der Unterkirche von S. Francesco in Assisi auf Grundlage des in den Cherubiminterpretationen greifbaren Tugendprogramms wie in der Auslegung der für Jahrhunderte prägenden Franziskusdeutung Bonaventuras.

Man hätte sich gewünscht, dass dieses materialreiche Buch durch Register erschlossen wäre – doch wenn dies die einzige Kritik ist, die zu äußern ist, sagt das eine Menge: Diese Dissertation baut eine Brücke zwischen kunsthistorischer und kirchenhistorischer Franziskusforschung. Es ist mit großer Sensibilität in der Interpretation und Souveränität in der Beherrschung des Materials geschrieben – und ein eminent wichtiger Beitrag zur Frömmigkeitsgeschichte des 13. Jahrhunderts.

Volker Leppin

EVA SCHLOTHEUBER: »Gelehrte Bräute Christi«. Geistliche Frauen in der mittelalterlichen Gesellschaft (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, Bd. 104). Tübingen: Mohr Siebeck 2018. VIII, 340 S. ISBN 978-3-16-155367-7. Geb. € 99,00.

Bei der neuesten Veröffentlichung der Düsseldorfer Professorin handelt es sich um eine Aufsatzsammlung auf Deutsch und Englisch, die die letzten zwei Jahrzehnte ihrer Forschung um bayerische, schwäbische und norddeutsche Frauenklöster zwischen dem 11. und 15. Jahrhundert umfasst. Diese Aufsätze wurden zu großen Teilen bereits an anderen Orten publiziert. Die Aufsatzsammlung ist nach drei Themenschwerpunkten aufgebaut: erstens die soziale und religiöse Fundierung des Lebens der Frauen im Kloster, zweitens Erziehung, Bildung und Bücher und drittens der Klosteralltag in der Klausur. Schlotheubers Arbeit beruht dabei vor allem auf ihrer Auseinandersetzung mit innerkonventualer Literatur, auf Konventstagebüchern, Chroniken, Briefen und Notizen über den Klosteralltag, die Aufschluss über die Perspektive der Frauen auf ihr Leben im Konvent offenbaren.

Ihren ersten Aufsatz »Familienpolitik und geistliche Aufgaben« nutzt Schlotheuber, um anschaulich und mit vielen Beispielen die familienpolitischen Gründe – wie Steigerung des Ansehens und Erbenreduzierung – sowie die Eintrittsbedingungen einer geistlichen Frau ins Kloster darzustellen. Anschaulich kann sie so die Handlungsspielräume von Familie und Kloster aufzeigen. Infolge des rituellen Übergangs von der Familie in das Kloster stellt sie die besondere Bedeutung der Nonne als Mittlerin zwischen Gott und Welt dar, die von diesem Zeitpunkt an ein permanentes Bündnis zwischen Familie und Kloster symbolisierte. Der englischsprachige Aufsatz »The Freedom of their Own Rule« schließt nahtlos an mit der Frage nach den spirituellen Betreuern als Scharnier zwischen äußerer Welt und Klausur und der Rolle des Probstes für die Frauenklöster. Im Zusammenhang mit den Reformen des 11. Jahrhunderts greift Schlotheuber die Beispiele Lippoldsberg und Lamspringe sowie Konvente in der Erzdiözese Rouen auf, um zu argumentieren, dass sich je nach politischen Bedingungen in einer Region die Ausformungen der Reform bezüglich der Handlungsspielräume der geistlichen Frauen unterschiedlich gestalten konnten. Die Beschwerden von geistigen Frauen, die sich gegen die Familienpolitik wandten und die Profess unter Zwang ablegten, sind Thema des dritten Aufsatzes »Per vim et metum«. Anhand von Beispielen zeigt Schlotheuber die rechtlichen und sozialen Strukturen auf, denen die Frauen sich zu diesem Zeitpunkt unterworfen sahen. Systemimmanente Gründe für den erzwungenen Klostereintritt, begründet im mittelalterlichen Heirats- und Erbrecht, können hier anschaulich präsentiert werden.

Der zweite Part der Aufsatzsammlung widmet sich ordensübergreifend der Bildung der geistlichen Frauen und setzt mit den Ebstorfer Benediktinerinnen und ihrer Schulkwirklichkeit anhand von Notizen aus dem Alltag der Novizinnen ein. Schlotheuber kann die Bemühungen um das Erlernen der lateinischen Sprache anhand der eigenen Schriften der Nonnen wie der Visitationsberichte der Ordensoberen dokumentieren. Dem schließt sich der zweite Aufsatz in dieser Sektion an, der die Verwendung von moralisch wertenden Sprichwörtern im Lateinunterricht zur Regelung des Verhaltens der Gemeinschaft aufgreift. Die norddeutschen Benediktinerinnenklöster bleiben im dritten Aufsatz »Intellectual Horizons: Letters from a Northern German Convent« thematisch relevant, um zu zeigen, inwiefern die Nonnen selbst zur Schreibfeder griffen, um spirituelle Literatur zu verfassen. Schlotheuber argumentiert, dass die Benediktinerinnen durch ihre Verwendung der lateinischen Sprache an Autorität gewannen, da sie von anderen um Rat gefragt wurden. Um den Blick auf die Bildung abzurunden, widmet sich Schlotheuber im nächsten Kapitel den süddeutschen Dominikanerinnenklöstern, wobei sie auf Vor-

arbeiten von Johanna Thali und Marie-Luise Ehrenschwendtner aufbaut. Die Sektion beendet ein Aufsatz über den Humanisten Willibald Pirckheimer und seine Beziehung zu den Klarissenschwestern von Nürnberg. Die Koketterie der geistlichen Frauen mit Unwissenheit gegenüber Autoritäten sieht die Autorin als Strategie des Überlebens innerhalb der Reformationswirren. Zudem zeigt sie die Verteidigungsstrategie gegenüber dem Nürnberger Stadtrat auf, bei der die Zusammenarbeit des Humanisten mit seiner Schwester Caritas evident wird.

Der dritte Teil der Aufsatzsammlung nimmt den Klosteralltag in der Klausur in den Blick. Anhand von Rechtstexten und Beispielen aus den Konventstagebüchern kann Eva Schlotheuber nicht nur die Kleidung der Nonnen beschreiben, sondern auch deren symbolischen Wert an Festtagen erklären. Die Divergenz zwischen Norm und Praxis wird in Schlotheubers Beitrag zur Wahl der Priorin ersichtlich. Der Sammelband schließt mit der Beschreibung der Begegnung des Beichtvaters Frederik van Heilo mit Schwestern in der *Devotio Moderna*. Hier präsentiert sich dem Leser aus der Sicht des Beichtvaters das Bild auf die Frauen mit all seinen Facetten und zeichnet die Problematik des Beichtvaterseins in einer Frauengemeinschaft auf.

Insgesamt präsentiert sich dem Leser ein ausgewogenes Potpourri der Forschungszeit Schlotheubers. Wünschenswert wäre eine klare Differenzierung zwischen Nord- und Süddeutschland sowie die deutlichere Berücksichtigung regionaler Spezifika der von ihr untersuchten Klöster. Ihre fragmentarischen Blicke auf die unterschiedlichen Orden in Bezug auf Familienbande und Bildung sind auch im Zweitdruck eine wichtige Sammlung für die kommende Forschung.

Stefanie Neidhardt

JAVIER FRANCISCO: Die spanisch-amerikanische Jesuiten-Universität in Córdoba, Argentinien – transatlantische Verflechtungen und gesellschaftliche Verankerung in der Kolonialzeit (*Historiamericana*, Bd. 43). Stuttgart: Hans-Dieter Heinz 2018. 282 S. m. Abb. ISBN 978-3-88988712-7. Kart. € 29,90.

Die Missionsgeschichte der Jesuiten hat von verschiedenen Seiten großes Interesse gefunden, nicht nur von theologischer oder missionshistorischer Seite, sondern vor allem in ihrem Beitrag zur Kulturgeschichte auch in den Missionsgebieten. Nach der Vertreibung der Jesuiten im 18. Jahrhundert, dem Verbot des Ordens und dem Exil der italienischen und spanischen Jesuiten in Italien haben einige aufgrund dieser Erfahrungen vor Ort, zum Teil mit erheblichem Erinnerungsaufwand, in ihren veröffentlichten oder als Manuskript kursierenden Werken einen wichtigen Beitrag in Gebieten außerhalb der Mission gebracht. Man denke nur an Lorenzo Hervás y Panduro für die allgemeine Sprachtypologie und an Juan Andrés y Morell, der mit seinen Werken zum Mitbegründer der vergleichenden Literaturwissenschaft wurde. Hervás hat beispielsweise das empirische Material der Sprachen, die die Missionare für ihren religiösen Unterricht erlernt hatten, gesammelt und typologisch untersucht und damit Entwicklungen der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts angestoßen.

Die Forschungen konzentrierten sich aber oftmals einseitig auf den Beitrag von Ordensmitgliedern, der für die europäische Kulturgeschichte bestimmend wurde. Die oft nur indirekt zu ermittelnden Einflüsse auf das kulturelle Leben in den Missionsgebieten waren dagegen meist Spezialisten vorbehalten, in Brasilien etwa der Jesuit Serafim Leite (1890–1969) in seiner monumentalen *História da Companhia de Jesus no Brasil* (1938–1949) oder in Argentinien der Jesuit Guillermo Furlong (1889–1974), der zu den

verschiedensten Gebieten des kulturellen Einflusses der Jesuiten gearbeitet hat. Neuerdings sind vor allem Studien von Historikern und Sprachwissenschaftlern zur indigenen Schriftlichkeit der Guaraní-Reduktionen (Missionsdörfer) der Region zu nennen, sowie Beiträge zu den ersten argentinischen Druckereien der Jesuiten in den Reduktionen der Provinz Paraguay (1700–1727), die zweite Druckerei in Córdoba (1765/1766), zu denen bereits Furlong gearbeitet hatte. Auch die Medizingeschichte der Missionen findet verstärktes Interesse.

Mikrostudien zur Geschichte der jesuitischen Institutionen und ihres Lehrpersonals in den Kolonien, die natürlich mit viel Rechercheaufwand beim Quellenstudium verbunden sind, sind dagegen immer noch selten. So ist die neue Studie von Javier Francisco ein willkommener Beitrag in der Grundlagenforschung zu dem Thema. Das Jesuitenkolleg in Córdoba (Colegio Maximo de Córdoba) in Argentinien wurde 1613 gegründet und erhielt den Status einer Universität bereits 1622. Es war damals die einzige Institution für eine höhere Bildung im ganzen Raum, bevor 1731 das Colegio San Ignacio in Buenos Aires gegründet worden ist. In Brasilien gab es gar keine Universitäten, begabte Brasilianer mussten in Coimbra studieren und auch ein Buchdruck wurde erst 1808 nach dem Kommen der königlichen Familie in der Flucht vor Napoleon aus Portugal geschaffen. Nur in den kulturellen Zentren wie Lima oder besonders in Mexiko gab es zahlreiche Bildungsinstitutionen, Buchdruck und ein reiches kulturelles Leben, mit dem natürlich die kolonialen Städte der La Plata-Region nicht mithalten konnten. Die jesuitische Aufsicht über die Universität in Córdoba endete mit dem Exil der Jesuiten im Jahr 1767, die Universität wurde aber zuerst von Franziskanern (1767–1808), dann vom säkularen Klerus (1808–1820) und nach einer Zeit unter der Aufsicht der Provinz seit 1854 bis heute vom argentinischen Staat weitergeführt. Dem jesuitischen Erbe widmet sie sich heute nur indirekt; z. B. besitzt sie seit einigen Jahren durch Abgabe die noch in Argentinien in öffentlicher Hand befindlichen Reste der ehemals jesuitischen Bibliothek des Colegio als ihrer Vorgängerinstitution, die sich vorher zum Teil in der Nationalbibliothek Buenos Aires befunden haben.

Es gelingt dem Autor in seiner Studie, die ökonomischen Grundlagen der Universität und mit Hilfe einer selbsterstellten Datenbank soweit belegbar die sozialen Grundlagen und die Herkunft des Lehrpersonals und der Studenten angemessen aufzuzeigen. Auch andere mit der Universität verbundene unterstützende Institutionen wie das Colegio de Monserrat, gegründet 1687 durch eine Stiftung des Presbiteros Doctor Ignacio Duarte y Quirós (ca 1618/20–1703) als eine Art Internat für Studenten, werden hierbei berücksichtigt.

In einigen Bereichen wie etwa der Untersuchung der Austauschprozesse im Personal zwischen Universität, Missionsgebieten und anderen Institutionen kann der Autor interessante empirisch fundierte Beobachtungen erbringen. Auch die Einbeziehung der *litterae indipetae* zur Analyse der persönlichen Motivation von Jesuiten nach Südamerika zu gehen ist trotz aller Konventionalität des Genres innovativ. Die Teile, die den wissenschaftlichen Beitrag von Jesuiten an oder im Umfeld der Universität Córdoba beleuchten, sind allerdings weitgehend eine Zusammenfassung der aus der älteren Forschung bekannten Fakten und Namen. Bei einigen der erwähnten wissenschaftshistorisch wichtigen Namen wird auch gar nicht ausgeführt, welche Verbindungen diese Figuren, etwa der nur gestreifte Jesuit José Sánchez Labrador, der im Exil in Ravenna ein umfangreiches enzyklopädisches Werk zum Raum (mit den Teilen Paraguay católico, cultivado, natural, als Manuskript zirkulierend) im Exil in Italien geschrieben hat, mit der Universität Córdoba hatte.

Natürlich hätte man sich einige Themenbereiche in der neuen Studie noch genauer durchleuchtet gewünscht, etwa die konkrete Umsetzung der jesuitischen *ratio studiorum* vor Ort nach lokalen Bedürfnissen oder Vergleiche mit der Sozialgeschichte weiterer je-

suitischer Institutionen in Südamerika. Die Arbeit ist aber auf jeden Fall nicht nur für Wissenschaftshistoriker oder Lateinamerikanisten anregend und kann weiteren institutionengeschichtlichen Studien zu von der Forschung vernachlässigten religiös geführten Institutionen in Südamerika oder anderswo zum Vorbild dienen.

Nach persönlicher Auskunft des Autors wird das biographische Grundlagenmaterial der vom Autor für seine Arbeit erstellten Datenbank in einer zusätzlichen Online-Publikation anderen Forschern zur Verfügung gestellt werden, was sicher zu begrüßen ist, da der ältere Katalog von Hugo Storni über die Jesuiten des Raums (*Catalogo de los jesuitas de la Provincia del Paraguay*, Rom 1980) zwar sehr zuverlässig ist, aber nur elementare biographische Informationen zu den in der Provinz Paraguay wirkenden Jesuiten bringt.

Franz Obermeier

ESTHER SCHMID HEER, NIKOLAUS KLEIN, PAUL OBERHOLZER (HRSG.): *Transfer, Begegnung, Skandalon? Neue Perspektiven auf die Jesuitenmissionen in Spanisch-Amerika* (Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte, Bd. 26). Stuttgart: Kohlhammer 2019. 400 S. m. Abb. ISBN 978-3-17-035494-4. Geb. € 64,00.

Die Vertreibung der Jesuiten aus Spanisch-Amerika im Jahr 1767 stellte eine außerordentliche Zäsur sowohl für den Orden als auch für die dortige Bevölkerung dar. Zum 250. Jahrestag dieses Ereignisses veranstaltete die Jesuitenbibliothek Zürich und das Archiv der Schweizer Provinz der Jesuiten zusammen mit Mariano Delgado im Mai 2017 an der Universität Fribourg ein interdisziplinäres und internationales Symposium, dessen Ergebnisse nun in überarbeiteter Form vorliegen. Der Band möchte Forschungsdebatten aufgreifen und davon ausgehend neue Perspektiven auf ein in den letzten Jahrzehnten stark untersuchtes Feld eröffnen.

Der Band zerfällt in vier Blöcke. Neben »Einführung und Kontext« werden »Wissen und Wissenstransfer«, »Rezeption und Weiterentwicklung« sowie »Tradierung und Neubildung im 19., 20. und 21. Jahrhundert« behandelt.

Der erste Block bietet neben fundierten Einführungen in den zeitgenössischen Kontext (Johannes Meier, Mariano Delgado) eine erfrischende Perspektive auf explizit jesuitischer Bildsatire konterkarierend zu den so oft untersuchten Antijesuitica (Fabian Fechner). Ein weiterer, auf der Tagung als Abendvortrag konzipierter Beitrag untersucht spirituelle, sprachliche und interkulturelle Übersetzung in jesuitischen Reduktionen (Michael Sievernich). Der Übersetzungsbegriff bleibt dabei allerdings schillernd und der Anspruch, beide Parteien als aktive Mitgestalter zu deuten (S. 116), kann nicht (vollständig) eingelöst werden. Einerseits reproduziert Sievernich das Stereotyp des unwissenden Indigenen, der den Ochsen auf dem Pflug röstet, anstatt Ackerbau zu betreiben, unreflektiert (S. 119), andererseits betont er in der Zusammenfassung am Ende, dass in erster Linie die Jesuiten »übersetzten« (S. 123).

Der zweite Block enthält drei Beiträge, die Produktion und Rezeption von Wissen fokussieren und dabei Publikationen des protestantischen Gelehrten Christoph Gottlieb von Murr (Irina Pawlowsky, Christoph Nebgen) sowie des ebenfalls protestantischen Aufklärers John Lockmann in den Vordergrund stellen (Renate Dürr). Etwas randständig ist die Untersuchung Javier Franciscos zur Verteilung jesuitischen Personals innerhalb der Provinz Paraguay, die zwar den Anspruch aufstellt, die bisher wenig rezipierten Quellenarten *Indipetae* und *Litterae Annuae* auszuwerten (S. 129), die erstgenannten aber gar nicht und letztere nur unvollständig zitiert (z. B. S. 140, Anm. 36: »Litterae annuae 1720–1730«), was den wissenschaftlichen Wert des Beitrages leider schmälert.

Das Erbe der Reduktionen steht im Fokus des dritten Blocks. Hier werden polychrome Holzskulpturen (Corinna Gramatke), Kirchenbau (Eckart Kühne), Sermones (Sieglinde Falkinger) und Musik (Severin Parzinger) untersucht. Während Gramatke und Kühne die Zeit kurz nach der Vertreibung in den Blick nehmen, beleuchten Parzinger und Falkinger die aktuell noch bestehende religiöse Praxis der Indigenen. Somit wird ein Bogen geschlagen, der die Frage nach der Begegnung und der indigenen Aneignung in den letzten 250 Jahren erläutert.

Der vierte Abschnitt liefert neben einer erneuten kurzen Zusammenfassung der Vertreibung der Jesuiten aus den Missionen (Guillermo Wilde) dezidierte Blicke jenseits der klassischen kulturhistorischen Jesuitenforschung, indem der (nicht vorhandene) Einfluss der Reduktionen auf ein paraguayisches Nationalbewusstsein (Ignacio Telesca) sowie die Wahrnehmung der Reduktionsruinen heutzutage (Maximiliano von Thüngen) diskutiert werden. Nikolaus Klein schließlich berichtet über die in den 1970er-Jahren eingerichtete Jesuitenprovinz Mittelamerika.

Auffallend erfreulich ist, dass der Fokus neben der Rezeption jesuitischer Quellen auch auf die Tradierung und Aneignung von Bräuchen und Orten in Lateinamerika durch die dortige Bevölkerung ausgerichtet ist. Alle Beiträge operieren mit einer großen Quellenvielfalt von Schrift- und Bildquellen über Karten bis hin zu transkribierter oral history. Ein Personenregister erleichtert das Auffinden einzelner Akteure, während Abstracts der jeweiligen Beiträge sich am Ende derselben befinden und so einen schnellen Überblick über den Aufsatz geben. Ein Wermutstropfen ist dabei aber die Uneinheitlichkeit der Sprache, denn alle Beiträge sind auf Deutsch zusammengefasst, einige haben zusätzlich einen englischen Abstract und nur ein Beitrag wartet mit einer spanischen Zusammenfassung auf. Eine durchgehende dreisprachige Zusammenfassung wäre, gerade im Hinblick auf die internationale Jesuitenforschung, die ja auch in diesem Band vertreten ist, sinnvoll gewesen. Schwerer wiegt allerdings die unreflektierte Verwendung der Bezeichnungen »Indianer/Indios« in einigen Beiträgen (Meier, Delgado, Sievernich, Kühne) und die damit fortgeführten kolonialen Stereotype; Falkinger spricht gar von der »zivilisatorischen Leistung der Jesuiten« im Hinblick auf Sprache, Schrift und Verwaltungsstruktur (S. 284). Hier ist in einem Band, der sich explizit »neuen Ansätze[n]« (S. 13) verschreibt, mehr Fingerspitzengefühl gefordert.

Ulrich Stober

WOLFGANG OTT, ULRICH SCHEINHAMMER-SCHMID (HRSG.): Hexen, Herren, Heilige. Die geistige Welt des Prämonstratensers Sebastian Sailer (1714–1777) (Kataloge und Schriften des Weißenhorner Heimatmuseums, Bd. 6). Weißenhorn: Heimat- und Museumsverein, 2018. 478 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-928891-13-4. Geb. € 35,00.

Große Jahrtage sind häufig Anlass für neue Veröffentlichungen, doch zu Sailers 300. Geburtstag war die Bücherflut gering. Dies könnte die Vermutung nähren, dass das meiste über Sailer in den vergangenen 300 Jahren schon gesagt worden ist. Wäre da nicht Sailers Geburtsstadt Weißenhorn gewesen, die zum Jubiläum 2014 große Anstrengungen unternommen hat, um an ihre frühere Rolle als Hochburg der Sailerverehrung anzuknüpfen. Eine große Ausstellung im Heimatmuseum, im Begleitprogramm Theater- und Musikabende und ein Symposium zum Thema »Sailer und seine Welt« wurden ausgerichtet. Sein Ziel war, so der Mitherausgeber Ulrich Scheinhammer-Schmid, sich mit Sailers Wirken und seinem Umfeld aus verschiedenen und auch weniger beachteten Blickwinkeln zu beschäftigen. Der Sammelband mit allen Vorträgen des Symposiums, erweitert durch mehrere literarische Zugaben, liegt nun mit diesem Band den Lesern vor.

Er beginnt mit Wilfried Schöntag, ausgewiesen als guter Kenner der Marchtaler Geschichte durch langjährige Forschung und mehrere größere Veröffentlichungen zum Thema. Er berichtet über den schwierigen Weg der Entwicklung des heiligen Tiberius hin zum Spitzenheiligen Marchtals und untersucht insbesondere auch die Rolle Sailers. 1625/26 mit dem Erwerb seiner in den römischen Katakomben aufgefundenen Gebeine begonnen, setzt er sich gegen starke interne Konkurrenz langfristig durch, hatte das Kloster doch zum Kirchenneubau 1701 drei weitere Reliquien von Katakombenheiligen erhalten, denen weitere folgten. Vor allem die 1723 erhaltene Kreuzreliquie lag in der Gunst lange vor den Tiberiusreliquien. Nach einer ersten schriftlichen Fixierung der Marchtaler Tiberiusverehrung 1726 wurde seine Spitzenrolle 1746 durch das erste gedruckte Buch über ihn, die »Lebens- und Marter-Geschicht des ... Heil. Martyrers Tiberii ...« endgültig festgeschrieben. Eine wesentlich erweiterte Neuauflage, nach der anonym erfolgten Erstausgabe, erschien 1763 unter Sailers Namen, davon ein fast unveränderter Neudruck 1768. Schöntag stellt die Druck- und Entstehungsgeschichte ausführlich dar und erörtert sie eingehend, unter Hinzuziehung von zwei weiteren in den »Geistlichen Reden« Sailers später noch erschienenen Tiberiuspredigten. Er würdigt die Gradwanderung Sailers, dem es mit einer rhetorischen Meisterleistung gelingt, den in Südfrankreich historisch nachgewiesenen Heiligen mit den Gebeinen eines römischen Katakombenheiligen zu verschmelzen, um ihm damit neben gesicherter Lebensgeschichte und Herkunft vor allem auch eine neue Marchtaler Heimat zu geben. Schöntag sieht Sailer gesichert als Verfasser der Ausgabe 1746 an. Er begründet dies durch dessen Angaben in den Vorreden der Ausgaben 1763 und 1768 sowie der Geistlichen Reden II. Dies ist möglich, gesichert ist es allerdings nicht. Sailer nutzt in den angegebenen Vorreden seine rhetorischen Fähigkeiten, um diesen Eindruck zu erwecken, explizit spricht er dies jedoch nicht aus. Als einer von wenigen Beiträgen im Band stellt der mit zahlreichen Quellenverweisen hinterlegte Aufsatz sein Thema umfassend dar.

Sailers »Karfreitagsoratorien«, ein wenig beachtetes Werk, ist das Thema von Ulrich Scheinhammer-Schmid. Er eröffnet mit einem Paukenschlag, setzt er doch Goethes »Werther« und Sailers Oratorienband, beide 1774 erstmals erschienen, in nahe Verbindung, festgemacht am Leiden als Hauptmotiv beider Schriften. Das macht neugierig. Den naheliegenden Gedanken an Vorbilder in süddeutschen Passionsspielen, die das Land damals mit fast suchartiger Leidenschaft überzogen, weist er, trotz der in der vortrefflichen Kommentierung der Neuauflage von Hans Pörnbacher gesehenen Traditionslinien, von sich, obwohl er eben diese im folgenden Text immer wieder beschreibt. Er sieht Sailer vielmehr in einer Nachfolge von norddeutschen Vorbildern, insbesondere den in Hamburg tätigen Bartholt Hinrich Brockes und Johann Ulrich König. Er unterlegt dies durch die Achtung Sailers für andere Autoren dieses Kulturkreises, wie Gottsched und Gellert. Selbst seine Kontroversveröffentlichung gegen Augustin Dornblüth, einen der ersten schriftstellerischen Auftritte Sailers, zieht er zu diesem Zweck heran. Scheinhammer-Schmid macht sehr weite Exkurse, der angedeutete und vom Leser erhoffte Bogen vom Wertherfieber zur Passionsspielsucht ist nicht dabei. Seine Absicht, Sailer im Licht der Aufklärung zu positionieren, offenbart sich durchgängig, kann jedoch nicht ganz überzeugen.

Manuela Oberst gibt in ihrem Beitrag eine Kurzfassung ihrer 2010 erschienenen Dissertation, die den großen Bestand der in Marchtal erhaltenen Periochen aufarbeitet. Dies wäre insbesondere in Bezug auf Sailer sehr interessant, da dieser seine Kerntätigkeit in Marchtal zunächst als Lehrer und Autor hatte, ist in diesem Umfeld doch sein bekanntestes Werk, die »Schöpfung« entstanden. Oberst wirft Streiflichter auf die Marchtaler Theaterwelt, auf Kostüme und technische Ausstattung, bleibt ansonsten nahe an einer

reinen Bestandsbeschreibung; Die Rolle Sailers in der Marchtaler Theaterwelt hat sie kaum herausgearbeitet.

Die geistige Spaltung Deutschlands in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, aufgezeigt an einem wichtigen Begriff der Zeit, der »Empfindsamkeit«, ist das Thema Torsten Mario Augensteins. In Sprache, Literatur und Musik begleitet er seine Zuhörer entlang der zunehmenden Übermacht des Nordens bis hin zur Bedeutungslosigkeit Oberdeutschlands durch die Auswirkungen der Säkularisation. Seinen weiten Bogen spannt er, ausgehend von den Wurzeln im Pietismus, über Sailers »Kempensis Marianus«, seiner Variante der »Imitatio Christi«, über die Kontroversen des Jansenismus und die süddeutschen Akteure Amort und Kandler auf ihrem Parnassus boicus, hin zum berühmten Meinrad Spiess in Irsee und endet somit bei der Musik. Ist sie doch im täglichen klösterlichen Betrieb eines der wichtigsten Betätigungsfelder, da sie Empfindungen und Leidenschaften erweckt und stillt. Augenstein schließt bei Isfried Kayser, einem Marchtaler Mitkonventualen Sailers, mit einer ausführlichen, mit zahlreichen Notenbeispielen hinterlegten Erörterung von dessen Beitrag zur Instrumentalmusik der Zeit. Er tut dies weit ausgreifend und gründlich, wie ihn schon der Herausgeber im Vorwort ankündigt.

Es folgen kurze Berichte, so Scheinhammer-Schmid über die Feierlichkeiten zur Einweihung Birnaus 1750, ist doch die dort gehaltene Festtagspredigt eine der ersten Veröffentlichungen Sailers. Wichtig für sein weiteres Schriftstellerleben war die vermutlich bei diesem Anlass entstandene Bekanntschaft mit dem Augsburger Kupferstecher und Verleger Gottfried Bernhard Göz, erwachsen daraus doch einige der weitverbreitetsten Veröffentlichungen Sailers, die Gebetbücher der »Christlichen Tageszeiten«. Darüber und über Sailers Verhältnis zur Kunst, war er doch über seine Mutter eng verwandt mit der Weißenhorner Malerfamilie Kuen, berichtet Matthias Kunze, der derzeitige Leiter des Weißenhorner Heimatmuseums.

Als weitere Ergänzung zu den Symposiumsvorträgen haben sich die Herausgeber der editorischen Gelegenheit verpflichtet, entschlossen eine umfangreiche Arbeit zu Leben und Werk Sebastian Sailers zu veröffentlichen, wenngleich auch nur in Auszügen. Es handelt sich dabei um Moritz Johners »Sebastian Sailer, Ein kultur- und literaturgeschichtliches Lebensbild aus der Barockzeit«. Diese wichtige Quelle war bisher unveröffentlicht und weitgehend unbekannt. Nur Leon Gooverts gab im letzten Nachtragsband seiner Prämonstratenserbibliographie einen Hinweis darauf. Johners Originalmanuskript ist verschollen, lediglich eine durch seinen Pfarrerkollegen Karl Josef Merk bearbeitete Fassung kam in den Besitz des Heimatmuseums Weißenhorn und wartete dort seit Jahrzehnten auf seine Veröffentlichung. Von den mir bekannten vier Exemplaren ist bislang nur das in der Bibliothek des Literaturarchivs Marbach allgemein zugänglich. Johner hat seine Kenntnisse aus den damals noch geschlossen vorhandenen handschriftlichen und gedruckten Spuren Sailers in der Bibliothek Marchtals und den Archiven der umliegenden Marchtaler Pfarreien erarbeitet. Bezieht man die bei Goovaerts überlieferte Seitenangabe Johners auf die Verlagsplanung und vergleicht den Umfang im Typoskript und im vorliegenden Symposiumsband, muss man davon ausgehen, dass die Bearbeitung Merks den Umfang etwa halbiert hat, davon wurde jetzt wiederum nur etwa die Hälfte aufgenommen. Dieses Vorgehen ist eine editorische Gratwanderung. Beeinträchtigend kommt hinzu, dass Johner seine Quellen zwar allgemein angibt, diese im einzelnen jedoch nicht präzisiert. Zudem verfällt Johner, der sich selbst einen unabhängig kritischen Blick auf Sailer und seine Forscher zuschreibt, doch immer wieder in allzu ehrfürchtige Sailerverehrung und verliert sich mitunter in Unwichtigem und Banalem. Trotzdem ist die Arbeit als bislang umfassendste Biographie Sailers wichtig. Er prangert auch die romantisierenden Unwahrheiten und die ständigen Wiederholungen in zahlreichen Veröffentlichungen

über Sailer an. Johner stellt das Alltagsleben unter vielen verschiedenen Aspekten dar, stellt Listen seiner Reisen und Predigten zusammen, berichtet über Haushaltsführung und Privateinnahmen, versucht Briefverkehr und literarische Interessen aufzuzeigen, verschweigt auch Sailer's lebenslange Verteidigung der Hexenverfolgung nicht und ermöglicht uns so einen realistischeren Blick auf Sailer's Leben.

Der vorliegende Band wirft viele Schlaglichter auf Sailer, beleuchtet ihn so von vielen Seiten, dabei nur selten erschöpfend, öffnet aber neue Blickwinkel, zeigt neue Wege für die Beschäftigung mit Sailer und macht vor allem neugierig. Die angegebenen Ziele der Herausgeber erfüllt er umfänglich. Ich hoffe vor allem, er gibt einen neuen Anstoß für eine uns noch immer fehlende umfassende Sailerbiographie.

Lothar Bidmon

KLAUS SCHATZ: Jesuiten in Schweden (1879–2001). Münster: Aschendorff 2019. 208 S. m. Abb. ISBN 978-3-402-13427-6. Geb. € 36,00.

Klaus Schatz, Jesuit und emeritierter Professor für Kirchengeschichte in Frankfurt a. M., veröffentlicht mit diesem Werk nach kurzer Zeit ein drittes Buch, das sich der Geschichte seines Ordens im 19. und 20. Jahrhundert widmet: 2013 war es eine fünfbändige Darstellung der deutschen, 2017 eine der Schweizer Jesuiten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts; und nun legt er eine Studie der Jesuiten in Schweden von 1879 bis 2001 vor. Was rechtfertigt eine solche Monographie? Die Zahl der in diesem Land eingesetzten Ordensmitglieder ist gemessen am Gesamtorden bescheiden: insgesamt 73, ihre Kurzbiographien befinden sich im Anhang (S. 167–186). Die in Schweden eingesetzten Jesuiten waren immer einer deutschen Provinz zugeordnet und wären so eigentlich in der 2013 erschienenen Geschichte erfasst. Es sind aber nicht quantitative Kriterien, die Schatz zu dieser Studie geführt haben. Vielmehr hat die katholische Kirche in Schweden gesamt kirchlich einen singulären Prozess durchlaufen, den der Jesuitenorden mitgeprägt hat. So stellte sie immer eine schwindend kleine Minderheit dar. Nach mehreren Jahrzehnten kontinuierlichen Wachstums vor allem durch Immigration erreicht sie mit 122.000 Mitgliedern 1,2 % der Bevölkerung. Nach bescheidenen Anfängen lag die Zahl der Jesuiten während des 20. Jahrhunderts bei periodischen Schwankungen zwischen 9 und 16. Während in der nördlichen Hemisphäre der Ordensbestand seit den 60er-Jahren kontinuierlich sank, kann man in Schweden eine Stabilität oder gar eine kleine Zunahme feststellen, wobei die meisten dort wirkenden Jesuiten aus Deutschland zugezogen sind. Obwohl das Land den Prozess einer konsequenten Säkularisierung ging, bis in die letzten Jahrzehnte aber noch eine starke Identifikation mit der lutherischen Staatskirche dominierte, waren retardierende Momente des jesuitischen Apostolats nicht laizistische oder konfessionspolitische, sondern kirchen- und ordensinterne Konflikte.

Die katholische Kirche setzt sich in erster Linie aus Immigranten und aus einer kleinen, in den letzten Jahren aber wachsenden Zahl von Konvertiten zusammen. Für die Jesuiten war aber immer die Präsenz bei Nichtkatholiken wichtig. Sie machten einen großen Teil der Besucher von Gottesdiensten und Vorträgen aus, auf der Suche nach Leitvorstellungen in einem zunehmend säkularisierten Umfeld. In diesem Zusammenhang spielte auch die Ökumene eine große, aber ganz andere Rolle als in den reformatorisch geprägten Ländern Mitteleuropas. So spannt Schatz einen interessanten Bogen vom ersten Kapitel, in dem er den Forschungsstand zur Präsenz der Jesuiten bis 1773 resümiert, zum letzten über die Gründung des »Newman Institutet« von 2001. Schweden ging im 16. Jahrhundert schrittweise und zuerst keineswegs in direkt kirchentrennender Absicht

zum Luthertum über. Das zeigt sich am in Norwegen geborenen und 1564 in den Jesuitenorden eingetretenen Lauritz Nilsen, der, vom König wegen seiner Bildung geschätzt, das Collegium Regium leitete und damit den höheren Unterricht in Stockholm praktisch in seinen Händen hatte. Wohl bekannte er sich klar zu seinem Glauben, ging aber kompromissbereit auf seine protestantischen Kollegen zu. In einer ähnlichen Intention sollte das »Newman Institutet« ein Ort der Begegnung mit der schwedischen Gesellschaft und der lutherischen Kirche zur Reflexion ethischer und theologischer Fragen sein, allerdings bei unzweideutig katholischer Profilierung.

Das Werk setzt sich aus sieben chronologisch angelegten Kapiteln zusammen, wobei das letzte über die Zeit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil das umfangreichste ist (S. 109–152). Im zweiten Kapitel (S. 21–25) zeichnet Schatz nach, wie sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert in einem ersten Schritt eine Politik der Religionsfreiheit für Ausländer und damit die Errichtung eines apostolischen Vikariats vollzogen. Wichtig für die katholische Präsenz war 1823 die Heirat des Königs mit einer Katholikin, die zusammen mit ihrem Hofkaplan unter anderem mit dem Bau einer Kirche in Stockholm 1837 die Grundlagen für eine katholische Gemeinde legte. Konversionen waren für Schweden erst ab 1860 möglich. Bei dieser Lockerung hatte der Gesetzgeber allerdings den Übertritt in Freikirchen im Auge. Die Stimmung gegenüber dem Katholizismus und insbesondere den Jesuiten blieb vorerst feindlich. So waren die ersten Priester aus Überzeugung, aber auch aus taktischen Gründen der katholischen Aufklärung zugeneigt und gingen Konfrontationen aus dem Weg. Zur Berufung der ersten beiden Jesuiten, beschrieben im dritten Kapitel (S. 27–50), kam es 1879, wobei mehrere Faktoren mitspielten: Initiant war der apostolische Vikar, der wegen der breiten Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der Staatskirche einen starken Zulauf zu Freikirchen beobachtete und in einem alternativen Angebot eine Chance für die katholische Kirche sah, weswegen Leo XIII. die Entsendung von Jesuiten letztlich durchsetzte. Dem deutschen Provinzial wiederum war seit der Vertreibung der Jesuiten 1872 aus dem deutschen Reich ein neues Apostolatsfeld willkommen. In den folgenden Jahren konnten Jesuiten nachziehen, da bei abflauendem Kulturkampf in Deutschland exilierte Priester aus Schweden wieder in ihre Heimat zurückkehrten. Die Jesuiten gingen vorerst diskret mit ihrer Ordenszugehörigkeit um; ihr Wirken konzentrierte sich auf eine positive Darstellung des Glaubens in Predigten für Lutheraner, die den Hauptteil der Gottesdienstbesucher ausmachten, wobei sich die Konversionen bis 1900 auf ca. 15 jährlich beliefen, um danach wieder abzunehmen.

Es war den Jesuiten eigen, sich ganz an der schwedischen Kultur zu orientieren, aber eine Lehre mit klaren Inhalten zu verkünden, was zu Spannungen mit anderen katholischen Priestern führte, die sich für ein konzilianteres Vorgehen aussprachen. Beabsichtigt war die Verlagerung von der Pfarreiarbeit auf die Führung einer Elementarschule und eines Kollegs. Da sich dies aber 1910 definitiv als undurchführbar erwies und wegen Konflikten mit dem Vikar, dem die Jesuiten wegen der bevorzugten Lage ihres Hauses im Stadtzentrum und der Betreuung der reichen Quartiere Stockholms zu dominant schienen, erwogen diese im folgenden Jahrzehnt wiederholt, Schweden zu verlassen. Einflussreiche schwedische Konvertiten widersetzten sich diesem Ansinnen, gelangten damit bis vor den Heiligen Stuhl und setzten sich schließlich durch. Ein interessantes Zeugnis, dass überzeugte Konvertiten hierarchische Verordnungen nicht einfach unwidersprochen akzeptierten. Profilierter Katholizismus verband sich hier mit dem überkommenen Verständnis der Staatskirche, in der die Leitung nicht nur in den Händen von kirchlichen Amtsträgern lag.

Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, behandelt in den beiden letzten Kapiteln (S. 85–104, S. 109–152), war geprägt von einem starken Anwachsen der katholischen Bevölke-

zung durch Immigration, von 5.000 vor dem Krieg auf 28.000 im Jahre 1962. Zeitgleich zu einem Prozess radikaler Säkularisierung erwachte in der Bevölkerung ein neues Interesse an Catholica. Die Jesuiten verlagerten sich dabei von der Arbeit auf Einzelposten zu einem intensivierten Kommunitätsleben und auf eine verbindlichere Zusammenarbeit mit Schwesterngemeinschaften. Ihr Wirken gestaltete sich in einem Dreieck von Stockholm, Uppsala und Västerås. Die Hauptstadt war geprägt von einer großen Immigration, wodurch die dortige Pfarrei ein internationales Gepräge bekam. Zusätzlich begannen sich die Jesuiten mit einem Kursangebot, der »Katolsk Orientierung«, auf dem Sektor der konfessionsübergreifenden Erwachsenenbildung zu engagieren. Dieses Tätigkeitsfeld gewann mit dem Konzil an zusätzlicher Bedeutung, zumal damit die katholische Kirche vermehrt in ihrer weltoffenen Dimension wahrgenommen wurde. Es zeigt sich hier das Spezifikum für Schweden, dass katholische Positionen in Gesellschaftsfragen nicht als konservativ gewertet wurden. In Uppsala dominierte der Charakter der Universitätsstadt, wo die Jesuiten seit 1936 die Zeitschrift »Credo« redigierten und diese 1974 mit dem Katholischen Informationsdienst zu »Signum« fusionierten. Sie sollte ein Forum der Begegnung mit der schwedischen Gesellschaft werden. Laien wurden verbindlich in die Redaktion integriert, damit sie soziale und mentale Fragen sowie Probleme Schwedens direkt einbrachten. Västerås war eine Industriestadt mit einer großen Präsenz von Migranten. Die von den Jesuiten betreute Pfarrei war kaum schwedisch geprägt, entsprechend war auch die Zahl der Konversionen gering. Die drei Jesuiten beherrschten sehr viele Sprachen, wobei die einzelnen Katholiken stark ihrer Herkunftskultur verhaftet blieben und die Gemeinde aus vielen Sektoren bestand. Wegen wachsenden Personalmangels seit den 70er-Jahren war für die norddeutsche Provinz der Verbleib der Jesuiten in Västerås umstritten; 1992 wurde der Bestand auf einen Priester reduziert, der 1996 die Stadt verließ und eine andere Aufgabe übernahm.

Paul Oberholzer

8. Kunst-, Musik- und Literaturgeschichte

CORNEL DORA, FRANZISKA SCHNOR (HRSG.): An der Wiege Europas. Irische Buchkultur des Frühmittelalters. St. Gallen: Verlag am Klosterhof 2018. 116 S. m. zahlr. Farb. Abb. ISBN 978-3-905906-28-8. Kart. CHF 25,00.

Die irische Buchkunst des frühen Mittelalters ist auch für den heutigen Betrachter von berückender Schönheit. Sie repräsentiert die Blüte einer Mönchskultur, die vom 6. bis zum 9. Jahrhundert die geistige Entwicklung Europas mitgeprägt hat. Ein herausragendes Beispiel dafür ist das 612 von dem Iren Gallus gegründete Kloster St. Gallen, dessen Stiftsbibliothek die wohl reichste und schönste Sammlung irischer Handschriften des Frühmittelalters auf dem europäischen Festland enthält. Wer sie betrachtet, steht in der Tat »an der Wiege Europas«. Zu Recht lautet so der Titel der Sommerausstellung, die vom 13. März bis zum 4. November 2018 ausgewählte Schätze des Klosters St. Gallen präsentierte. Dazu ist ein Begleitbuch entstanden, das in hervorragender Weise die ausgestellten Kostbarkeiten erläutert. Vor allem die rund 40 Abbildungen sind – obwohl es sich nicht um Kunstdruckpapier handelt – von vorzüglicher Qualität. Im Anhang finden sich die Anmerkungen und ein Register der Handschriften. Leider wurde auf eine ausgewählte Bibliographie verzichtet.

Das Buch ist so aufgebaut, dass man die acht Kapitel auch einzeln nur für sich lesen kann. Vorgeschaltet ist eine Einführung in die Beziehung zwischen Irland und St. Gallen

von Dáibhí Ó Cróinín, die sich mit den irischen Mönchen Kolumban und Gallus sowie den Handschriften des Klosters beschäftigt. »Die Iren«, so fasst er zusammen, »scheinen in St. Gallen einen perfekten Ort gefunden zu haben, den sie besuchen und an dem sie bleiben konnten, immer im Bewusstsein der Verbindung, die zwischen ihnen und seinem Gründer, Gallus, bestand« (S. 25). Um die Spannweite der Themen zu zeigen, seien die Überschriften der meist unter zehn Seiten umfassenden Kapitel zitiert: Zerfall Roms und Aufstieg Irlands, Bibel und Kirche, Mönchtum und Buße, Irische und St. Gallener Heilige, Der irische Beitrag zur Pflege der Sieben Freien Künste, Das Irische Evangelium von St. Gallen und seine Familie, Irische Einflüsse in der St. Galler Initialenmalerei, Gäste und Lehrer aus Irland im Kloster St. Gallen. Die Abschnitte sind stets so aufgebaut, dass zunächst kurz in das Thema eingeführt wird und dann auf Doppelseiten jeweils Abbildung der Handschrift und erläuternder Text einander gegenüberstehen. Sie sind mit Überschriften versehen, die bisweilen pointiert formuliert sind (S. 63: »Magnus: Bier, Bär und ein langes Leben«). Schnell und präzise kann sich der Benutzer so auch mit Hilfe des Registers informieren. Von irischer Mission ist in diesem Überblick kaum die Rede, zu Recht. Denn die Quellen etwa zu Kolumban machen deutlich, dass er nicht zu Heiden gepredigt hat und demzufolge kein Missionar im eigentlichen Wortsinn gewesen ist. Ziel seiner peregrinatio war es vielmehr, vor allem dem Adel den Weg zu einem besseren Leben in monastischem Asketentum zu weisen.

Neben den kurzen einleitenden Texten verschiedener Autoren ist es ein Genuss, sich in die Betrachtung der Abbildungen zu vertiefen, die Blicke in eine andere Welt eröffnen. Dazu einige Beispiele. Im häufiger vorkommenden Cod. Sang. 1395 findet sich auf der Rückseite eines Matthäus-Porträts (S. 83) ein Text mit »einer bizarren Mischung aus christlicher und vorchristlicher Frömmigkeit«, wo zur Linderung von Kopf- und Zahnschmerzen sowie anderen alltäglichen Gebrechen sowohl Christus als auch die vorchristlichen altirischen Götter Dian Cécht und Goibniu angerufen werden (S. 18f.). Aus dem 395 Seiten umfassenden Cod. Sang. 48 ist der Anfang des Johannesevangeliums in griechischer Sprache mit lateinischer Übersetzung zwischen den Zeilen abgebildet, manche Anfangsbuchstaben gelb und rot ausgemalt (S. 37). Eine höchst komplexe Aufgabe war im Frühmittelalter die Berechnung des Osterfestdatums. Dazu ist ein Blatt mit durch farbige Säulen getrennten Spalten abgedruckt, auf dem unten der Schreiber vielleicht aus Verdruss über die komplizierte Arbeit zur Abwechslung einen kleinen Hund gezeichnet hat (S. 40). Eine Liste der zwölf Hauptübel der Welt ist so sorgfältig geschrieben, dass sie selbst ein Ungeübter lesen kann (S. 48). Von dem Musiktraktat des Augustinus besitzt die Stiftsbibliothek ein Einzelblatt, das einst als Einbandmakulatur diente (S. 68). Von dem »Standardnachschatzwerk des Mittelalters«, Isidor von Sevillas *Etymologiae*, ist ein Fragment abgebildet, das aus dem 7. Jahrhundert stammt. »Es handelt sich um das älteste handschriftliche Zeugnis der *Etymologiae* und um eine der ältesten Handschriften in irischer Schrift« (S. 70f.). Natürlich dürfen auch einige Einzelblätter mit den wunderbaren Zeichnungen etwa des Evangelisten Matthäus oder einer Kreuztafel mit Flechtwerk nicht fehlen (S. 83, 85). Auf der Initialzierseite im irischen Johannesevangelium aus der Zeit um 800 läuft das Flechtband oben in einem menschlichen Kopf aus, der vergleichsweise schlicht gezeichnet ist und sogar angedeutete Bartstoppeln aufweist (S. 91). Das ist ungewöhnlich und könnte auch einer Laune des Künstlers entspringen sein.

Diese Beispiele mögen den Reichtum des Bändchens andeuten, das jedem Freund mittelalterlicher Handschriften Freude bereiten wird.

Lutz E. v. Padberg

ANSELM RAU: Das Modell Franziskus. Bildstruktur und Affektsteuerung in monastischer Meditations- und Gebetspraxis, Luther und das Konzil. Zur Entwicklung eines zentralen Themas in der Reformationszeit (Neue Frankfurter Forschungen zur Kunst, Bd. 22). Berlin: Gebr. Mann 2019. 568 S. ISBN 978-3-7861-2825-0. Geb. € 89,00.

Rezension unter 7. Orden, Klöster und Stifte

KATJA SCHNEIDER (HRSG. IM AUFTRAG DER STIFTUNG LUTHERGEDENKSTÄTTEN IN SACHSEN-ANHALT): Verehrt. Geliebt. Vergessen. Maria zwischen den Konfessionen. Katalog anlässlich der Ausstellung [...], Augusteum 13. April bis 18. September 2019. Petersberg: Michael Imhof-Verlag 2019. ISBN 978-3-7319-0823-04. Geb. € 29,95.

NORBERT WOLF (HRSG.): Das Missale Albrechts von Brandenburg. Geschaffen von Nikolaus Glockendon – inspiriert von Albrecht Dürer. Die Handschrift 10 der Hofbibliothek Aschaffenburg. Mit einem Vorwort von Karin L. Kuhn. Luzern: Quaternio-Verlag 2017. ISBN 978-3-905924-50-3. 222 S. im Originalformat der Handschrift von 37,5x26,8 cm, überwiegend farbige Abb. und 3 Beilagen, Geb. im Schuber € 298,00.

Wirklich bemerkenswert ist schon allein das Grundfaktum: So weit sind wir mit der Ökumene gekommen, dass das hoch renommierte Augusteum in Wittenberg eine Ausstellung organisiert, in welcher die Verehrungsformen Mariens im späten Mittelalter und deren Wandlungen in der Reformationszeit zum Hauptthema gemacht werden. Nicht einmal ein Hauch von Konfessionalismus ist in diesem Ausstellungsband mehr zu spüren. Stattdessen: eine wirklich bewundernswerte Zusammenstellung von hoch relevanten Exponaten, die die ganze Breite der Kultpraktiken und Kultlogiken sowie ihrer Umformung und/oder Ablehnung repräsentieren – dazu prominente, kluge, gleichzeitig allgemeinverständliche Aufsätze und hervorragend erschließende Katalog-Kommentare. »Maria ist eine Gestalt der Reformation. Sie ist mit ihren biblischen Geschichten auch eine evangelische Gestalt«, erläutert die Kuratorin Katja Schneider den Zugang. Die Ausstellung will daher »den Gestus des völlig Neuen und Anderen, der heute gern mit der Reformation verknüpft wird, relativieren und auf die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen gerade in den ersten Jahrzehnten der Reformationszeit hinweisen.« (S. 13) Wittenberg war bis 1517 und darüber hinaus eine »Marienstadt«; und Luther hat keineswegs in kurzem Prozess mit Maria abgeschlossen. Erst im Zuge der lutherischen und katholischen Konfessionalisierung seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde Maria zum »Marker« von Abstoßung und Zugehörigkeit.

Teil I der Ausstellung und des Katalogbandes widmen sich – im Überblick – der Marienfrömmigkeit im Spätmittelalter. Johannes Schilling erläutert eingangs den Weg »Vom Kult zur Verehrung«: Eine knappe Skizze des 13.–15. Jahrhunderts lässt nicht nur erkennen, welche Distanzierungen Luther besonders wichtig waren: Maria als Schutzmantelmadonna oder als Mittlerin zwischen Mensch und Gott, die Heilstreppe. Nur einer vermittelt zwischen Sünder und gnädigem Gott – Christus allein. Aber seine Auslegung des Magnificat zeigt an Maria, wie der und die Glaubende auf Gott vertrauen und in diesem Vertrauen erlöst werden kann. Thomas Noll beschreibt die enorme Vielfalt der Repräsentationen, in denen sich das von Maria erwartete Strömen vermittelter Gnade ereignete. Das war keineswegs jene fromme Veräußerlichung im Haptischen, derer der Marienkult später polemisch verdächtigt werden sollte. Aber: Die Bilder spielten als Bezugspunkte des Gebets eine zentrale Rolle (vgl. S. 36). Susanne Wegmann analysiert spezifische Kon-

ktionen: Maria als Fürbitterin im Gericht – Maria als Milchspenderin nicht nur für das Jesuskind, sondern auch für ihre glühenden Verehrer wie Bernhard von Clairvaux – Maria als Miterlöserin im weit verbreiteten *Speculum Humanae Salvationis*. Aber: Luthers Polemik gegen diese Zuspitzungen verleugnet auch die theologischen Differenzierungen, die das 15. Jahrhundert durchaus festgehalten hatte, und zwar nicht nur in der theologischen Literatur für Spezialisten, sondern auch in populären Weltgerichtsspielen. Die diesem Abschnitt der Ausstellung zugeordneten Objekte – von Spitzenwerken Albrecht Dürers, Bernhard Strigels, Thomas Anshelms und Sebald Behams bis hin zu anonymer Handwerkerkunst – ist wohl nie bislang in solcher Dichte zusammengeführt und präzise erschlossen worden.

Teil II fokussiert Marienfrömmigkeit in Mitteldeutschland, dem Sozialisationsraum und der Wirkungsstätte Luthers. Martin Sladeczk skizziert die mitteldeutschen Marienwallfahrten mit feinen Differenzierungen zwischen prominenten und weniger bedeutsamen Kultorten und knapp-prägnanten Beispielen für deren Erlöschen – etwa im Bauernkrieg oder durch die Aufhebung der Wallfahrtsklöster. Beate Kusche analysiert die »intensive private und öffentliche Marienverehrung« Friedrichs des Weisen, Ausdruck seiner inneren Überzeugungen von einem ernsthaften Heilsweg, aber auch Medium der Repräsentation als frommer Landesvater und nicht zuletzt: ikonografisch allgegenwärtige Selbsteinschreibung in ein liturgisches Geschehen der Interaktion mit der Gottesmutter, Greifbarkeit der Gnade im Heilumsschatz der Schlosskirche. Hartmut Kühne stellt die Rosenkranzbruderschaften der Wettiner dar; sie waren, was Frömmigkeitslogiken und pastoralpolitische Netzwerke betrifft, mit all jenen intensiv verbunden, die Luther wenig später als Werkzeuge des Antichristen anprangern sollte. Die Reformation wuchs wirklich aus der Mitte, und damit aus der Diskursivität spätmittelalterlicher Religiosität hervor; sie hatte darin nicht nur ihre Feindbilder, sondern auch ihre Anknüpfungspunkte. Auch wem von der Objektkultur Vieles bereits vertraut ist: Ausstellung und Katalog bieten neben Pilgerzeichen, Gnadenbildern, Ablassurkunden, Gussmodellen und Druckstöcken überraschende Motive, etwa die »Einhornjagd im hortus conclusus« (Kat. Nr. 40, S. 123). Subtil erläutert die Herausgeberin das auf dem Umschlag abgebildete Cranach-Werk »Maria mit dem sie umhalsenden Kinde« (Kat. Nr. 44, S. 127) als Maria in die Menschenwelt hereinholende Mutter, die »feinfühlig« verkörperte, was »Luther an Maria schätzte [...]: zärtliche Mutterliebe, keusche Reinheit und genügsame Demut«.

Teil III beschreitet den Weg in die Reformation: Marienverehrung mit und nach Luther. Hartmut Kühne erläutert Kontinuitäten, Abbrüche und Umdeutungen. Maria blieb in der lutherischen Liturgie allein durch das Kirchenjahr präsent. Das theologisch problematische *Salve Regina* wurde nicht verbannt, sondern umgeschrieben. Prediger, die Maria zum Thema machten, verteidigten sich erfolgreich gegen Vorwürfe der »Papistey«. Das unter den Objekten dieses Ausstellungsteils »poppigste« wird in allen Rezensionen dieser Ausstellung erwähnt: eine Marienkrönung, in der nicht mehr der himmlische Christus seine Mutter, sondern ein künstlich-künstlerisch angegrauter Gottvater seinen himmlischen Sohn krönt, weil man der Madonna einen dünnen Jugendbart angedeihen ließ. Nachdem die Linie der Neuinterpretation einmal vorgegeben war, war Konservatismus kein Skandal mehr. Luisa Coscarelli-Larkin zeigt den Wandel des Rosenkranzes zur Gebetskette auf den Epitaphien lutherischer Pfarrer. Und auch Katharina, die Lutherin, besaß bis an ihr Lebensende eine Gebetskette, deren Nutzung als klösterlicher Rosenkranz begonnen haben mochte. Ein prominentes – und für Polemik geeignetes – Ausstellungsobjekt: eine Madonna, deren Kind durch raffinierte Mechanismen zu bewegtem Handeln gebracht werden konnte. Dennoch: Die Umdeutungen und Anpassungen dominierten; Maria wurde vorsichtig und subtil, keineswegs ikonoklastisch bedeutungslos

für die evangelische Frömmigkeit. Radikale Bilderstürme waren – im Gegensatz zu reformierten Territorien – in Mitteldeutschland eher die Ausnahme: Nur wenige gewaltsame Räumungen lassen sich anhand von Schriftzeugnissen oder Objekten rekonstruieren. Stattdessen verbannte man untragbar gewordene Artefakte in »Götzenkammern«, die, oft schwer zugänglich, erst im 19. oder 20. Jahrhundert wiederentdeckt wurden und nunmehr eine museale Historisierung der dort erhalten gebliebenen Zeugnisse vorreformatorischer Frömmigkeit erlaubten, teils als hübsche Munition für den Kulturkampf. Vieles ist gerade durch das Verbergen erhalten geblieben, während in katholischen Territorien zunächst der barocke und dann der ultramontan-nazarenische Stil zwei Wellen einer oft wenig barmherzigen, da hoch programmatischen Verdrängung geschlagen hatte.

Der Katalog ist mit äußerster Sorgfalt gestaltet und glänzt mit hervorragenden und großformatigen Abbildungen nicht nur der hohen Kunst, sondern auch der vermeintlich »abseitigen« Artefakte: Malerei, Kupferstich, Skulptur, Halbreief, Gebetszettel.

In das unmittelbare Frömmigkeitsumfeld, das diese Ausstellung repräsentiert, gehört auch die fromme Selbstinszenierung des Kardinals Albrecht von Brandenburg. Er war bereits Bischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt, wollte aber um der Haus- und Reichspolitik der Brandenburger willen zusätzlich das Erzbistum Mainz erwerben, die größte Diözese der damaligen Christenheit, Sitz des Erzkanzlers des Reiches, eines der sieben Kurfürstentümer, dessen Inhaber zur Kaiserwahl berechtigt war. Das Erzbistum Mainz hatte zwischen 1504 und 1514 dreimal den Inhaber gewechselt und war wegen der nach Rom zu zahlenden Gebühren völlig überschuldet. Wesentlich aus finanziellen Gründen fiel die Wahl des Domkapitels auf den damals erst 24-jährigen Albrecht von Brandenburg-Hohenzollern, den jüngeren Bruder des Kurfürsten von Brandenburg. Rom stimmt der Pfründenkumulation zu, allerdings gegen die enorme Zahlung von 10.000 Golddukat. Die Fugger schossen das Geld vor; Rom wies den Weg zur Abzahlung: Ausschreibung eines Plenarablasses zugunsten des Neubaus der Peterskirche, von deren Erlös Albrecht seinen Anteil zum Abstopfen der Schuld aufwenden durfte. Der Ablass hat in jüngsten Publikationen eine sozial- und religionsgeschichtliche Neubewertung erfahren, und dennoch: Hier begann der Schacher die geistlichen Beweggründe des Ablasses endgültig zu überwiegen; hier war der Bezug zur Mitte christlichen Lebens verlorengegangen: »Das Arrangement, die Balance spiritueller und materieller Ziele, die es früher gegeben haben dürfte, zerfiel.« (Berndt Moeller, *Die letzten Ablasskampagnen*. [...], in: Ders., *Die Reformation und das Mittelalter*, Göttingen 1991, S. 53–72, hier: S. 54, 68) Die Menschen blieben mit ihren frommen Leistungen gewissermaßen bei sich selbst, von Gottes Heilsbotschaft abgetrennt, in Ungewissheit gehalten und von Angst überlagert (vgl. ebd., S. 70); das System der »totalen Gnade«, das die Ablässe darstellten, hatte auf dieses Grunddilemma keine systematische Antwort mehr, sondern nur noch eine inflationäre.

Die lange Zeit zutiefst verfeimte Person des Kardinals ist vor einigen Jahren durch eine klug in die Tiefe recherchierte Ausstellung und deren Publikation bestens erschlossen worden (Thomas Schauerte (Hrsg.), *Der Kardinal. Albrecht von Brandenburg – Renaissancefürst und Mäzen*, Bd. 1: Katalog; Bd. 2: Essays, Regensburg 2006). Es wäre demnach historisch falsch, in Albrecht von Brandenburg einen besonders gewissenlosen Kirchenfürsten zu sehen, mochte er als Sohn eines herrschenden Fürstenhauses auch kaum dem Idealbild eines Bischofs entsprechen: Als schöngeistiger Kunstmäzen unterhielt er einen

humanistischen Musenhof; gleichzeitig war er ein typischer Vertreter des spätmittelalterlichen Frömmigkeitspluralismus und ein passionierter Reliquiensammler: 39 Mio. Ablassstage konnte man in seiner Reliquienkollektion in Halle gewinnen.

Das Neue Stift in Halle wurde der Ort, an dem Albrecht von Brandenburg eine Art Totalinszenierung spätmittelalterlicher Frömmigkeitskultur vorexerzierte und darin, geistlich-fürstlichen Repräsentationsbedürfnissen entsprechend, seine Selbstdarstellung als frommer Erzbischof und Kardinal ins Extreme trieb. Altargemälde, Prunkgewänder, Heiltumskataloge und liturgische Bücher verwiesen wechselseitig aufeinander; und immer wieder stellte der Kardinal sich selbst in den Mittelpunkt: Sein Portrait, seine Halb- und Ganzfigur erschien in Darstellungen der Gregorsmesse; mehrfach, fast massenhaft hat er sich selbst als Hl. Erasmus, Hl. Nikolaus, Hl. Ambrosius etc. darstellen lassen, immer in üppigst prunkender Amtsgewandung, die klassischen ikonografischen Marker der jeweiligen Heiligen beiläufig addiert.

Einer dieser Repräsentationsorte geistlicher Gewalt und ständischen Selbstbewusstseins ist das Missale Hallense, entstanden bis 1524, in höchster Kunstfertigkeit illuminiert von Nikolaus Glockendon. Die bewundernswerte Faksimile-Edition der Bild- und Initialseiten ist kenntnisreich eingeleitet und kommentiert von Karin L. Kuhn, Leiterin der Aschaffener Hofbibliothek, wo das Missale Hallense als Ms 10 sorgsam bewahrt wird, und vom Kunsthistoriker Norbert Wolf. Beilagen zeigen die druckgraphischen Vorlagen von Albrecht Dürer, Lucas Cranach und Martin Schongauer, an denen Glockendon sich orientierte. Zwei Original-Faksimile-Blätter – eine Skizze von Dürer, eine Doppelseite aus dem Missale von Glockendon – sind beigegeben. Das ist etwas für Liebhaber – aber für diese ist es perfekt gemacht.

Die Miniaturen zeigen keineswegs nur den geltungssüchtigen Kirchenfürsten – wenn auch diesen prominent. Szenen der Heilsgeschichte und der Hagiografie sind eingebettet in ergreifend kunstvolle und gleichzeitig klar zeitgenössische Darstellungen spätmittelalterlichen Alltagslebens. Besonders schön ist die Darstellung der Geburt Mariens – von Albrecht Dürer aus der Staatlichen Graphischen Sammlung München (Beilage Druckgrafik, S. 18) und von Nikolaus Glockendon (S. 174–176). Spätmittelalterliche Frauen wussten eine glückliche Geburt wahrlich zu feiern – in ausgelassener Gemeinschaft.

Andreas Holzem

KIA VAHLAND: Leonardo da Vinci und die Frauen. Eine Künstlerbiographie. Berlin: Insel Verlag 2019. 347 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-458-17787-6. Geb. € 26,00.

VOLKER REINHARDT: Leonardo da Vinci. Das Auge der Welt. München: C. H. Beck 2018. 383 S. m. Abb. ISBN 978-3-406-72473-2. Geb. € 28,00.

Anlässlich des 500. Todestages von Leonardo da Vinci (1452–1519), dem bis heute als Universalgenie gefeierten Maler und Kunsttheoretiker, der genauso im Bereich der Naturwissenschaften und Anatomie, Mathematik und Optik, Musik und Poesie, Botanik und Hydraulik, Mechanik und militärischen Technik tätig war, sind zahlreiche Biographien erschienen, die den Anspruch hegen, nicht nur für ein wissenschaftliches Fachpublikum lesenswert zu sein. Eine dieser Biographien ist Kia Vahlands Publikation »Leonardo da Vinci und die Frauen« (für den Leipziger Buchpreis 2019 als »Sachbuch« nominiert), die den Schwerpunkt auf die Sparte der Malerei legt und nach dem Verhältnis des Künstlers zum weiblichen Geschlecht fragt.

Die Antwort fällt enthusiastisch aus. Die Autorin begründet gleich eingangs den Fokus ihres Buches: »Die Hauptfiguren auf Leonardos Gemälden ›sind‹ Frauen«. Und ihre These ist: »Leonardo da Vinci hat so viel für die Sichtbarkeit der Frauen getan wie kein anderer Maler.« »Gemeinsam mit seinen femininen Modellen erfindet der Künstler die unabhängige, selbstgewisse Frau, sie wird in seinen Werken zum ebenbürtigen Gegenüber des Mannes.« Damit aber, so Vahland weiter, habe Leonardo nicht nur die Frauen befreit, sondern auch die Malerei: »Indem er sich mit den Frauen verbündet, emanzipiert Leonardo auch die Kunst. Sie ist nun keine Wunschmaschine für Auftraggeber mehr, sondern hat ein unverfügbares Eigenleben.« (S. 7–9) Solche Thesen sind nicht wenig provokant und machen neugierig: Inwiefern können die wenigen erhaltenen Frauenporträts und Madonnengemälde diese Sicht wirklich stützen? Wie man weiß, hat Leonardo viel begonnen und wenig beendet. Berücksichtigt man auch sein breites graphisches Werk, die nicht fertiggestellten Projekte oder indirekt überlieferten Werke: Feiert seine Malerei nicht genauso – wenn nicht mehr – den (idealen) männlichen Körper? Über zahlreiche Dokumente ist zudem bekannt, dass das Begehren Leonardos dem männlichen Geschlecht galt. Wie verträgt sich das mit Vahlands Thesen?

Vahland entwickelt ihre Sicht in zwölf Kapiteln, die auf der Basis der reich überlieferten historischen Quellen sowie der aktuellen wissenschaftlichen Literatur das gesamte Leben und Werk Leonardos nachzeichnen, nicht ohne auch den künstlerischen Kontext und die kulturhistorischen Hintergründe einzuholen: Florenz als Stadt der mächtigen Bankiers und Kaufleute, der Erfindung der Zentralperspektive und gewagten Kuppelkonstruktionen, der gelehrsam literarischen Zirkel und höfischen Turniere, der rigorosen Familienbande und streng geahndeten Sexualdelikte. Lebendig führt Vahland auch durch die weiteren Stationen der Vita, Leonardos vielfältige Tätigkeit am Mailänder Hof ab 1482, gestützt von seinen Malerkollegen und Werkstattgehilfen, seine kurze Reise nach Venedig 1499, die für die Malerei der Serenissima wegweisend werden sollte, seine Rückkehr nach Florenz 1500 und die Konkurrenz mit Michelangelo, sein erneuter kurzer Aufenthalt in Mailand und dann Rom 1513, und letztlich der Ruf an den französischen Hof von Franz I., der dem nun 65-jährigen Künstler eine hochbezahlte Stellung bei voller Freiheit gewährte.

Den Schwerpunkt ihrer Ausführungen legt Vahland allerdings auf drei von Leonardos Frauenporträts: Das Bildnis der Ginevra de Benci, der Cecilia Gallerani und der Lisa del Giocondo, der »Mona Lisa«. Und hier zeigt sich die Stärke dieses Buches, Vahlands souveräne Kenntnis in Sachen des Petrarkismus und des blühenden Liebesdiskurses, der im Quattrocento zugleich zur Herausforderung für die Malerei wird. Vahland erläutert nicht nur die erhaltenen Quellen zu den dargestellten Personen und ihren eng verflochtenen sozialen Netzwerken. Vielmehr verbindet sie diese auch geschickt mit den literarisch-poetischen Zeugnissen, welche rund um diese Bildnisse verfasst worden sind und den politisch-diplomatischen Bestrebungen, die den (mehr oder minder platonischen) Liebeskult um schöne (verheiratete) Frauen als ein Geschäft zwischen Männern entlarven. These all dieser Kapitel ist, dass Leonardo den Frauen erstmals eine Seele gibt. Und tatsächlich bietet seine Kunst des Porträts etwas prinzipiell Neues an: Statt der strengen Ansicht im Profil sehen die Frauen den Betrachtenden entgegen oder gewinnen durch die Torsion der Körperachsen, Techniken wie das weiche *sfumato* oder Attribute wie einen Hermelin eine neue Qualität der Lebendigkeit, und also ein Innenleben.

Inwiefern aber lässt sich behaupten, dass Leonardo diese Neuerungen den Frauen verdankt? Wie Vahland etwa am Beispiel des Bildnisses der Ginevra de Benci meint: »Leonardo hat von der Bergtigerin gelernt. Die Souveränität der schönen, klugen und naturverbundenen Dichterin trägt ihn zu seiner größten Erfindung: der Malerei als so

selbstgewisser wie selbstbestimmter Kunst« (S. 115). Das scheint hoch gegriffen. Was wir einzig wirklich wissen ist, dass Leonardo den Wettstreit der Malerei mit der Poesie aufnimmt und – im Sinne des paragone – jene Qualitäten zu erfüllen strebt, die die Poesie der Malerei seit Petrarca abspricht: nämlich »voce ed intellecto« mit ins Bild zu bringen. Auch wenn das Ergebnis in der Tat ganz neue Bilder sind: Sind wirklich die porträtierten Frauen die Triebkraft dafür? Eben diese Belebung und Beseelung lässt sich bei allen Figuren Leonardos erkennen, und also auch bei männlichen Gestalten wie dem »Hl. Hieronymus« oder den Aposteln im »Letzten Abendmahl«. Wie Vahland selbst konstatiert, bleiben die Frauen dieser Porträts letztlich ambivalent zwischen Antwort und Entzug, zwischen Nähe und Unnahbarkeit verortet. Dies folgt weiterhin der petrarkistischen Konzeption, womit aber kaum überzeugen kann, dass Leonardo in seiner Kunst die unabhängige, selbstgewisse Frau erfindet, er »gemeinsam mit seinen femininen Modellen [...] die Frauen emanzipiert« (S. 274).

Worauf sich diese Thesen gründen, ist offenbar die Natur, mit der Frauen traditionell verbunden wurden – was Vahland als Macht der Frauen begreift: In ihrer Sicht wissen die Frauen »um die Kräfte der Natur«, und es ist dieses Wissen der Frauen, um das Leonardo in seiner Malerei kreise (S. 8, S. 273). »Leonardos Frauen brauchen das Licht und die Luft, sie sind Kinder Gottes, Verwandte der Natur, und ihre ganze Weiblichkeit entfaltet sich erst im Freien.« (S. 99) »In Leonardos Sicht kann eine individuelle Frau für das große Ganze stehen, weil sie mit der Natur die Gabe teilt, Leben zu geben« (S. 9). Und wie es zu Leonardos Bild der nackten Leda in einer Landschaft heißt: »Die Natur und ihre Stellvertreterin, die Frau und Mutter, feiern das Prinzip der Fruchtbarkeit« (S. 222). Wenn nun Frauen aber erneut – und in ganz traditioneller Manier – auf ihre Biologie und Gebärfähigkeit festgemacht werden: Wie befreit, so stellt sich die kritische Frage, können diese Frauen sein? Selbst wenn Leonardo seine Personen gerne vor eine Weltenlandschaft setzt und zeitlebens zeichnend die Gesetze der Natur erforscht: Kann diese Engführung von Weiblichkeit und Natur geeignet sein, um Frauen »aus ihren gesellschaftlichen Zwängen zu lösen«, wie Vahland das zuletzt auch für die Jünglingsfiguren konstatiert, denen Leonardo »ihre Sinnlichkeit, ihre Naturverbundenheit und ihre Verführungskraft zurückgibt«? (S. 274).

Es braucht keine vertieften Kompetenzen in gender studies, um zu erkennen, dass diese Sicht problematisch ist, und nicht allen (mit Leonardo etwas näher vertrauten) Lesern und Leserinnen wird auch der unbekümmerte Umgang mit den zahllosen anheimelnden Legenden über den unehelich geborenen, in der Familie des Vaters aufgewachsenen Künstler gefallen, die Vahland nicht kritisch gegen den Strich bürstet, sondern mit möglichen Gedankengängen und fiktiven Befindlichkeiten des Künstlers weiter ausschmückt: »Es scheint bisweilen, als blicke der Maler in seiner Kunst mit Wehmut zurück, als wecke das Sujet der Madonna mit Kind Erinnerungen an ein verlorenes frühkindliches Paradies.« (23) Wer an diesen Punkten keinen Anstoß nimmt und einen einmal anderen Fokus auf Leonardo sucht, wird in dieser kunsthistorisch kompetenten, kulturhistorisch fundierten und gut illustrierten Publikation eine angenehme Lektüre finden.

Wie kritisch die festgezurrten Legenden und unbelegten Anekdoten über Leonardo tatsächlich gelesen und (aus)sortiert werden müssen, das zeigt die Biographie des Historikers Volker Reinhardt »Leonardo da Vinci. Das Auge der Welt«, eine Publikation, die den Fokus auf den Aspekt der Beobachtung legt (die »Schule der Erfahrung« jenseits

von Universitäten und Akademien, die Leonardo als unehelich geborenem Sohn verweigert blieben). So wie schon in seiner Biographie über Martin Luther entdeckt Reinhardt auch hier einen widerständigen Menschen, der sich gegen seine Zeit stellte: gegen die gelehrsam Humanisten, die sich im Studium antiker Schriften verlieren, die christlichen Theologen, die in ihrer Lehre den Körper und die Natur moralisieren, und besonders die Magier, Kurpfuscher und Alchemisten, die dem einfachen Volk vortäuschen, über ein geheimes Wissen zu verfügen.

In sechs chronologisch geordneten Kapiteln diskutiert Reinhardt das gesamte Leben und Werk Leonardos, auch er gestützt auf die reich erhaltenen Quellen über den Künstler, die bestens publiziert, laut dem Historiker »bisher allenfalls am Rande Beachtung gefunden« hätten (eine Behauptung, die nur als Abgrenzungsrhetorik verstanden werden kann, beachtet man die aktuelle kunsthistorische Forschung, die diese Quellen keineswegs »nur nebenbei und selektiv berücksichtigt«, wie Reinhardt meint [S. 18]). Tatsächlich gelingt es Reinhardt durch seine kritische und präzise Relektüre, dieser breiten schriftlichen Quellenbasis die wuchernden Legenden um den Ausnahmekünstler vor allem in Hinblick auf biographische Fakten effektiv in sich zusammenbrechen zu lassen (einzig eine Wiedergabe der reich zitierten Quellen im originalen Wortlaut wäre wünschenswert gewesen). Auch besticht dieses exzellent geschriebene, faktenreiche Buch durch die Klarheit in der Darstellung der historisch-politischen und familiendynastischen Zusammenhänge (eine Karte von Oberitalien zur Zeit der Renaissance und eine Zusammenstellung der wichtigsten Gemälde Leonardos sowie der zentralen Daten seiner Vita unterstützen eine rasche Orientierung). Weniger überzeugend allerdings sind die Bildanalysen, die etwas additiv aneinandergereiht, dem aktuellen Stand der kunsthistorischen Forschung nicht immer gerecht werden und, weil nicht genügend an den Bildern selbst oder den komplexen Debatten um diese orientiert, an einigen Stellen ihrerseits unkritisch bleiben (entsprechend lässt auch die Bildqualität durch das ganze Buch hindurch zu wünschen übrig). Reinhardts Erkenntnisinteresse ist ein historisches; nicht die Bilder, sondern der Mensch Leonardo steht in seinem Fokus, den Reinhardt letztlich als jemanden erscheinen lässt, der mit niemandem versöhnt war, »nicht mit seinen Mitmenschen, nicht mit seiner Familie und erst recht nicht mit der Natur« (S. 17). Hier zeigt sich in der Tat ein ganz anderes Bild des Künstlers, als Vahland es entwirft (man lese das Kapitel zu Leonardos »Leda« im Vergleich). Ob Reinhardts Bild von Leonardo die breite, interdisziplinäre Forschung über den »Maler-Philosophen« (S. 124) seinerseits versöhnen kann, wird sich noch zeigen. In jedem Fall ist dies ein sehr empfehlenswertes Buch für alle, die sich aus historischer Perspektive für den widerständigen Künstler und seine Zeit interessieren.

Marianne Koos

JÖRG SEILER (HRSG.): Literatur – Gender – Konfession. Katholische Schriftstellerinnen. Bd. 1: Forschungsperspektiven. Regensburg, Friedrich Pustet 2018. 216 S. m. Abb. ISBN 978-3-7917-3003-5. Kart. € 29,95.

Der im Rahmen eines an der Universität Erfurt angesiedelten DFG-Forschungsprojektes zu »Katholischen Schriftstellerinnen als Produkte und Produzentinnen ›katholischer Weiblichkeit‹?« erschienene Sammelband »Literatur – Gender – Konfession« stellt Band 1 einer weiter angelegten Reihe dar und versammelt 10 Beiträge von im Projekt arbeitenden bzw. kooptierten Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen unter dem Stichwort »Forschungsperspektiven«. Die Annäherung an katholische

Schriftstellerinnen in der Zeit zwischen 1908 und 1962 ist ein im Kontext der Kirchengeschichte sowie der Katholizismusforschung bislang nicht bearbeitetes Feld; der dem Projekt zugrundeliegende »intersektionale« methodische Zugang, vor allem der Ausgang von einem frauen- und geschlechtergeschichtlichen Ansatz eröffnet in diesem Sinn für die Katholizismusforschung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vielfältige neue Forschungsperspektiven. Das 2018 publizierte umfangreiche Werk über Carl Muth und die Zeitschrift »Hochland« (hrsg. v. Thomas Pittrof) verweist in nur einem Beitrag auf eine der katholischen Schriftstellerinnen, Gertrud von le Fort, wobei diese genau für ein spezifisches Bild »katholischer Weiblichkeit« steht, das der vorliegende Forschungsband durch die fundierte, interdisziplinäre Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Schriftstellerinnen aufbricht. Darin liegen das Verdienst dieses Buches und die Zielperspektive des Forschungsansatzes des Projekts, nämlich die »wesentlich größere Pluralität im Katholizismus bereits der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts [...] als bislang in der Forschung angenommen« (8) aufzuzeigen. Die Annäherung an verschiedene deutschsprachige katholische Schriftstellerinnen weist dabei sowohl auf deren innovativen als auch konservativ-bewahrenden Beitrag auf dem Feld des Katholizismus hin.

In den drei ersten Beiträgen werden von der Projektleitung – Jörg Seiler, Professor für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt, und der Projektmitarbeiterin Antonia Leugers – Forschungsansatz und Forschungsperspektiven skizziert; Holger Gast, Informatiker an der Universität Tübingen und kooptierter Projektmitarbeiter, stellt den mit dem Projekt verbundenen Aufbau einer umfassenden Datenbank zu katholischen Schriftstellerinnen vor. Der Begriff des Katholischen wird im Rahmen des Projekts nicht nur als »konfessionell-religiöse Beschreibung« verstanden, sondern als »eine kulturelle bzw. soziale Zuschreibung« (S. 8f.), und in diesem Sinn versucht das Projekt die Wechselwirkung beider Ebenen zu erforschen und den normativen, pragmatischen und performativen Aspekt dessen, was katholisch ist, im Blick auf die einzelnen Schriftstellerinnen auf individuell-biographischer und sozialer Ebene herauszuarbeiten.

Der Beitrag von Lucia Scherzberg, Systematikerin an der Universität des Saarlandes, diskutiert die methodischen Grundlagen des Projekts und macht auf das befreiende Potential aufmerksam, das die Berücksichtigung von Genderaspekten in der Katholizismusforschung bedeutet. Unter Rückbezug auf Analysen von Esther Hornung und Regine Gildemeister zum Gender-Begriff in der Kirchengeschichte macht sie deutlich, dass Kirchengeschichte »Antwort geben (muss) auf die Fragen, wie Geschlecht konstruiert, realisiert und gewandelt wurde, wie sich die Konstruktionen von Geschlecht im Wechsel der Zeiten änderten« (S. 78) und dass die Anwendung dieser Analysemuster auf die literarischen Texte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Dekonstruktion der Geschlechtertypologien bedeuten und zu einer differenzierten Auseinandersetzung mit der These der Feminisierung von Religion im 19. Jahrhundert und der Remaskulinisierung von Frömmigkeitsformen führen wird.

Die weiteren Beiträge des Bandes nähern sich Einzelperspektiven an und werfen aus unterschiedlichen thematischen Perspektiven einen Blick auf verschiedene katholische Schriftstellerinnen. Günter Häntzschel, emeritierter Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der LMU München, untersucht katholische Schriftstellerinnen in den Lyrikanthologien des Kulturkampfes (Emilie Ringseis, Therese Keiter und Hedwig Dransfeld), und Maria Cristina Giacomini, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, geht auf katholische Schriftstellerinnen im Literaturstreit ein und be-

leuchtet am Beispiel von Enrica von Handel-Mazzetti die Möglichkeiten und Grenzen literarischer Emanzipation. Sie legt eine spannende und höchst differenzierte Analyse des Romans »Jesse und Maria« von Enrica von Handel-Mazzetti vor, der 1904/05 als Vorabdruck in der Zeitschrift »Hochland« veröffentlicht worden ist und zu einem heftigen Literaturstreit führte. Über den Forschungsansatz des Erfurter Projekts wird eine neue Facette der Debatte um die Zeitschrift »Hochland« erschlossen, konfessionelle und geschlechtsspezifische Zuschreibungen werden durchlässig, wie es die in den konfessionellen Streitigkeiten des 17. Jahrhunderts eingebettete Auseinandersetzung zwischen den Protagonisten des Romans, der gläubigen Katholikin Maria und dem Protestanten Jesse, um ein Andachtsbild deutlich macht.

In den Beiträgen von Regina Heyder, Kirchenhistorikerin am Theologisch-Pastoralen Institut in Mainz und Vorsitzende der Theologischen Kommission des KDFB, zu zwei literarischen Werken von Gerda Krabbel und Hiltrud Häntzschel, freiberufliche Literaturwissenschaftlerin, zur Klostererziehung im Werk dreier katholischer Schriftstellerinnen werden stereotype Bilder »katholischer Weiblichkeit« aufgebrochen und sowohl Emanzipationsprozesse durch religiöse Bindungen als auch unfrei machende katholische Erziehungstraditionen herausgearbeitet. Mit dem Roman »Die Jungfrau« hat Gerda Krabbel das subversive Potential der jungfräulichen Lebensform aufgezeigt, auch als indirekten Protest gegen ein von der Nazi-Ideologie propagiertes Mutterbild; in den von Hiltrud Häntzschel analysierten autobiographischen und fiktionalen Texten von Annette Kolb, Mechthilde Lichnowsky und Marieluise Fleißer wird die Enge, Leibfeindlichkeit und Lebensabgewandtheit katholischer Erziehung im klösterlichen Umfeld herausgestellt.

Weitere interdisziplinäre Forschungsperspektiven werden in den letzten beiden Beiträgen des Bandes vorgestellt. Florian Mayr, an der Hochschule für Musik und Theater in München tätig, stellt Vertonungen von Texten der katholischen Schriftstellerinnen Ilse von Stach, Gertrud von le Fort und Ruth Schaumann vor, und Martin Papenbrock, Professor für Kunst- und Baugeschichte am Karlsruher Institut für Technologie, analysiert Frauenbilder »zwischen Madame und Madonna« auf Buchumschlägen katholischer Schriftstellerinnen, die nicht unbedingt mit dem Buchinhalt korrelieren, aber einen eigenständigen künstlerischen Umgang mit kulturell-geprägten Frauenbildern spiegeln.

Der erste Band des Erfurter Projektes zu katholischen Schriftstellerinnen macht deutlich, wie gerade über eine frauen- und geschlechtergeschichtliche Perspektive ein neuer Blick eröffnet wird auf die Katholizismusforschung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Das katholische Milieu in der Zeit der Modernismuskrisis war nicht homogen, sondern sowohl von konservativ-bewahrenden als auch emanzipativen Tendenzen geprägt, und das kann gerade auch am Plural von Bildern »katholischer Weiblichkeit« herausgearbeitet werden. Die Annäherung an Texte katholischer Schriftstellerinnen mit einer gender-theoretisch angelegten Methodik bricht normativ-kirchliche Weiblichkeitsvorstellungen auf und stellt die Vielfalt der Ausprägung des Katholischen heraus. Die These einer »Feminisierung von Religion« und »Maskulinisierung von Frömmigkeitsformen« im 19. Jahrhundert wird weiter ausdifferenziert, der Katholizismusforschung werden neue Perspektiven aufgetan und auch ein enger Blick auf Konfessionalität wird geweitet.

Mit Spannung können darum weitere Publikationen in dieser Reihe erwartet werden; ein weites Feld für neue Forschungsarbeiten ist eröffnet worden, und es ist zu wünschen, dass dabei auch der Blick über den deutschsprachigen Raum hinausgehen wird. Auch in formaler Hinsicht ist der Band sehr gut erarbeitet; weil es sich um einen Band zu »For-

schungsperspektiven« handelt, wäre ein bibliographischer Anhang jedoch hilfreich gewesen. Warum beim Stichwort »Eigensinn« (auch in Anführungsstrichen gesetzt, S. 8) der von Hans-Rüdiger Schwab herausgegebene Band »Eigensinn und Bindung. Katholische deutsche Intellektuelle im 20. Jahrhundert. 39 Porträts« (2008) unerwähnt geblieben ist, erschließt sich nicht.

Margit Eckholt

HELMUT LORENZ, ANDREAS ZEKORN (HRSG.): Schätze am Wegesrand. Kleindenkmale im Zollernalbkreis (Zollernalb-Profilreihe B, Bd. 4). Ostfildern: Thorbecke 2019. 348 S. mit zahlr. farb. Abb. ISBN 977-3-7995-1226-8. Geb. € 20,00.

Der von Helmut Lorenz und Andreas Zekorn herausgegebene Band dokumentiert die in den Jahren 2010 bis 2014 im Zollernalbkreis mit Hilfe ehrenamtlicher Helfer erfassten und inventarisierten Kleindenkmale. Beteiligt waren 116 ehrenamtlich Tätige. Getragen wurde das Projekt vom Schwäbischen Heimatbund, vom Landesamt für Denkmalpflege, dem Schwäbischen Albverein, der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalbkreis, dem Hohenzollerischen Geschichtsverein und dem Zollernalbkreis. Erfasst wurden von den Ehrenamtlichen 3.392 Kleindenkmale, darunter – um die Bandbreite dieses Begriffs zu veranschaulichen – 894 Kreuze aller Art, 776 historische Grenzsteine, 287 Brunnen und 113 Gefallenendenkmale, die nach vorgegebenen Erfassungsrichtlinien erhoben wurden. Die gesamte Liste der erfassten Kleindenkmale ist unter <http://www.zollernalbkreis.de/Lde/Startseite/Verwaltung/Projekt+Erfassung+der+Kleindenkmale+im+Zollernalbkreis.html> einzusehen. Im vorgestellten Band ist nur eine Auswahl von 440 der erfassten Kleindenkmale repräsentiert.

Zu den ältesten, noch ins Mittelalter datierenden Kleindenkmalen zählen das in Fachkreisen berühmte romanische Tympanon vom Kirchenportal in Rangendingen-Bietenhausen (S. 229; vgl. dazu – leider nicht ins Literaturverzeichnis aufgenommen – Ulrike Kalbaum, *Romanische Türstürze und Tympana in Südwestdeutschland*. Münster – München – Berlin 2011), das beeindruckende Brunnenhaus aus Rosenfeld von wahrscheinlich 1421 (S. 239), ein Grenzstein auf Gemarkung Hechingen von 1494 und verschiedene Sühnekreuze, die an begangene Verbrechen erinnern (z. B. Burladingen-Melchingen, S. 81f.). Viele Denkmale reflektieren die früher extrem herrschaftlich zersplitterte Situation im heutigen Zollernalbkreis, so verschiedene württembergische oder vorderösterreichische Herrschaftszeichen (z. B. S. 240f. Ritterbrunnen in Rosenfeld, S. 247 Grenzsteine in Heiligenzimmern und S. 284 in Winterlingen), wozu auch die Wirtshausschilder mit dem Doppeladler zählen (z. B. S. 82 in Burladingen-Melchingen oder Jungingen S. 197). Gewürdigt werden Denkmale, die an Unglücksfälle erinnern wie das Hochwasser von 1895 (z. B. Albstadt-Laufen, S. 13f.) oder die vielen Gefallenendenkmale zum Ersten und Zweiten Weltkrieg. Bemerkenswert sind auch Denkmale, die an Ereignisse aus dem hohenzollerischen Untertanenkonflikt erinnern (z. B. S. 149f. Fuchsstele aus Haigerloch-Owingen), die außergewöhnlichem Fastnachtsbrauchtum gewidmet sind (z. B. S. 121f. Narrenbrunnen in Grosseßlingen) oder die in den Zusammenhang des Hausierhandels im Killertal gehören (z. B. Burladingen S. 69 oder Jungingen S. 195f.). Zum Hausierhandel wäre, wenn dem Rezensenten diese kleine Eitelkeit nachgesehen wird, im Literaturverzeichnis zu ergänzen: Casimir Bumiller, *Auf der Reise. Skizzen zu einer Geschichte des Hausierhandels im Killertal*, in: *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg* 5 (1993), 7–62.

Schließlich fällt an dem Band insgesamt auf, dass, soweit man landläufig unter »Kleindenkmalen« eher an die vielen »alten« Wegkreuze, Sühnekreuze, Hauszeichen und -inschriften denkt, in diesem Band überaus viele moderne Denkmale aktueller Künstler im »öffentlichen Raum« dokumentiert sind, dass sich demnach also das Gewicht der Aufmerksamkeit allmählich weg von den »historischen« Kleinmonumenten zu den modernen und oft nicht einmal so »kleinen« Kunstwerken verlagert hat. Deshalb ist es auch folgerichtig, dass die Herausgeber ihre Dokumentation neben einem sachthematischen Verzeichnis (S. 327ff.) auch durch ein Verzeichnis der Kunstschaffenden (S. 313) erschlossen haben. Alles in allem ein schöner informativer Band, an dem jeder seine Freude haben wird, der auch an Kleindenkmalen in der Landschaft seine Freude hat.

Casimir Bumiller